

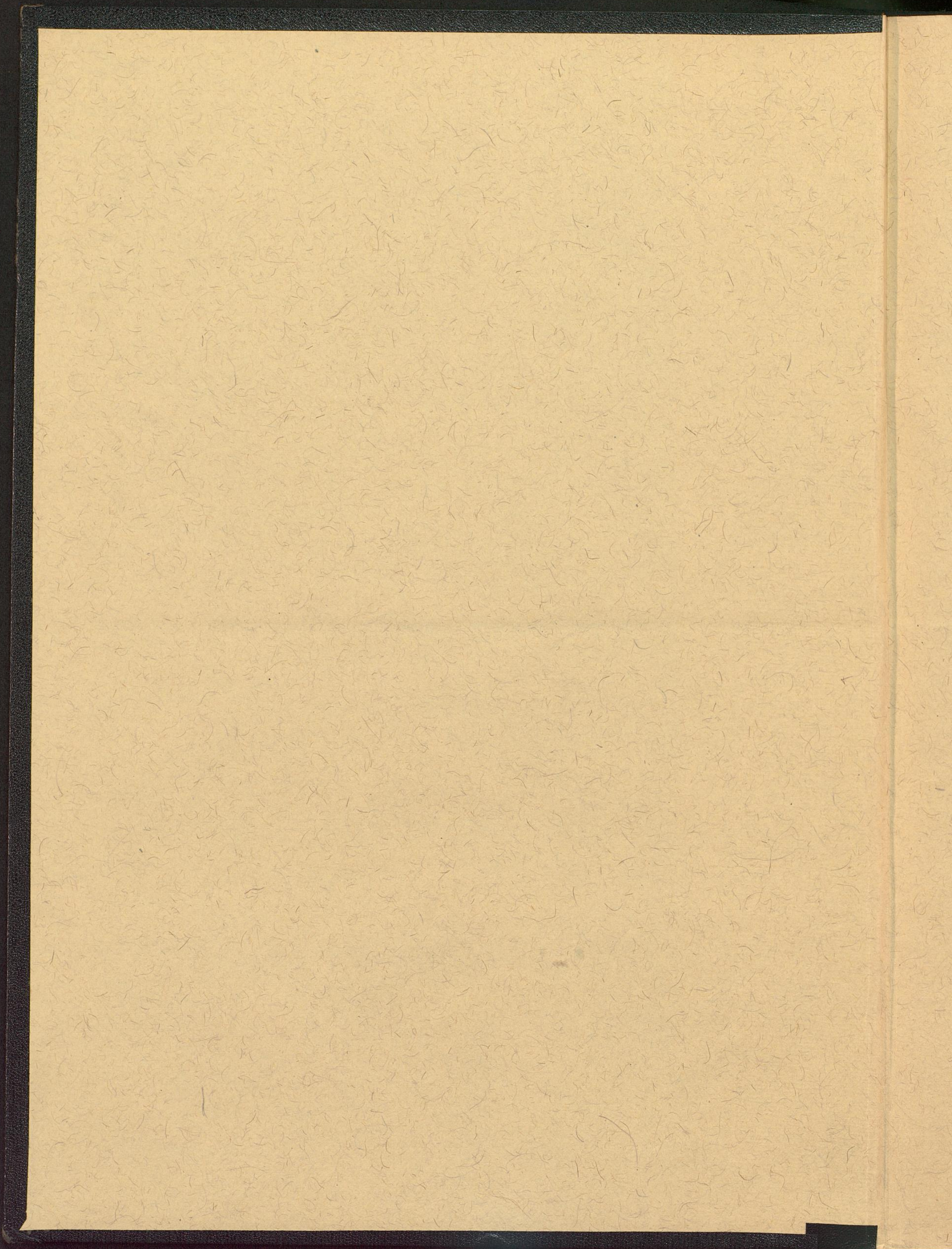
Or

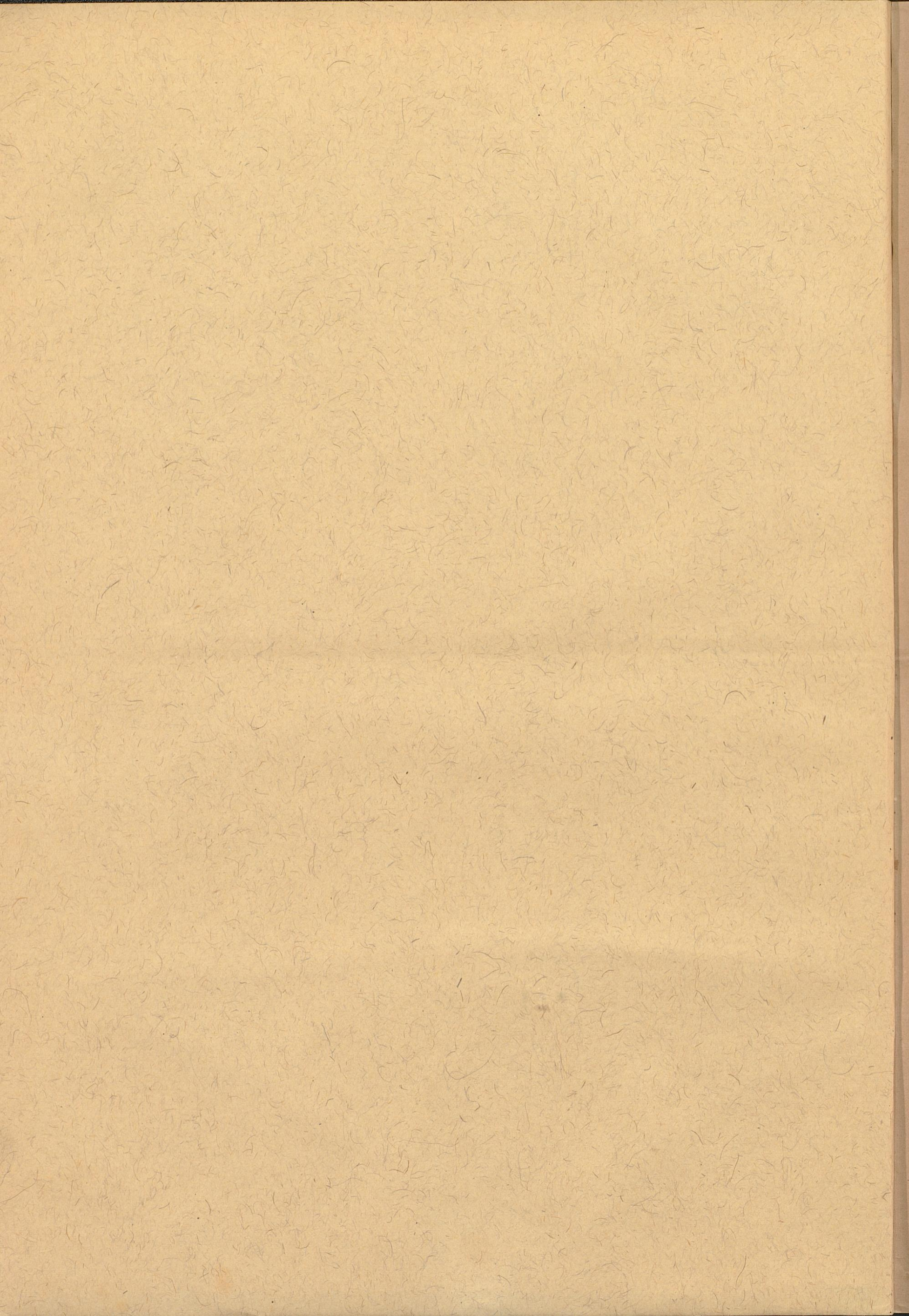
azar

57

(10)

4





DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 12.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 22. März 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Berthe.

Berthe zur Ball- und Gesellschaftstafel, aus 2 Volants englischer Spitzen gebildet, denen sich nach oben ein breiter, mit rosa Band unterlegter Puff von Tüll anschließt. 2 Schleifen von rosa Band mit flatternden Enden schließen die Berthe.

nicht von unten, sondern von der Höhe aus gehäkelt werden, so arbeitet man beim Beginn dieser Tour zuerst 6 Kettenmaschen, deren letzten 3 den Endmaschen der nächsten Tour als Grundlage dienen, schlägt alsdann 3 Mal um, läßt 2 Maschen der vorigen Tour liegen, sticht in die 3. Masche und häkelt aus einer Umschlagmasche das erste der 4 gekreuzten Stäbchen. Dann schlägt man wieder einmal um, läßt eine Masche unten liegen, häkelt in die nächste Masche das zweite Stäbchen, das dritte Stäbchen aus den noch übrigen

Umschlagmaschen — dann eine Luftmasche, schlägt wieder einmal um und vollendet mit dem vierten Stäbchen das Kreuz.

Bis zum nächsten Kreuz häkelt man 2 Luftmaschen, läßt unten eben so viel Zwischenraum — und so fort, bis mit 14 Kreuzchen die Tour beendet ist. Dann häkelt man wieder feste Touren wie zu Anfang, nimmt jedoch bei Beginn und Schluß jeder Tour eine Masche zu, so daß die mittlere der 7 Touren (die 4.) wieder 80 Maschen zählt; von da an nimmt man wieder ab und bildet dadurch bei jedem festen Streifen eine regelmäßige Spitze an jeder Seite. In dieser Weise setzt man die Arbeit fort, bis das Quadrat aus 9 festen durch 8 à jour Touren getrennten Streifen beendet ist, und näht an jeder Seite die Spitzen derselben so dicht als möglich zusammen.

Jetzt beginnt man die obere Rand-Garnitur und zwar auf folgende Weise:

Erste Tour. Nicht am Anfang, sondern am Ende eines Streifens schürzt man den Faden in die 5. Masche (vor der Vereinigung der Spitzen), häkelt 4 Luftmaschen und sodann ein Stäbchen in die 5. Masche des gegenüberliegenden Streifens und bildet durch dieses Verbindungs-glied zwischen beiden Streifen eine Oeffnung von einem halben Zoll im Durchmesser. Von diesem zuletzt gehäkelten Stäbchen an, dem Streifen entlang, arbeitet man eine Reihe durch eine Luftmasche von einander getrennter Stäbchenmaschen (35 an der Zahl); nach der 35. Stäbchenmasche eine Luftmasche und das nächste Stäbchen wieder in die 5. Masche des andern Streifens; diesen entlang dieselbe abwechselnde Reihe von Luft- und Stäbchenmaschen — das 35. Stäbchen dieser Tour wird durch die 3 Luftmaschen des Anfanges gebildet.

Zweite Tour: In jede Masche 2 Stäbchenmaschen.
Dritte Tour: ebenso.
Vierte Tour: In dieser Tour wird die Weite der eben

Gehäkeltes Strickkörbchen.

(In natürlicher Größe.)

Material: Strohgelber Brillanzwirn.

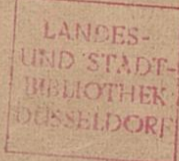
Wenn die geübten Blicke unserer Leserinnen die nachstehende Abbildung prüfen, erriethen sie gewiß schon, was wir so eben sagen wollen, daß diese Arbeit eine eben so leichte als belohnende ist. Sie zu einer „brillanten“ zu machen, hängt nur von dem Belieben der Arbeiterin ab, wenn sie sich dazu desselben Materials bedient, woraus unser Modell gefertigt ist: Strohgelber Brillanzwirn. Freilich nur ein bescheidenes, doch dem bescheidenen Zweck entsprechender Glanz, welcher das Körbchen wie aus Strohgeflecht mit Silberfäden durchwirkt erscheinen läßt.

Das Körbchen besteht aus 9 festen und 8 à jour Streifen, welche zusammen ein Quadrat von $\frac{1}{2}$ Elle bilden, und an den Seiten in Falten zusammengenommen werden.

Man schlägt 80 Maschen auf und häkelt darüber 7 Touren hin und zurück in dichtem gerippten Häkelsch, welcher u. A. in Nr. 4 des Bazar bei Gelegenheit des Wintertiefels genauer beschrieben ist. Zu Anfang jeder Tour wird eine Masche abgenommen, so daß zu beiden Seiten sich ein schräger Rand bildet. Die achte Tour, der à jour Streifen, wird in Kreuzstäbchen ausgeführt, und da dieselben



Berthe.



Gehäkeltes Strickkörbchen.

an den Seiten ebenfalls dicht zusammen, und näht es ringsum nach vorhergegangener Heften mit sauberen Seitenstichen innen fest. Die Rosetten werden folgendermaßen placirt: Eine an jede Seite, da wo das Körbchen in Falten zusammengenommen; die dritte in der Mitte des Innern dient dazu, auch an dieser Stelle Körbchen und Futter aneinander zu befestigen.

Um seiner Bestimmung vollständig zu genügen, wird das Körbchen noch mit ein paar niedlichen Strickscheiden ausgestattet, welche in der Weise an dasselbe befestigt werden, daß die Deffnung oberhalb der Rosetten zum Durchstecken der Stricknadeln dient.

[2114]

Herrenschuh.

Material: Tuch und feine Lize.

Dieses Muster gehört, wenn es geschmackvoll ausgeführt wird, zu den reichsten und schönsten. Es wird auf Tuch gearbeitet mit der feinsten Lize; schwarz auf rothem Grunde sieht sehr gut aus, doch bleibt natürlich die Wahl der Farben der Arbeiterin überlassen. Nicht allein, daß der Geschmack verschieden ist, es müssen auch der Meinung Dessen Rücksichten gezolet werden, der die Schuhe tragen soll. Manche Herren hassen helle Farben an ihrer Kleidung, und wo diese Abneigung einmal existirt, verkleinert es den Werth der Gabe, wenn eingewurzelte Antipathien oder alte Gewohnheiten durch dieselbe beleidigt werden.

Die Zusammenstellungen von schwarz und grau, braun und blau, oder zwei Farben braun sind angenehm für das Auge, ohne auffallend zu sein. Beim Anfnähen der Lize ist zu erinnern, daß sie an den Enden der Schlingen, welche das innere Muster bilden, nicht platt gelegt werde. Das Aufrechtstehen derselben an diesen Stellen trägt viel zur Leichtigkeit und zur Schönheit der Arbeit bei.

Es bedarf für sachkundige Stickerinnen kaum der Erwähnung, daß dieses Muster auch zur elegantesten Ausführung Gelegenheit bietet.

Wir rechnen dahin die Ausführung in echter Gold- oder Silberlize auf echtem Sammet. Ueber die Wahl der Farbe des Letzteren hätte natürlich nur der Ge-

schmack zu entscheiden und würden dazu blau, roth, grün, pensee, braun, zwar von verschiedenem, doch gewiß von schönem Effect sein. [2096]

Türkisches Ruhekissen.

Material: Sammet, Goldfittern und Goldfäden.

Wir geben hiermit unsern Leserinnen die Abbildung eines Musters, dessen Original uns aus Constantinopel zugekommen, aus der romantischen Kaiserstadt, deren Magazine stets für den Fremden ein eigenthümliches Interesse haben. So ward auch das in Rede stehende Modell für den Bazar uns überbracht von einem Geschäftsfreunde, der das Kissen in Constantinopel von einem dortigen Kaufmann erstanden. Wir freuen uns, dieses eigenthümlich orientalische Dessin hier mittheilen zu können, weil es jedenfalls von hohem Interesse ist zu sehen, wie der capriciöse Instinct, welchen wir „Geschmack“ nennen, sich bei andern Völkern äußert. Schwerlich würde ein deutscher, englischer oder französischer Künstler ein Muster wie das vorliegende erfunden haben; auch behaupten wir keineswegs, daß es durch besondere Schönheit sich auszeichne; wohl aber zeichnet es sich aus durch nationale Eigenthümlichkeit und einen gewissen Ausdruck des Stils, welcher es der Mittheilung wie der Nachahmung werth macht.

Das Material zu diesem Kissen ist ein Stück Sammet, Goldfittern und Goldfäden. Die kurzen Striche, aus denen das Muster besteht, werden jeder durch einen Stich gebildet. Die Farbe des Sammets ist natürlich Sache des Geschmacks, doch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß dunkelblau, dunkelgrün und dunkelroth zu Gold sehr schön ausseht. Auch Silberfäden und Silberfittern bringen einen schönen Effect hervor, doch empfehlen wir sie nicht für dieses Kissen, wie überhaupt für keinen Gegenstand, welcher der häuslichen Atmosphäre dauernd ausgefetzt ist. Sie verlieren zu bald den Glanz und werden so unscheinbar, daß man die zu ihrer Verarbeitung angewandte Mühe als verschwendet betrachten muß.

Wie ein Blick auf die Zeichnung ergibt, ist dieses Kissen auch ganz zur Ausführung in Schmelz und Perlen geeignet, und würde auf himmelblauem, rothem oder grünem Sammetgrunde einem eleganten Canapee zur höchsten Zierde gereichen — aber — wohlverstanden — nur zur Zierde. Der wirkliche Gebrauch als „Schlummerkissen“ würde die Reihen der Schmelzperlen dergestalt lichten, daß in kurzer Zeit das Muster nur noch aus Bruchstücken errathen werden könnte. [2108]



gehäkelten Garnirung zu regelmäßigen Tollen gebildet, indem man stets in jede 18. Masche eine feste Masche und dazwischen 4 Luftmaschen häkelt, — doch so, daß die Tollen sich nach außen legen.

Der Bügel. Dazu werden 11 Maschen angeschlagen und die Jacken in dem gerippten Häkeltuch dadurch gebildet, daß in die mittlere (6.) Masche jeder Tour 3 Maschen kommen, während von den Randmaschen immer so viel stehen bleiben, daß die Zahl 11 nie überschritten wird. Dadurch formen sich die Rippen an den Seiten zu kleinen Spitzen, die nach Beendigung des Bügels zum Anschlingen der Kette dienen, welche die Seitenverzierung desselben ausmacht. Sie wird auf folgende Weise gearbeitet: In jede vorstehende Spitze 1 feste Masche, dazwischen 3 Luftmaschen. Länge des Bügels: $\frac{6}{16}$ Elle.

Zur Vollendung des Körbchens gehören noch 3 Rosetten, welche auf folgende Weise gearbeitet werden: Man schlägt 8 Maschen auf und vereinigt sie zu einer Rundung. In der folgenden Tour wird in jede Anschlagmasche 1 Stäbchenmasche und dazwischen stets 3 Luftmaschen gehäkelt; in der nächsten Tour wird jede der 8 Schlingen auf folgende Art ausgefüllt: 1 feste Masche, 1 kleine Stäbchenmasche, 3 große Stäbchenmaschen, 1 kleine Stäbchenmasche, 1 feste Masche.

Letzte Tour: In jede vorhandene Masche eine feste Masche.

Wenn nun die einzelnen Theile des Körbchens beendet sind, so kann die Vollendung mit dem Annähen des Bügels (an der innern Seite) beginnen. Das Futter muß um so viel, als der Umschlag erfordert, größer wie das gehäkelte Quadrat geschnitten werden. Zum Behuf des Fütterns wendet man das Körbchen um, zieht das Futter

Kindertoilette.

Wenn wir heute von der Garderobe der Damen weniger als gewöhnlich berichten, und uns hauptsächlich der der Kinder zuwenden, so haben wir von den meisten unserer Leserinnen dennoch Billigung zu erwarten, denn welche zärtliche Mutter oder sorgsame Schwester vergäße nicht über der Freude, ihre Lieblinge zu schmücken, den eigenen Puz! Man muß gleichwohl zugestehen, daß das Streben mancher Mutter, ihre Kinder von der Wiege an wie Prinzen und Prinzessinnen zu kleiden, oft in Thorheit ausartet; und die undankbaren kleinen Schreibhölzer achten ihrer prächtigen mit weißer Seide gefütterten Spitzenhäubchen so wenig und sträuben sich eben so gegen den Zwang eines seidengestickten Caschmirkleidchens, als ob es von einfachem Percal wäre.

Da unsere heutige Nummer einige der beliebtesten Formen der Toilette für Kinder durch Abbildungen zur Anschauung bringt, und wir durch wiederholte Beschreibungen nicht ermüden mögen, so wollen wir hier der Kindertoilette nur im Allgemeinen gedenken.

Kleider von Popeline oder gemustertem Droquet (Halbwolle) werden ohne Volants, nur mit Sammet- oder Pofamentierbesatz getragen; — zur Putztoilette der kleinen Mädchen jedoch, an Taffetkleidern z. B., sind Volants gestattet, nur möchten wir warnen, diese Volantroben nicht durch gar zu bauschigen Crinoline zu stützen, wodurch, abgesehen von der Schädlichkeit eines so abstehenden Kleides, die armen kleinen Mädchen wandernden aufgespannten Regenschirmen gleichen.

Knaben von 7—10 Jahren tragen meistens anliegende Kleider, Beinkleid sowohl als Jäckchen; über dieses Alter hinaus, als Gymnastasten, Cadetten, Fähnrich u. s. w., sind sie uns jedoch völlig erwachsen und mögen behufs ihrer Kleidung sich an einen marchand tailleur für Herren wenden.

Die jungen Mädchen desselben Alters aber nehmen wir in besondern Schutz; — wir haben das schon häufig bewiesen, und geben nur heute unsere Fürsorge durch den wohlge-meinten Rath zu erkennen, ja keinen andern als einen Prophetenhut zu tragen, dessen lang herabhängende Spitze die Knope eines blühenden Mädchengesichtes gar zu anmuthig durchschimmern läßt.

Die hohen weißen Taillen für Mädchen sind eine zu angenehme und kleidende Tracht, als daß sie nicht zum Frühjahr noch mehr als im Winter begünstigt werden sollten. Man fertigt sie aus feinem Mull mit Stickerei oder Spitzenverzierung. Doch auch die weißen glatten Schoosjäckchen von Piqué werden in der wärmeren Jahreszeit sogar zur Straftoilette sich noch en vogue erhalten.

Im Uebrigen haben die kleinen Damen alle Umhüllungen mit ihren Müttern gemein, oder können sie wenigstens mit ihnen gemein haben, obgleich nicht jede Mantelform Kindern gut steht.

In Nr. 14 des Bazar werden wir diesen Bericht durch mehrere Schnitte zu Kinderanzügen ergänzen, und geben jetzt zu unsern heutigen Abbildungen von Kindertoiletten und deren Beschreibung über. [2121]

Nr. 1. Anzug eines Knaben von 3 Jahren.

Blouse von lila und weiß carrirtem Popeline mit Besatz und Aufschlägen von pensee Sammet. Das anschließende Leibchen ist eckig ausgeschnitten und hat einen Schoos und tragbandähnlichen Auspuß von Sammet, welcher letztere sich zur Verzierung des Rockes verlängert.

Chemiset von gefaltetem Mouffeline, Unterarmel von demselben Stoff und gestickte Pantalons. [2180]

Nr. 2. Anzug eines Mädchens von 8 Jahren.

Kleid von dunkelgrünem Taffet, vom Knie an nach oben mit schwarzem schmalen Sammetband dicht besetzt, in der Weise, daß unten 1/4 Elle des Rockes frei bleibt. Die Berthe und die kurzen Aermel haben dieselbe Verzierung schwarzer Sammetbändchen. Bei dem uns vorliegenden Original fällt über Rock und Berthe eine Jacken-Garnitur von dem Stoffe des Kleides, doch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß diese leicht aufgehästete Garnitur, ohne der Wirkung zu schaden, entbehrlich gemacht werden kann, indem man die jedenfalls viel Zeug erfordernden Jacken durch den unterbrochenen, pyramidenartigen Besatz der Sammetbändchen nur scheinbar herstellt. Diese Aenderung ist bei Rock und Berthe zulässig. Dazu Chemiset und Unterarmel von Mull. [2183]

Nr. 3. Anzug eines Mädchens von 8 Jahren.

Kleid von blauem Taffet, an den Seiten des Rockes mit pyramidenartig aufgesetzten dunkelblauen Sammetborten, deren jede einzelne an beiden Enden mit einem Knopf befestigt ist. Glattes hohes Jäckchen mit langen Schößen und der entsprechenden Garnitur von Brandenburgs und blauer Sammetborte. Dazu gestickter Kragen und Ballen-Unterarmel mit gestickter Manchette. [2184]

Nr. 4. Anzug eines Knaben von 6 Jahren.

Costüm Louis XIII. von kaiserblauem Sammet, bestehend in einer wamsartigen Blouse und sehr weiten Beinkleidern mit gestickter Bordüre von Battist. Unterarmel und Kragen von gleichem Stoff und übereinstimmender Stickerei.

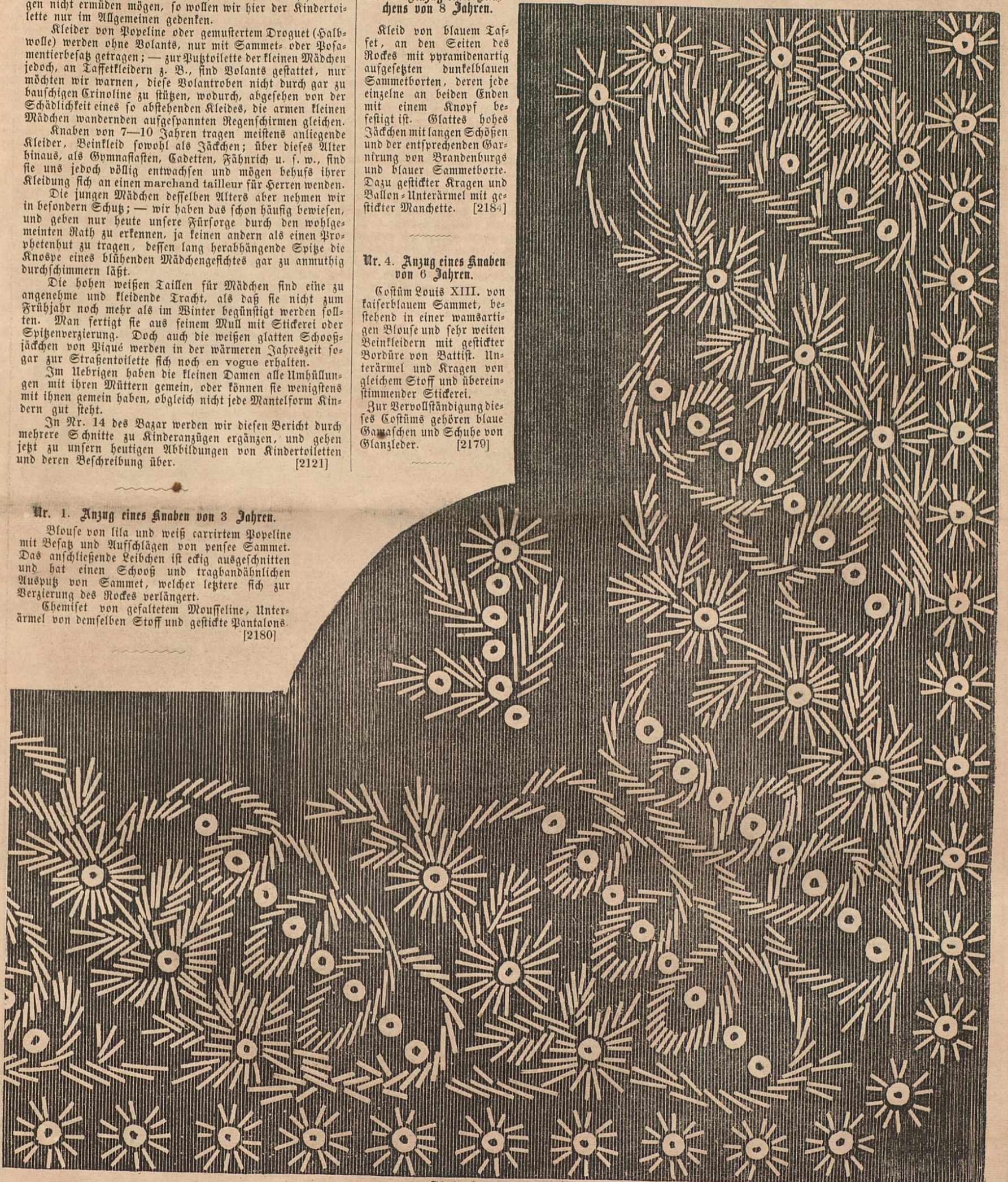
Zur Vervollständigung dieses Costüms gehören blaue Gamaschen und Schuhe von Glanzleder. [2179]

Nr. 5. Anzug eines Mädchens von 12 Jahren.

Kleid von braun und rosa gestreiftem Taffet, ohne Volant, Frühjahrs-Mantelchen von grauem Damentuch, mit Pofamentierborte besetzt. Dieser Mantel (manteau Berthe) erinnert in seiner Form etwas an eine Glocke, ist jedoch sehr kleidend und bequem. Für die freiere Bewegung der Arme sind Einschnitte angebracht, damit der Mantel vorn geschlossen bleiben könne. Hut von rosa Taffet mit rosa und grauem Band garnirt. Im Innern des Schirmes kleine Rosen in einer Tüllrüsche. Stiefelchen von grauem Glacé.

Nr. 6. Anzug eines Mädchens von 5 Jahren.

Kleid von himmelblauem Taffet mit schwarzem Sammetband garnirt, Paletot von grauem leichten Wollenstoff mit bogenförmigem Besatz von Seidenplüsch in dunkelrother Farbe. (Paletot Mina genannt.) Hut von himmelblauem Taffet mit einfacher Tüllrüsche im Innern des Schirmes. Stiefelchen von grauem Caschmir. [2181]



Türkisches Ruckkissen.

Nr. 7. Anzug eines Mädchens von 5 Jahren.

Kleid von kastanienbraunem Popeline mit glattem Rock. Das hochhinaufgehende Leibchen hat einen schuuartigen Besatz von Franzen derselben Farbe, welcher an dem faltigen Schooß und den Ueberärmeln sich wiederholt. Kragen von gesticktem Mouffeline, gestickte Pantalons; im Haar eine schwarze Sammettschleife. [2182]

Nr. 8. Anzug eines Mädchens von 10—12 Jahren.

Kleid von luisenblauem Taffet mit 3 Volants, dazu Basquine von grauem Damentuch mit schwarzer Sammet-Einfassung verziert und vorn durch eine Reihe sehr großer Knöpfe geschlossen. Prophetenhut von schwarzem Plüsch mit schwarzen Federn und blauen Schleifen.

Frühjahrs-Mäntel.

Gewiß lesen die Freundinnen unserer Zeitung eben so gern diese Ueberschrift, als wir sie schreiben, und so sehr unser Streben dahin geht, dieselben recht früh mit dem Neuesten, was ins Gebiet der Mode oder weiblicher Arbeit gehört, bekannt zu machen, so sehnlich wünschen wir, der Frühling möge mit unsern Mänteln zugleich erscheinen, d. h. sehr früh; ihm allein könnten wir's sogar verzeihen, wenn er uns zuvorkäme.

Kindergarderobe.



Nr. 1. Kindergarderobe.

Die in Nr. 23 des vorigen Jahrganges gebrachten Modelle von Wintermänteln, welche dem Magazin von Theodor Morgenstern in Paris und Berlin (Berlin, Friedrichstraße) entnommen waren, haben so allgemein gefallen, daß wir auch unsere heutigen Frühjahrs-Mäntel nach Originalen desselben Magazins copiren ließen. — Wir bringen heute nur 4 Modelle, werden aber in einer der nächsten Nummern eine größere Auswahl folgen lassen und wollen dann bei der Wahl namentlich darauf Rücksicht nehmen, daß wir nur solche Mäntel und Mäntelchen bringen, welche wohl geeignet sind, auch an kühlen Sommerabenden eine leichte und doch schützende Bedeckung zu gewähren.

In Nr. 10 des Bazar, bei Gelegenheit der Beschreibung des Talma und der Basquine, sprachen wir bereits über Mantelstoffe im Allgemeinen und können jetzt nur bestätigen, daß nach dem Sammet, als dem Elegantesten, das Tuch, namentlich das graue, in allen möglichen Nuancen und Mischungen mit größter Vorliebe benutzt werden wird.

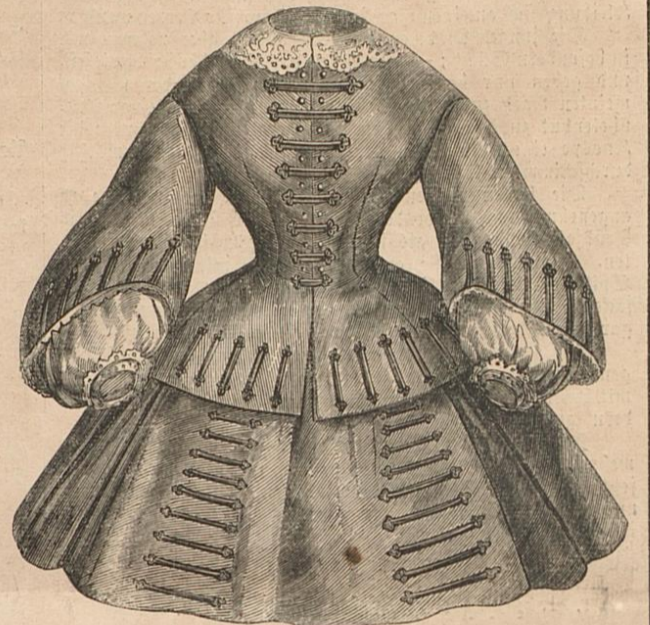
Man bezeichnet dieses weiche glanzlose Tuch, welches in hellen melirten Farben am häufigsten zu Mänteln benutzt wird, mit dem Namen Sommer-Velour; der Geschmack neigt sich diesem einfachen Stoffe so ausschließend zu, daß die in Paris so beliebten, in zwei Farben gestreiften Stoffe (sowohl lang als quer gestreift), welche jedenfalls neuer sind, hier noch nicht zur Geltung gelangen können. Mehr Beifall finden die einfarbigen, quergestriipten Stoffe, welches ein Beweis mehr ist, daß das Streben, auf der Straße „solid“ zu erscheinen, bei unserer Damenwelt zum löblichen Princip geworden ist. Der Schnitt der Frühjahrsmäntel neigt sich durchgängig dem Talma zu.



Nr. 2. Kindergarderobe.



Nr. 4. Kindergarderobe.



Nr. 3. Kindergarderobe.



Nr. 5. 6. Kindergarderobe.



Nr. 7. 8. Kindergarderobe.

Frühjahrs-Mantel.



Nr. 1.



Nr. 2.

ist also, in Berechnung des Crinoline, anlegend, da die untere Weite eines Mantels gewöhnlich nur 3 Ellen 1 Viertel, höchstens 3 Ellen 1 1/2 Viertel beträgt.

Die kleinen Verschiedenheiten des Schnittes, sowie die modernsten Genres der Garnirung, bringen die heute mitgetheilten Abbildungen von Frühjahrsmänteln zur Anschauung und gehen wir jetzt zur Beschreibung derselben über.

Nr. 1. Mantel à la Ristori. Dieser Mantel ist von hellgrau melirtem Sommer-Beour mit Besatz und Velerine von Sammet.

Vielleicht erweckt der Name: „à la Ristori“ bei Denen, welche die große italische Bühnenkünstlerin zu bewundern Gelegenheit hatten, ein Interesse für die Form des Mantels, die sie vorzugsweise begünstigt, und welche deshalb ihren Namen trägt, doch bedarf im Grunde eine so zweckmäßige und graciöse Form zu ihrer Empfehlung dieser Verwandtschaft mit der Kunst nicht. Sie spricht für sich selber.

Nr. 2. Burnous von grauem Tuch mit Capuchon, dem Talma ähnlich geschnitten und nur auf der Schulter nach dem Halsauschnitt zu mit einem Cinnäher versehen, dessen Tiefe und Länge von der Figur der Trägerin abhängig ist.

Die Länge dieses Mantels beträgt ringsum eine Elle und verringert sich nur nach vorn um 2/19 Elle. Das vom Halsauschnitt bis zur hinteren Spitze 1/2 Elle lange Capuchon schließt mit einer grauseidenen Troddel und läuft vorn in langen Enden aus, deren Form die Abbildung deutlich zeigt.

Mantel und Capuchon haben als gemeinsame Verzierung eine fingerbreite Einfassung von grauem Atlas und vier in Zwischenräumen aufgesetzte Lizen in grauer Schattirung, die, dem Atlasstreifen zunächst, mit Schwarz beginnen und nach oben zu mit dem hellsten Grau endigen. Aus denselben Lizen ist auch das Pyramidenmuster gebildet, welchem dieser Mantel hauptsächlich sein distinguirtes Aussehen verdankt. Die Weite des Mantels faßt 13 solcher Pyramiden, deren eine wir umstehend in Originalgröße mittheilen, weil die Nachahmung dieses Besazes eben so leicht als belohnend sein dürfte. Die Franze selbst in ganzer Länge abzubilden, gestattete leider der Raum nicht, doch ergibt die Zeichnung des Mantels im Vergleich mit der Abbildung der Negborte in Originalgröße das Längen-Verhältniß der Franze von selbst.

Nr. 3. Mantel von grauem Tuch (Talmaschnitt), des-

sen spizer Kragen auf dem Rücken mit einer Quaste verziert ist und vorn in langen Enden ausläuft. Der Aermel ist an den Mantel geschnitten, der Ueberschlag des Aermels jedoch, dessen Form die Abbildung zeigt, angelegt und mit leichten Strichen angebefest. Auf die lose herabhängende Spitze dieses Ueberschlags fällt eine Troddel, welche am untern Ende der Aermelöffnung befestigt ist.

Der Besatz dieses Mantels besteht aus Schrägstreifen von grauem Atlas und schmalen Soutasche-Borten, welche in 4 Reihen von Schwarz bis ins helle Grau in kleinen Zwischenräumen übereinander gesetzt sind. Ueberhaupt werden unsere Leserinnen aus mehreren der mitgetheilten Modells erfassen, daß in Bezug der Garnirung mit Lize und Borte der Geschmack für ombrierten (schattirten) Besatz vorherrscht.

Nr. 4. Mantel von hellgrauem Tuch mit Aermeln, welche an das Rückentheile geschnitten werden. Die Weite dieses Mantels beträgt 3 Ellen 1 1/2 Viertel, die vordere Länge 1 Elle 1/2 Viertel, die hintere Länge 1/16 mehr. Der berthenartige Kragen ist 2/16 Elle breit, vom Halsauschnitt an, hinten in der Entfernung einer kleinen Viertel Elle aufgesetzt und läuft von den Schultern ab schräg bis zur Taille, den Mantel vorn 1/2 Viertel Elle frei



Nr. 3.



Nr. 4.

lassend, damit das Palmenmuster Raum behalte. Diese Palmen haben die Länge einer Viertel Elle; ihre untere Breite beträgt 2 Zoll, die obere etwas weniger. Sie sind in der Form aus grauem Atlas gebildet und mit 4 Reihen seidener, schwarz und weißer Lize besetzt.

Die diesen gewundenen Atlasstreifen umschlingenden Krabestben sind von der gleichen Lize gebildet. 7 solcher Palmen bilden die Ausschmückung des Kragens, 3 die des Ärmels und 2 mal 4 die des vorderen Mantels. Der am untern Rande desselben, am Halsauschnitt und am Kragen sichtbare Besatz ist ein grauer Atlasstreifen, von der Breite eines Zolles mit Lize eingefasst, die den Kragen und den untern Rand des Ärmels zierende Franze ist von grauer Seide ($\frac{1}{2}$ Viertel Elle breit). [2110]

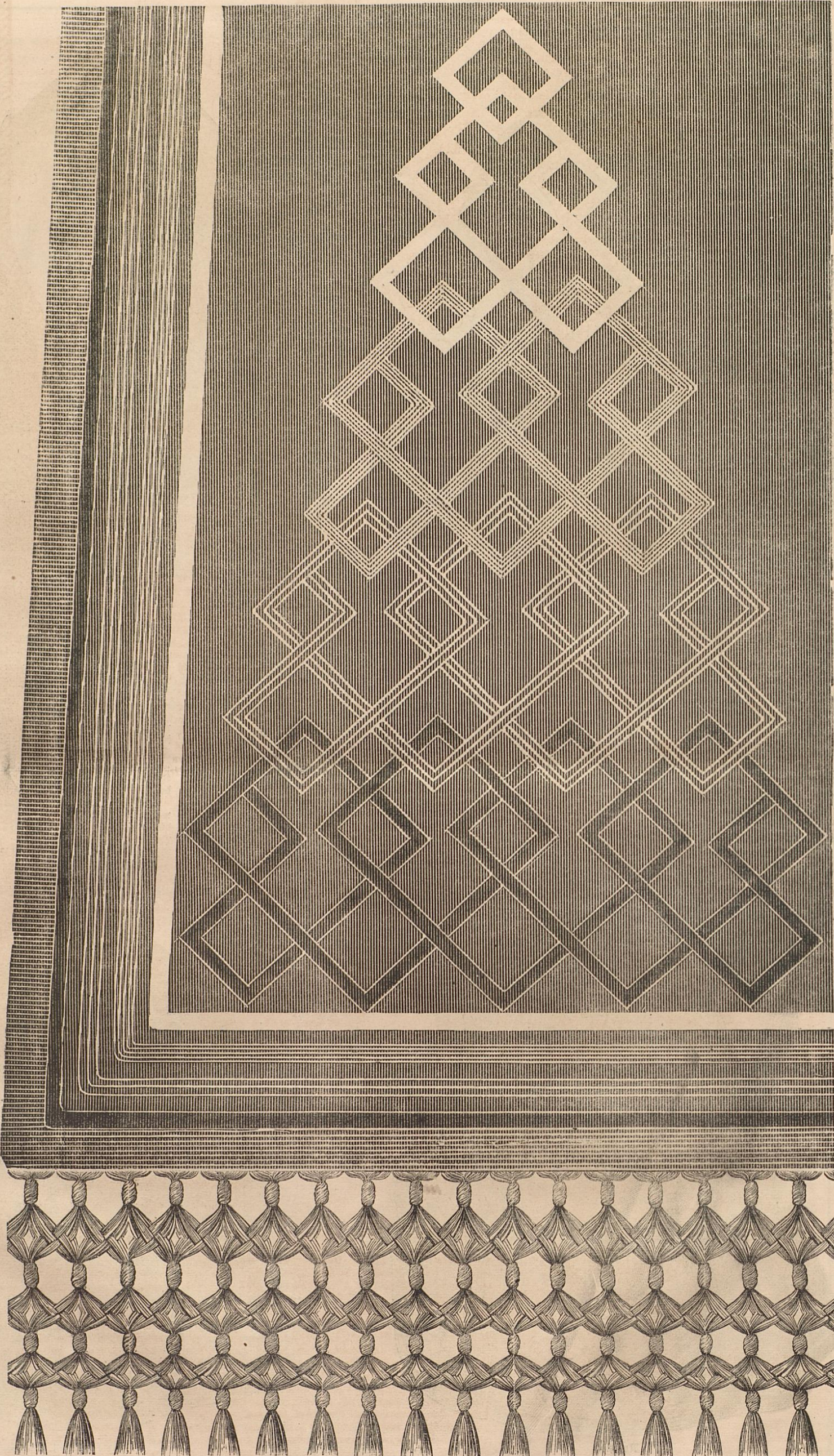
Kragen

in englischer und französischer Stickerei.
Material: Battist oder dichter Nanke.

Jede einigermaßen im Sticken geübte Dame wird sicher ohne besondere Anleitung die Ausführung des vorliegenden Musters unternehmen können, dessen reiche Eleganz durchaus keine Schwierigkeit und eine verhältnismäßig geringe Mühe auferlegt. Da wir aber stets darauf bedacht sind, auch das weniger Schwere ganz verständlich für diejenigen zu machen, welche noch keine ganz sichere Hand, kein ganz geübtes Auge für dergleichen Arbeiten haben, so lassen wir eine detaillirte Erklärung des Musters folgen.

In französischer Stickerei auszuführen sind erstens: die großen und kleinen Sternblumen oder Rosetten mit getheilten Blättern am Ausschnitt des Halses und in der Mitte des Kragens. Die innere Rundung dieser Rosetten wird ausgeschnitten, mit dichtem Stielstich umgeben und bei den größeren mit einem Mädchen von feinem Zwirn verziert. Ueber derartige Verzierungen Näheres zu berichten, behalten wir uns vor; die einfachen Mädchen oder sogenannten „Spinnen“ sind bekannt, und nach der Zeichnung leicht auszuführen.

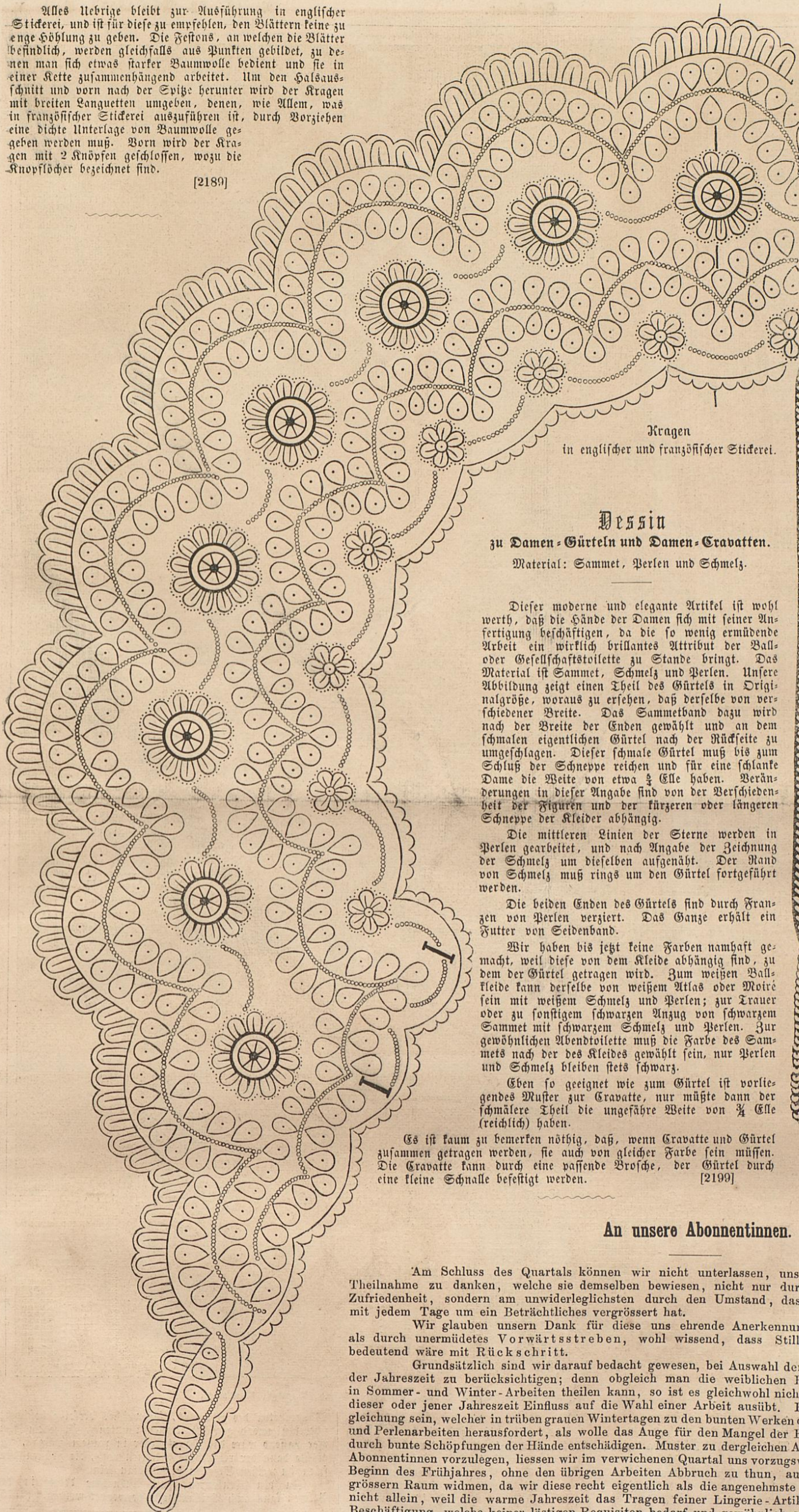
Außerhalb sind die runden Blätter der Rosetten mit dichten Steppstichen umgeben, was denselben ein besonders kunstvolles Ansehen giebt. Die Bogen, durch welche die Blumen verbunden sind, ebenfalls mit etwas weilläufigen doppelten Steppstichen (dickeren Punkten) gebildet. Ferner ist in französischer Stickerei die Randverzierung auszuführen. Dieselbe besteht ebenfalls aus getheilten einzelnen Blättern, welche nach Innen durch einen dünnen Stielstich zu Festons verbunden, nach Außen mit einer ganz feinen Lanzette umgeben sind.



Besatz in natürlicher Größe, zum Frühjahrmantel Nr. 2.

Alles Uebrige bleibt zur Ausführung in englischer Stickerei, und ist für diese zu empfehlen, den Blättern keine zu enge Föhlung zu geben. Die Festsens, an welchen die Blätter befindlich, werden gleichfalls aus Punkten gebildet, zu denen man sich etwas starker Baumwolle bedient und sie in einer Kette zusammenhängend arbeitet. Um den Halsausschnitt und vorn nach der Spitze herunter wird der Kragen mit breiten Lanquetten umgeben, denen, wie Allem, was in französischer Stickerei auszuführen ist, durch Vorziehen eine dicke Unterlage von Baumwolle gegeben werden muß. Vorn wird der Kragen mit 2 Knöpfen geschlossen, wozu die Knopflöcher bezeichnet sind.

[2189]



Kragen
in englischer und französischer Stickerei.

Dessin
zu Damen-Gürteln und Damen-Gravatten.
Material: Sammet, Perlen und Schmelz.

Dieser moderne und elegante Artikel ist wohl werth, daß die Hände der Damen sich mit seiner Anfertigung beschäftigen, da die so wenig ermüdende Arbeit ein wirklich brillantes Attribut der Balls- oder Gesellschaftstoilette zu Stande bringt. Das Material ist Sammet, Schmelz und Perlen. Unsere Abbildung zeigt einen Theil des Gürtels in Originalgröße, woraus zu ersehen, daß derselbe von verschiedener Breite. Das Sammetband dazu wird nach der Breite der Enden gewählt und an dem schmalen eigentlichen Gürtel nach der Rückseite zu umgeschlagen. Dieser schmale Gürtel muß bis zum Schluß der Schneppe reichen und für eine schlanke Dame die Weite von etwa $\frac{3}{4}$ Elle haben. Veränderungen in dieser Angabe sind von der Verschiedenheit der Figuren und der kürzeren oder längeren Schneppe der Kleider abhängig.

Die mittleren Linien der Sterne werden in Perlen gearbeitet, und nach Angabe der Zeichnung der Schmelz um dieselben aufgenäht. Der Rand von Schmelz muß rings um den Gürtel fortgeführt werden.

Die beiden Enden des Gürtels sind durch Franzen von Perlen verziert. Das Ganze erhält ein Futter von Seidenband.

Wir haben bis jetzt keine Farben namhaft gemacht, weil diese von dem Kleide abhängig sind, zu dem der Gürtel getragen wird. Zum weißen Ballskleide kann derselbe von weißem Atlas oder Moiré sein mit weißem Schmelz und Perlen; zur Trauer oder zu sonstigem schwarzen Anzug von schwarzem Sammet mit schwarzem Schmelz und Perlen. Zur gewöhnlichen Abendtoilette muß die Farbe des Sammets nach der des Kleides gewählt sein, nur Perlen und Schmelz bleiben stets schwarz.

Eben so geeignet wie zum Gürtel ist vorliegendes Muster zur Gravatte, nur müßte dann der schmälere Theil die ungefähre Weite von $\frac{3}{4}$ Elle (reichlich) haben.

Es ist kaum zu bemerken nöthig, daß, wenn Gravatte und Gürtel zusammen getragen werden, sie auch von gleicher Farbe sein müssen. Die Gravatte kann durch eine passende Brosche, der Gürtel durch eine kleine Schnalle befestigt werden. [2199]



Damen-Gürtel.

An unsere Abonnentinnen.

Am Schluss des Quartals können wir nicht unterlassen, unsern Interessentinnen für die erhöhte Theilnahme zu danken, welche sie demselben bewiesen, nicht nur durch zahlreiche schriftliche Zeichen der Zufriedenheit, sondern am unwiderleglichsten durch den Umstand, daß die Zahl unserer Abonnentinnen sich mit jedem Tage um ein Beträchtliches vergrößert hat.

Wir glauben unsern Dank für diese uns ehrende Anerkennung nicht besser bethätigen zu können, als durch unermüdetes Vorwärtstreben, wohl wissend, dass Stillstand auch hier, wie überall, gleichbedeutend wäre mit Rückschritt.

Grundsätzlich sind wir darauf bedacht gewesen, bei Auswahl der Muster stets die besonderen Bedürfnisse der Jahreszeit zu berücksichtigen; denn obgleich man die weiblichen Handarbeiten nicht streng systematisch in Sommer- und Winter-Arbeiten theilen kann, so ist es gleichwohl nicht zu leugnen, dass die Eigenthümlichkeit dieser oder jener Jahreszeit Einfluss auf die Wahl einer Arbeit ausübt. Es mag ein unbewusster Trieb der Ausgleichung sein, welcher in trüben grauen Wintertagen zu den bunten Werken der Nadel, zu Tapissiererei, zu Applications- und Perlenarbeiten herausfordert, als wolle das Auge für den Mangel der Farben in der todtten Natur draussen sich durch bunte Schöpfungen der Hände entschädigen. Muster zu dergleichen Arbeiten in mannigfacher Auswahl unsern Abonnentinnen vorzulegen, liessen wir im verwichenen Quartal uns vorzugsweise angelegen sein, und werden nun bei Beginn des Frühjahres, ohne den übrigen Arbeiten Abbruch zu thun, auch der Weissstickerei wieder einen grössern Raum widmen, da wir diese recht eigentlich als die angenehmste „Sommerarbeit der Damen“ betrachten, nicht allein, weil die warme Jahreszeit das Tragen feiner Lingerie-Artikel begünstigt, sondern auch, weil diese Beschäftigung, welche keiner lästigen Requisition bedarf und gewöhnlich sehr leicht transportabel ist, es vor allen Anderm möglich macht, einen schönen Sommernachmittag arbeitend zu geniessen.

Die Redaction.



Erklärung der Zeichen: ■ hell-, □ dunkelroth, ◊ hell-, ■ dunkelblau, ■ grün, □ weiss, ■ schwarz, ⊕ gelb, ⊞ orange, ⊚ reifarben.

Fond zu einem Teppich.

Material: Canevas und berliner Wolle.

Die Zeichnung und die Zusammenstellung der Farben dieses Musters sind in türkischem Geschmack, letztere mithin bunt; Milderung und Vereinfachung derselben hängt vom

Geschmack der Stickerin ab, nur die Palmen müssen stets bunt sein, womit nicht gesagt ist, daß die durch Typen angegebenen Farben zu allen Palmen benutzt werden sollen; im Gegentheil ist Verschiedenheit derselben dem Charakter des Musters ganz angemessen. Am geschmackvollsten würde es jedenfalls sein, wenn die Farben zum Hauptmuster des Teppichs, zu den großen, sich kreuzenden Schildern mit den

Bandtapeten des Zimmers, für welches derselbe bestimmt, übereinstimmend gewählt werden könnten. Zu jedem Zimmer passend wäre das Hauptmuster in grauem Damast, nur müßte dann der reifarbene Streifen roth, die grünen Muschen im weißen Streifen himmelblau sein.

Zu den Contouren, mit Ausnahme derer in den Palmen kann auch Brillantwolle verwendet werden. [2175]

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 13.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. April 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von perlgrauem Taffet mit 4 abgepaßten Volants, denen der lange faltige Schoof des Leibchens als der fünfte sich anschließt. Das Leibchen selbst hat eine faltige Draperie vom Stoff des Kleides, welche vorn in der Mitte der Taille eine Spitze bildet und mit Borten und seidnen Franzen derselben Farbe garnirt ist. Kragen und Unterärmel von Spitzen, Armabänder von Corallen, strohgelbe Handschuhe. Hut von weißem Tüll mit Blondenvolants und Schrägstreifen von grünem Sammet. Paradiesvogel, am Kopfe mit farbig punktirten Marabouts verziert. Hutbänder von weißem Taffet mit grüner Sammeteinfassung.

Figur 2. Ballkleid von einfarbigem rosa Moiré antique, an jeder Seite des Rockes mit einem Besatz à bandes verziert, bestehend aus Puffen von weißem Illusionsstül, welche durch große, in verschobenem Viereck aufgesetzte Rosen gebildet werden. Leibchen von rosa Moiré antique, darüber weißer Illusionsstül in Puffen arrangirt und durch einen Besatz rother Rosen zur Berthe gestaltet. Kurze Puffenärmel von weißem Illusionsstül auf rosa Moiré, mit einer entsprechenden Garnitur ro-

ther Rosen ausgestattet. Koppsput von Rosen und schwarzen Spitzen, auf einer Seite mit herabhängender Schleife von rosa Sammetband.

Figur 3. Gesellschafts-Toilette. Robe von himmelblauem Sammet. Der Rock hat Seitengarnituren von weißer in Zaden aufgesetzter Spitze. In jedem Zwischenraum dieser nach oben schmaler werdenden Garnitur ist eine Schleife aus blauem Sammet- und Silberband. Das Leibchen hat eine so lange Spitzenberthe, daß die kurzen Ärmel vollständig dadurch bedeckt werden. Brochebouquet von blauen Blumen und Silberblättern. Ein schmales Gewinde ähnlicher Blumen bildet mit den Rollen des Haars verschlungen den Koppsput.

Figur 4. Ball-Toilette. Kleid von weißem Illusionsstül mit 3 Rücken, deren jeder mit einer in Festsens aufgesetzten Rüsche von weißem Seidenband verziert ist. In den Biegungen dieses Besatzes sind Schleifen von netzenrothem Seidenband angebracht; eben so auf der Berthe von weißem Illusionsstül, welche bogensförmig ausgeschnitten, in der Weise wie Rücken und Ärmel mit einer Rüsche von weißseidenem Band garnirt ist. Der Koppsput besteht aus gewundenen Haarrollen, durchschlungen mit schmalen Kränzen weißer und rother Blumen.

[2147.]

Sedwig.

Novelle von Clara Gaertner.

Es war ein finsterner Abend in den letzten Augusttagen. Die Felder waren zum größeren Theil schon ihres Schmuckes entkleidet, doch wehte kein kühler Nachtwind über die Stoppel, sondern eine warme, süßende Luft verführte im Verein mit dem schwarzen Gewölk, welches gleich seinem riesigen Spiegelbild über dem Gebirge stand, ein verspätetes Gewitter.

Im Dorfe war Alles still, denn von der harten Erntearbeit ermüdet, lagen seine Bewohner im ersten tiefen Schlafe. Da erhob sich aus dem Strohdach einer zu einem großen Bauernhof gehörenden Scheuer ein kleines Flämmchen, zuckte empor, verschwand scheinbar eine Secunde, um bald darauf kräftiger empor zu tauchen und gleich einem Lichte hinaus zu leuchten in die dunkle Nacht. Doch auch Das währte nur einen Augenblick, schnell breitete sich das Flämmchen aus, und froch hinauf und hinab an dem Strohdach, bis ein leise knisterndes Feuermeer auf demselben wogte.

Unterdeß war das Gewitter näher gekommen und umhüllte, seinen schwarzen Mantel weit ausbreitend, den ganzen





Alexander II. Nikolajewitsch, Kaiser von Russland.

Alexander II. Nikolajewitsch,

Kaiser von Rußland.

Wir zögern nicht, dem Portrait der edlen jugendlichen Kaiserin von Rußland, Maria Alexandrowna, das ihres hohen Gemahls folgen zu lassen, hoffend, daß das Princip der Galanterie diese Aufeinanderfolge genügend rechtfertigen werde, da der Raum unseres Blattes leider nicht gestattete, das kaiserliche Paar neben einander zu stellen.

Alexander II., geb. den 29. (17.) April 1818, ist der Nachfolger seines am 2. März 1855 verstorbenen Vaters Kaisers Nikolaus I. So kurz bis jetzt die Zeit seiner Regierung ist, hat Kaiser Alexander dennoch schon Eigenschaften an den Tag gelegt, welche nicht nur dem Charakter eines Fürsten zur Ehre gereichen, sondern seinem Volke eine wahrhaft ruhmreiche und glückliche Zukunft versprechen.

War Nikolaus I. unter den europäischen Fürsten seiner Zeit das höchste Beispiel männlicher Kraft und stolzen, unbegrenzten Willens, so zeigt das Gemüth Alexander's II. sich mehr der Milde zugeneigt, die seinen Charakter nicht als Schwäche verdunkelt, sondern als wahre Tugend ziert, indem sie als lebendige That sich äußert in dem Bestreben, Uebelstände zu heben, der persönlichen Freiheit seiner Unterthanen einen gesetzlichen Weg zu bahnen und in tausend andern Offenbarungen, welche beweisen, daß warmes Interesse für Menschenwohl im Herzen, und richtige Erkenntniß der Menschenrechte im Geiste des Kaisers wohnen. [2144.]

Was ist Liebe?

Von

Julie Burrow (fr. Pfannenschmidt).

Ich stand am Weiser. Im Westen glomm purpurn die Abendröthe und des Neumondes Silberbogen glitt nieder zur tiefsten Tiefe ihres goldenen Meeres. Der Laubwald, in die taufendfarbigen Tinten des Herbstes gekleidet, flüsterle leise im Hauche der Abendluft und zu meinen Füßen in dem stahlblauen Spiegel des Wassers wiederholte sich der glänzende Himmel, der buntgeschmückte Wald, und jedes gelbigen Blattes Regen sah ich deutlich auf der glatten stillen Fläche, und der erste im Zenith aufblühende Stern grüßte mich zuerst aus der Tiefe der Luft.

In meiner Seele regte das Gebet seine Scraphsflügel; denn der Gedanke: „Wie schön ist die Welt!“ — was ist er anders, als der erste natürliche Dank gegen Gott, der diese Welt so schön schuf, damit wir sein Walten in ihr erkennen.

Mit gefalteten Händen blickte ich wieder in das gold- und purpurumräunte Wasser, bis der Glanz verblüht, in dem der Silbermond längst versunken war und die Nacht mit tausend Sternenaugen zu mir herab und zu mir herauf sah.

Eine Herbstnacht, rauh und düster, wo klagende Winde mit welken Blättern spielen, wo der Nebel sein graues Gewand über die leeren Felder schleppt und an seiner bleichen Hand die Geister der Wehmuth, des Bangens herauf führt.

Auch mein Herz erfüllte sich mit banger Wehmuth; — stand ich doch da in Nacht und Wind allein, eine alte Frau, deren Jugendglück verloschen, wie das vor meinen Augen bleich gewordene Abendroth, die für sich selbst auf nichts mehr zu hoffen hat, als auf den Schlaf im Grabe und das Erwachen jenseits desselben.

Noch nie hatte der Gedanke „alt zu sein“ — mir wehe gethan, ich fühlte das Nahen der stillen Nacht, die auf die Wirren des Lebens abfolgt, sonst wie einen Trost, wie eine feste Hoffnung und erblickte lächelnd über der dunklen Kluff des Todes den leuchtenden Wolfenraum eines schöneren Daseins.

„Die Sonne geht wieder auf, die jetzt hinabgesunken“, flüsterle der herbliche Wind mir zu, aber für das Menschenherz, dessen Jugendhonne nieberging, giebt es keinen neuen Tag des Erdendaseins; der Tod, der da kommt, so gewiß als die Nacht, er kann der Eintritt sein in die Hallen ewiger Ruhe, oder eines erhöhten Daseins, das wir Seligkeit nennen; des Erdenlebens Sonne verfinstert auf ewig bei seiner Annäherung. Das Alter schon, der graue nebelvolle Herbstabend des Lebens, hat keinen Strahl, keinen Schimmer mehr von ihr, die Sonne des Erdendaseins der Liebe geht unter mit dem Abendroth der Jugend. Wie glühend und purpurn dies auch sei, wie es sich wiegle in der stillen Flut unserer Gedanken und Thaten — Widerschein eines Scheins! er verlischt — und Nacht und Grauen sind unsre Gefährten. O Liebe! goldne Sonne des Menschenherzens, warum ist der Tag, den Dein süßes Licht besirrahlt, so kurz und so glühend? warum die Nacht, die auf Dich folgt, so lang und so düster?

So dachte ich! Klagend flüsterle der Wind in dem welk gewordenen Laube, die abgefallenen Blätter huschten mit raschendem Fuß über den kalten Boden und die ganze wüste Gegend schien mir jene schaurigen Worte der Schrift zuzustimmen: „Die Erde war wüste und leer und es war Finsterniß in der Tiefe.“

Finsterniß! wach ein Wort voll Graus! Wehe der armen Erde, Finsterniß ist ihr trauriges Loos; das Licht, das ihre Schönheit, ihre Lebenskraft erst erweckt, sie besitzt es nicht selbst, sie muß es empfangen von einem andern Stern, der in weiter, weiter Ferne die Räume des Aethers durchschiffet, den kleinen armen dunklen Erdball mit sich ziehend, wohin seine Bahnen ihn führen.

Seltam, daß in der Körper- und in der Geisterwelt sich das gleiche Verhältniß findet. Ja, die arme Erde, sie ist ein Werk, es schlafen ihre Kräfte, Dunkelheit liegt in ihren Tiefen, bis der Geist Gottes für sie das Wort spricht:

„Es werde Licht!“

Die Liebe, das Licht der Seele, dies große heilige Geheimniß der Natur, weckt erst im Herzen des Weibes die Kräfte, die, ihr selbst unbewußt, bis dahin darin schlummerten.

Was ist Liebe?

Was sie im Herzen des Mannes ist? welche Frau könnte wagen, diese Frage zu beantworten. — Aber was ist Liebe im Herzen der Frau?

Ich dachte darüber nach, an jenem ernst feierlichen Abend, ich fragte mein eigen Herz, ich fragte die Natur, ich fragte meine Erinnerungen aus dem Leben der Besten meines Geschlechts, die mir vertraut hatten.

„Es sollte keine Ehe geschlossen werden ohne Liebe“ — wie oft habe ich selbst das meinen Kindern, meinen jugendlichen Freundinnen in Wort und Schrift gesagt! —

Betrachten wir aber das Leben der Gesellschaft, der Wirklichkeit, wie sie nun einmal existirt, so finden wir, daß gar viele Ehen geschlossen werden ohne Liebe, und daß sie bei guten, pflichttreuen Menschen günstig ausfallen, indem das in gemeinsamen Schmerzen und Freuden getragene Leben eine Liebe erzeugt, die freilich der eigentlichen Liebe etwa so ähnlich ist, wie das milde Feuer des häuslichen Herdes der allbelebenden Sonnenflamme.

Und doch ist auch dies beschränktere ruhige Gefühl „Liebe“, doch verbreitet es Licht und Wärme, und kann zur alles verzehrenden Gluth werden.

Liebe ist der Licht- und Wärmequell des Seelenlebens, ohne sie verfinstert das Dasein in starre Nacht, ja in die wilde Verwirrung des alten Chaos.

Woher aber dieser Quell stammt? — wir wissen es nicht! so wenig wir wissen, woher der Quell des irdischen Lichtes stamme, das sich uns als Sonne, als Leuchte, als Heerdeflamme, als wilder Ausbruch zerstörender Vulkane zeigt.

Liebe ist die große Macht, ohne die, wie ohne das Licht in der Flamme, alle Civilisation der Völker und der Häuslichkeit jedes Einzelnen unmöglich, undenkbar ist.

Als Sonne des Menschenlebens, als die heilige erhabene Jugendliebe, erweckt sie zuerst das Herz zur Erkenntniß. Es wird Licht in uns, erst wenn wir lieben! Was wir zu thun fähig sind im Guten und im Bösen, das erkennen wir erst, wenn die Liebe uns aufging, wie erst mit der Berührung des Sonnenstrahls die Erde unten ward, daß sie tragen könne: Gras und Kraut und hervorbringen alle Thiere des Feldes und der Luft.

Durch den Sonnenstrahl werden Erde und Mond, die an sich dunkeln Körper, zu strahlenden Gestirnen am Firmament.

Alle Strahlen des weiblichen Genies sind reflectirtes Licht, nur durch die Liebe wird das Weib Künstlerin, und wie der Mond dem Weltraum seine eigne Oberfläche zeigt mit ihren Thälern und Bergen, aber angestrahlt vom Lichte der goldenen Sonne, so zeigt das geniale Weib der Welt zwar die eignen Gedanken und Gefühle, aber nur erhellt durch den Strahl ihrer Liebe.

Was sich regt, was lebt und sich freut im Herzen des Weibes, das regt und lebt und freut sich erst durch die Sonne ihres Daseins, durch ihre Liebe. Wenn gleich ewig fern, wie die Sonne der Erde, ist doch der Einfluß der Liebe auf das Herz des Weibes ein ewig wirkender, und die Wolken, die sich aufhäufen zwischen ihr und dem ewigen Himmelslichte, sie sind Erzeugnisse ihres eignen fehlenden Lichts, nicht jenes ewigen Lichtes, das klar im Aether brennt. Wie wilde Wolken auch die gährende Brust aufsteigen läßt, sie fallen nieder als Regenströme der Thränen, als die Gewitterschauer wilder Schmerzen — vielleicht aber — so wollen wir hoffen, neues Leben, frisches Hoffungsgrün duftende Freudenblüthen in uns selbst erweckend unter dem strahlenden Einfluß der göttlichen Sonne.

Aber nur die Liebe ist eine sonnenhafte, die wie die Sonne aus ewiger Ferne ihre Strahlen zu uns niedersendet; die Liebe des Ideals.

In der Ehe, gleichviel ob diese aus idealer Liebe oder freundslichem Uebereinkommen geschlossen, ist die Liebe die milde Flamme auf dem häuslichen Herde.

Alles Licht im Hause, alle erfreuende Wärme in seinen heiligen Räumen, geht erst von dieser Flamme aus. Jeder Erquickungsstrahl, jede nährende Speise wird erst durch sie zu einem menschlichen Genuß. Wo die Liebe nicht brennt, die heilige Flamme des Herdes, da bleibt roh und thierisch, was das Leben erhält, da erstarrt zu Eiszapfen der warme Hauch aus der Menschenbrust, da erfrieren die Blumen am Fenster; das Haus ist nur ein Haus, weil es in sich birgt den Heerd mit der belebenden Flamme. Eine Familie ohne Liebe ist keine Familie, nur eine zufällige Zusammenwürfelung von Menschen, und wie das Feuer des Herdes das Mahl erst genießbar macht, um das alle Familienglieder sich in Eintracht sammeln, so macht die Liebe das ganze Leben erst zu einem Genuß und zu einem Vereinigungsbande für die, welche sie verknüpfte.

Es ist der Beruf des Weibes, das heilige Feuer des häuslichen Herdes zu nähren. Auch das heilige Feuer der Familientliebe zu nähren ist weiblicher Beruf.

Die Hausmutter, die in Liebe das Mahl bereitet für die Andern, die liebend sorgt für ihre Bedürfnisse, ist eine Priesterin, und kein Altar ist heiliger als der häusliche Heerd!

Aber es ist auch der Beruf des Weibes, das heilige Feuer auf dem Altar des Herdes zu bewahren.

Das Feuer und die Liebe, diese Grundursachen alles Lebens, aller Bildung, aller Schönheit, alles Glückes, müssen bewahrt und bewahrt werden, damit sie nicht, zügellos auflodernd, in Asche legen, was sie wärmen, bilden, veredeln sollten.

Wenn die ideale Liebe der Jugend die Sonne ist, die alles höhere Leben erst erweckt, wenn die reine, sanfte Liebe der Gattin die Flamme des häuslichen Herdes, die Leuchte auf dem Familientische ist, so giebt es noch eine andere Liebe — auch sie ist Flamme, verwandt dem Sonnenfeuer, verschwiebert der milden Leuchte; aber sie hat die Bande abgeworfen, in welche Pflicht, Gewissen, Erkenntniß sie bannen sollen, sie ist vom Himmel niedergefunken zur Erde und rast, eine wilde Zerstörerin, durch das Herz und das Haus, das ihr Tempel sein sollte.

O, auch sie stammte vom Himmel, diese wilde Loh, die mit tausend Feuerzungen empor leckt, die das Mark des Lebens verzehrt

unter tausend Schmerzen und von Allem, was einst schön, erhaben, rein und lieblich war, nichts zurück läßt als ein Häufchen todtter Asche.

Treu zu bewachen das heilige Feuer der Liebe, daß es nicht zügellos um sich greifend zur furchtbaren Flamme der Leidenschaft werde, das ist Frauenspflicht, ist heiliger Frauenberuf.

Wehe dem armen Herzen, das diese Pflicht veräußert! wenn die Unglückliche, die die heilige Flamme nicht zu nähren wußte, ihr Glück erstarren sieht in Todesfrost; die, welche leichtsinnig, unvorsichtig sie zu behüten vergaß, muß es für ewig zerstören lassen durch die vergänglich, ungezügelt Gluth der Leidenschaft. Die flammende Leidenschaft scheint uns auch ein Stern, ein glänzendes Sonnenlicht; aber, vom Irdischen sich nähend, ist sie vergänglich, ach wie schnell vergänglich! Wenn ihre Feuerfarben am hellsten funkeln, wenn sie sonnenhell zum Himmel empor flammt, hat sie schon das Gebäude unseres Erdenglücks zerstört, schwarzer Rauch verhüllt bald die Gluth, die uns in diesem Augenblick ein lebender riesiger Diamant scheint, finstere Schladen fliegen umher, jetzt wirbelt die Flamme noch einmal auf, und noch einmal, aber kleiner und kleiner wird ihr goldenes Licht, sie sinkt zusammen: was sie zurück läßt, sind Schladen und Trümmer.

Liebe und Licht! ja ihr seid Geschwister. Das Licht ist die Liebe der sichtbaren, die Liebe das Licht der unsichtbaren Welt.

Aber was ihr seid, ihr beiden großen Begründer der menschlichen Bildung, woher ihr stammt, wie ihr entsteht? wer will es erklären!

Wir erkennen euch nur in euren Wirkungen, und wenn die Gelehrten auch versucht haben, das Wesen der Flamme zu definiren, wenn sie uns auch auseinandersehen, daß sie nach Levoisier kein Element sei, sondern ein chemischer Proceß, in welchem wägbare Stoffe durch den Einfluß des Sauerstoffes zerlegt werden; am Ende stößt der endliche Menschengeist doch immer auf die letzte ewige Grundursache alles Irdischen, auf den Willen Gottes!

Gott ließ diese arme dunkle Erde durch die Wirkung des Sonnenlichtes zu einem blühenden Schauplatz des Lebens und des Glückes werden, Gott ließ in der Brust des Weibes unter dem heiligen Einfluß der Liebe alles Schöne, Gute, Beglückende erblühen.

Liebe und Licht, sie sind die Boten seiner Größe und Güte, die zur Erde niedergeströmeten Quellen seines ewigen Seins. Licht und Liebe sind seine Engel, die uns Geschöpfen des Augenblickes am deutlichsten die Herrlichkeit des Ewigen verkünden. Wie der Sonnenschein und das Abendroth, wie Mond und Sterne uns entgegen strahlen aus dem Spiegel des Wassers, so strahlt die Unendlichkeit Gottes uns entgegen aus der eignen Brust, wenn wir lieben, und wie der Lichtstrahl eine Verbindungslinie, gleichsam eine sichtbare Brücke ist zwischen Erde und Sonne, so ist die Liebe die Verbindungslinie, die erkennbare Brücke zwischen Gott und der Menschenseele.

Nur durch die Liebe können wir, wie durch das Licht, Gott und Welt erkennen und:

wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. —

Warum traure ich denn, daß auf den Sonntag der Jugend die stille Nacht des Alters und des Todes folgen muß? Ist gleich die Liebe des eignen gealterten Herzens wie das Abendroth im Wasser nur der Widerschein eines Scheines: die Grundursache alles Lichtes und aller Liebe, Gott, die Centralflamme der Geisterwelt, ist ewig, ist unendlich, und wer in Gott bleibt, bleibt auch in der Liebe. — [2163]

Jugend.

„Was Jugend sei?“ — In Lebenslenze fragt so das junge Herz gar oft, Wenn statt der frischen Blumenkränze, Die vom Geschick es freudig host, Ihm Dornen auf dem Pfade sprießen, Des Glückes Blüthen karg sich schließen.

„Was Jugend sei?“ — Wenn unter Thränen Entfloß des Lebens kurzer Mai, Wenn ungefüllt des Herzens Schen — Wer sagt mir da, was Jugend sei? — Soll doch die Thrän' in Lebenslenzen Wie Thau nur in der Blume glänzen!

Dann ist die Jugend schmerzlich Trauern! — Doch bleibt sie, wie die Frühlingsluft, Ob auch getrübt von Regenschauern, Durchhaucht von süßem Blüthenduft. Schön bleibt der Mai! Der Glanz der Sonne Schafft nicht allein die Maieiwonne.

Die Jugend ist das süße Schwanken, Das zwischen Furcht und Hoffen lebt, Das, wie des Cyphen's zarte Ranken, Bei jedem Lusthauch zitternd hebt Und lebend noch strebt festzuhalten Der Hoffnung freudliche Gestalten.

Und Jugend ist — wenn in den Stürmen, In denen manche Blüthe kniet, Der Wolken Last, die hoch sich thürmen, Die Kraft des Herzens nicht erdrückt; Denn Jugend läßt sich nimmer rauben Die Lieb', die Hoffnung und den Glauben.

[2154]

Laura von Scheel.

Original-Musik des Bazar.

QUADRILLE A LA COUR.

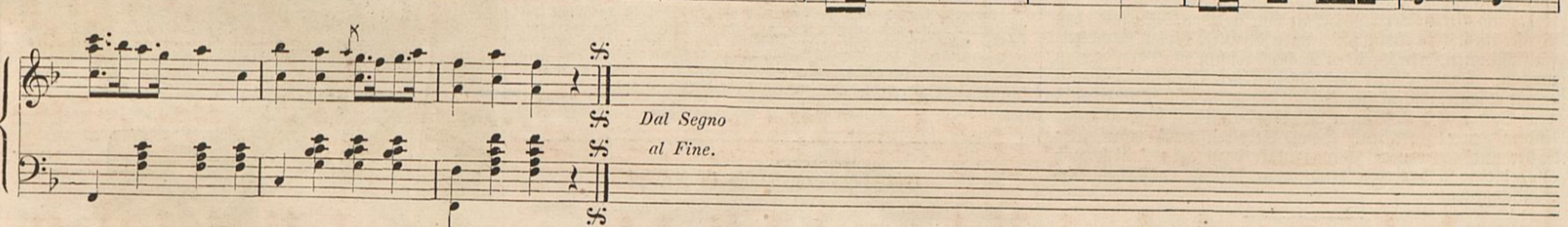
Componirt von Feodor Engelhardt.

No. 1. La Dorset.

No. 2. La Victoria.

No. 3. Les Moulinets.

No. 4. Les Visites.



[2159]



Ein spanisches Blatt (die „Novedades“) skizzirt folgenderweise den Charakter der Französinnen, Engländerinnen und der Deutschen. Die Französin — sagt das Journal — heirathet aus Berechnung, die Engländerin, weil es üblich ist, die Deutsche aus Liebe. Die Französin liebt bis zum Ende der Flitterwochen, die Engländerin das ganze Leben, die Deutsche ewig. Die Französin führt ihre Tochter auf den Ball, die Engländerin führt sie in die Kirche, die Deutsche beschäftigt sie in der Küche. Die Französin hat Geist und Phantasie, die Engländerin hat Intelligenz, die Deutsche Gefühl. Die Französin kleidet sich mit Geschmack, die Engländerin geschmacklos, die Deutsche bescheiden. Die Französin plaudert, die Engländerin spricht, die Deutsche urtheilt. Die Französin bietet eine Rose an, eine Dahlie die Engländerin, die Deutsche ein Vergiftmeinnicht. Die Ueberlegenheit der Französin liegt in der Zunge, jene der Engländerin im Kopfe, der Deutschen im Herzen. — Und die Spanierinnen? Oh diese, meinen die „Novedades,“ können Französinnen, Engländerinnen und Deutschen zum Muster dienen. Sie sind Meister in Allem, besonders aber um die Beute zu locken und sie zu ergreifen.

Zur Heilung des so häufig vorkommenden Magenkrampfes hat Dr. Gall in Trier mit bestem Erfolge das gepulverte doppeltkohlenfaure Natron angewendet, von dem er bei jedem Anfall eine Messerspitze bis zu einem Theelöffel voll in Wasser gelöst verabreichte. Selbst stärkere und öfter genommene Dosen schaden der Gesundheit nicht und gewähren Linderung.

Dr. Bussion, Arzt in Paris, der das Unglück gehabt hatte, bei Behandlung der Wasserscheu selbst von diesem schrecklichen Nebel angefaßt zu werden, fand in der Art, womit er seine Leiden durch den Tod beenden wollte, das Mittel seiner Heilung. In der Absicht, sich durch Wasserdämpfe zu erhitzen, nahm er ein Dampfbad, dessen Hitze er allmählig bis auf 107° 36“ des Fahrenheit'schen Thermometers steigen ließ. Zu seiner Ueberraschung fühlte er, daß seine Beschwerden sich erleichterten,

und blieb so lange im Bade, bis er sich wohl befand. Er bekam hierauf einen wahren Heißhunger, trank ungewöhnlich viel Wasser, schlief alsdann 24 Stunden ununterbrochen und erwachte vollständig gesund. Seitdem hat er vier Patienten auf gleiche Weise von der Wasserscheu geheilt, während ein sechszehnjähriger Knabe diese Behandlung nicht überdauerete, sondern von den Dämpfen erstickt ward.

Ein junges Ehepaar aus Frankreich machte seine Hochzeitsreise und kam vor etwa drei Monaten im Bade Homburg an. Vergnügungen suchend, gerieth es dort an den grünen Tisch und spielte anfangs mit Glück, was natürlich reizte; als jedoch die launenhafte Götin ihr Antlitz wandte, steigerte sich bei dem eintretenden Verlust die Leidenschaft erst recht. Leider geriethen die beiden Leute immer tiefer in Verluste und das baar empfangene Vermögen der jungen Frau, eine Summe von 250,000 Frs., war nur gar zu bald verloren, mit ihr Alles, worauf der junge Gemann seine Zukunft gesetzt hatte. Ohne neue Hilfsquellen — in größter Verzweiflung — sind sie jetzt so weit gekommen, daß ihr Wirth sie wegen Zahlungsunfähigkeit förmlich ausgefist hat und sie obdachlos umherirren. Der Anblick ist trostlos und die Behörde hat sich ihrer erbarmen müssen, bis es gelingt, sie nach ihrer Heimath zurückzuschaffen. [2129]

Notenmappe des Bazar.

Wir beginnen diesmal unseren Bericht mit zwei Werken, welche weniger der musikalischen Unterhaltung, als dem Studium des Pianofortespiels gewidmet sind. Das erstere „Cursus für den Elementarunterricht im Pianofortespiel“ von C. A. Scheidler (Hersfeld, Wallhaus), wovon uns leider nur die erste Lektion vorliegt, vereinigt mit großer Ausführlichkeit die größte Deutlichkeit und Verständlichkeit für Lehrer und Lernende. Wer es seinen Elementarstudien zu Grunde legt und gewissenhaft den darin vorgeschriebenen Weg verfolgt, wird für seine späteren Studien eine sehr erprießliche Grundlage gewinnen. Schon vorgeschrittenen Spielern bietet das zweite Werk „30 Etudes mélodieuses“ von A. Löschhorn (Leipzig, Peters) ein ebenso nütliches als angenehmes Fortbildungsmittel dar. Der Componist hat den Hauptzweck der Etüden, die Fertigkeit des Spielers von Nummer zu Nummer einer größeren Vollkommenheit entgegen zu führen, in trefflichster Weise erreicht, zugleich aber so anmuthige und melodische Clavierstücke geliefert, daß seinen Etüden nichts von der sonst häufig damit verbundenen Trockenheit und Langweiligkeit beizuwohnt. Als sehr empfehlenswerth für angehende Clavierspieler, welche die erste Anfängerschaft überwunden haben, bezeichnen wir ferner das von Julius Hopfe herausgegebene Sammelwerk „Immortellen“ (Gisleben, Reichardt). Die erste Lieferung enthält nur längere oder kürzere Compositionen von Mozart,

Haydn, Beethoven, Bach und Händel, ihren besten Werken entnommen, in leicht spielbarem und wohlklingendem Arrangement. Bei dem äußerst billigen Preise dürfte die Sammlung eine weite Verbreitung finden und gewiß das Zehre zur Cultivirung eines besseren Geschmacks beitragen. Liebhabern brillanter und gefälliger Salonstücke empfehlen sich „La Sylphide, Polka élégante“ von Fr. W. Voigt, und „Maientglöckchen“ von Rud. Thoma (Berlin, Trautwein). Einer Phantasie von dem letztgenannten Componisten, „Des Mädchens Klage“ würden wir noch williger unsern Beifall spenden, wenn das einfach-liebliche Thema, ein bekanntes Volkslied, anfänglich mit weniger gekünstelten Harmonien gegeben wäre. Der „Eisenreigen“ von Ad. Golde (ebenf. bei Trautwein) hat sich bereits sein Bürgerrecht als glänzendes Effectstück für den Salon erworben. Auf einem schön klingenden Flügel und womöglich von schönen Händen mit Glanz und Bravour ausgeführt, wird er seine Wirkung nie verfehlen. Einer nicht minder beifälligen Aufnahme dürfen drei Compositionen von W. Krüger, „Fantaisie sur le Trio des Huguenots“, die „Loveley“ und „Chanson du Soldat“ (Stuttgart, Ebner) gewiß sein. Sie gehören einer besseren Richtung dieses Genre's an, indem sie weniger auf äußeres Tongeklingel als auf interessante und inhaltvolle Behandlung des gewählten Themas hinielen. Drei Salonpièces von R. Winteritz aus demselben Verlage: „Polka brillante“ op. 4., „Deux Mazourkas“ op. 5. und „Morceaux de Salon“ op. 6. werden für Liebhaber brillanter und nicht zu schwerer Salonmusik ebenfalls willkommene Gaben sein. Zu rühmen ist die besonders elegante Ausstattung der Ebner'schen Verlagsartikell. [2162]



Klettenwurzel-Chinarinden-Haaröl.
Dieses Del, welches von den Parfümeriefabrikanten zu hohen Preisen verkauft wird, ist eine Mischung von Klettenwurzelöl und Chinarindenöl, und zwar:
1/2 Pfund Chinarindenöl,
1/2 Klettenwurzelöl.
Es ist dies ein sehr gutes den Haarwuchs beförderndes Mittel, und leicht und billig herzustellen.

Die herannahende wärmere Jahreszeit mahnt uns, unsern Leserinnen ein ebenso einfaches als wirksames „Schönheitsmittel“ gegen die fast unvermeidlichen Einwirkungen der Frühlings- und Sommerhitze auf die Haut, welche letztere schon allein durch die heiße Luft gebräunt wird, mitzutheilen.

Man lege Abends in das zum Waschen bestimmte reine Wasser eine Handvoll Petersilienkraut, lasse es über Nacht darin, nehme Morgens das Kraut wieder heraus und wasche sich mit dem Wasser. Es wirkt außerordentlich lindern und macht bei fortgesetztem Gebrauch die Haut rein und weiß. Präparirt man sich Morgens und Abends ein solches Wasser und wäscht sich täglich zweimal damit, so wird gewiß keine Einwirkung der Hitze auf den Teint stattfinden. Die Kosten dafür sind unbedeutend und erreichen, wenn es auch während des ganzen Sommers angewendet wird, kaum den Preis, den man oft für einen Flacon künstlichen Kosmetiks bezahlt, dessen wohlthätige Wirkung immer zweifelhaft ist.

Wir zweifeln nicht, daß einigen unserer Leserinnen dies Schönheitsmittel schon bekannt ist; dies aber konnte uns nicht abhalten, es im Interesse der übrigen Leserinnen hier mitzutheilen. [2136]



Reis à la milanaise (Pilan).

Man nimmt 1 Pfund guten Reis, wäscht ihn ab und läßt ihn 2 Stunden lang in heißem Wasser stehen, welches natürlich, wo der Reis nicht warm placirt werden kann, von Zeit zu Zeit erneuert werden muß. Eine halbe Stunde vor dem Mittagessen wird ein großes Casserol mit Wasser über das Feuer gesetzt, und ein kleiner Büssel Salz hineingethan. Sobald das Wasser im starken Kochen ist, wird der Reis hinein geschüttet; fünf Minuten fortwährenden Kochens reichen hin, ihn gar zu machen. Dann schüttet man ihn in einen Durchschlag, damit er gut ablaufe, thut in ein Casserol ein gutes Stück Butter nebst dem Saft von 3 Apfelsinen und läßt damit den Reis über gelindem Feuer aufkochen. Beim Serviren kann man einen Teller mit geriebenem Parmesankäse dazu geben, doch auch ohne diesen ist das eben beschriebene Gericht vollständig und wohlsmekend.

Gegen das Verstocken der Leinwand.

Man kocht 2 Pfund gute Eichenlohe in 20 Quart Wasser 1/2 Stunde. In die klare Brühe legt man die Leinwand oder Sacke 24 Stunden, windet sie dann aus, spült sie in reinem Wasser und trocknet sie. Der Gerbstoff der Lohbrühe dringt in die Fasern und schützt das Gewebe nicht bloß gegen das Verstocken, sondern macht es auch haltbarer.

Mouffeline zu waschen.

Mouffeline, Linons und Battiste werden zuerst gut in Flußwasser eingeweicht. 1 Pfund Seife, 1 Loth Alaun und 2 Loth Weinstein (kohlenstoffhaltig) werden zu einer Masse gekocht, abgeschäumt und zu Stücken oder Kugeln geformt, womit man die Zeuge dem Faden nach bestreicht, ohne die Fäden zu verschieben, ausdrückt und dies Alles einige Mal wiederholt. Alsdann spült man sie mehrere Male in reinem Wasser aus, weil hängenbleibende Seifenreste die Wäsche gelb machen. Hierauf gießt man einige Tropfen Indigoextract in reines Wasser, spült die Zeuge nochmals darin aus, drückt sie gut aus, klopft sie und legt sie zum Trocknen in den Schatten.

Verjüngung erschöpfter Spargelbeete.

Hierzu bedient man sich des Kochsalzes, indem man nach der gewöhnlichen Methode bepflanzt und cultivirt Spargelbeeten im Frühjahr die starke Quantität von 100 Pfund Kochsalz auf 200 Quadratfuß Oberfläche giebt. Die alten und fast gänzlich erschöpften Spargel liefern dann eine doppelt so starke Ernte, als von jungen, in voller Kraft stehenden Pflanzen zu erwarten steht. Das Salz muß aber um die Mitte März auf die Oberfläche der Spargelbeete gestreut werden. [2125.]

Rösselsprung-Aufgabe. (Endlos.)

hält,	Glück	bän	Gha	wie	si	Zart	Die
ter	und	so	zu	die	men	der	heit.
he	de	raf	Ge	he	Und	männ	heit
Kraft	die	Schön	hält	san	ze	Schön	Schluß
heit	li	durch	gel	durch	sein	des	gan
weib	ist	muth	häu	muth	bes	und	der
a	siegt	Sie	he	weib	Zart	das	Wei
das	li	ber	An	das	An	li	heit

[2137]



Das stille häusliche Glück ist darum das edelste, weil wir es ununterbrochen genießen können; geräuschvolles Vergnügen ist nur ein fremder Gast, der uns mit Höflichkeit überschüttet, aber kein bleibender Hausfreund.

Man muß keinem Menschen trauen, der bei seinen Versicherungen die Hand aufs Herz legt.

Laß deine Tochter zwar recht einwurzeln und eingreifen in das wirtschaftliche Treiben; nur halte durch Religion und Dichtkunst das Herz für den Himmel offen; drücke die Erde fest an die nährenden Wurzeln der Pflanze, aber in ihren Kelch lasse keine fallen.

Hesig' dem Gefühl des Schickslichen und Rechten!
Die Klugheit ist das einzige Gut des Schlechten.

Halte rein dein Gewissen:
So hast du die Stütze des Lebens, die dir niemals zerbricht;
So hast du den Engel des Trostes, der dich niemals verläßt;
So hast du die Quelle der Freuden, die dir nimmer versiegt.

Bist du ein Kleingläubiger, so bist du auch ein Furchtsamer — ein nicht notwendiger aus dem andern — und bist du ein Furchtsamer, so bist du auch ein Kraftloser.

Ewiges Rennen und Säßen nach Glückseligkeit ist das Voss der Menschheit, und doch erlangen so Wenige dieses Kleinod. Wie der buntfarbige Schmetterling lockt es unaufhörlich, und entflieht, indes man die Klappe schließen will. Oder, wenn man es haßt, so war es — ein Schmetterling und nichts weiter. Lernet Glückseligkeit und Freude in euch selbst suchen, nicht außer euch, und ihr werdet sie finden. [2139]

Auflösung des Rebuz in Nr. 11.

Ein freier Blick ist ein Zeichen aufrichtiger Gesinnung. [2145]

Erster Rebuz.



Zweiter Rebuz.



Correspondence.

Dr. W. D. B. in Dr. — Es freut uns, daß Sie unsere in Nr. 9 gegebene „Anleitung zum Reinigen der Bade- und Waschwäsche“ so ganz bewährt gefunden und bei „Ihrem großen Bedarf“ einen wesentlichen Nutzen dadurch haben. — Auf Ihre Anfrage „was wir von gebleichten Waschwässern halten“ entgegen wir, daß diese allerdings ein schöneres Ansehen haben, aber durchaus nicht zu empfehlen sind, indem sie durch Chlor gebleicht werden und hierdurch die Haut reizend und deshalb schädliche Eigenschaften erhalten. Besonders aber soll man niemals kleine Kinder mit solchen Schwämmen waschen, und wiederum namentlich nicht die Augen, denn sehr leicht werden hierdurch Augenentzündungen veranlaßt.

Frl. W. Fr. in F. — Wir würden ja unsern Abonnentinnen Grund zur Anjurienslage geben, wollten wir die „Kochrecepte“, welche Sie verlangen, im Bazar drucken. — Wir bringen allerdings hin und wieder Notizen für die Küche; dann aber handelt es sich nicht um „Sauerkraut“, sondern um neue Gerichte, welche in keinem Kochbuche zu finden sind.

Wir empfehlen Ihnen „Nitter's illustriertes Kochbuch“, oder „Scheibler's Kochbuch“, beide gut und in jeder Buchhandlung zu haben. Irrren wir nicht, so kostet jedes 1 Thaler.

Frl. Th. v. W. in G. — Wer erst gehofft hat, lernet fürchten.

An G. v. S. F. n. — Des Prophetenbutes haben wir in unsern Berichten seit längerer Zeit Erwähnung gethan, können ihn deshalb nicht mehr in die Reihe der Neuheiten stellen. Wir geben Ihnen aber an diesem Platz eine



Abbildung desselben, da wir glauben, daß dieselbe noch vielen unserer Abonnentinnen willkommen sein wird. Auch dürfen wir wiederholt versichern, daß diese reizende Moderechtheit keine flüchtige sein, sondern der Sommer erst völlig die Grazie des Prophetenbutes entfalten wird; doch wir wollen nicht aus der Schule plaudern — jetzt sind die Prophetenhüte noch aus schwarzem, braunem, grauem Sammet, Weißel oder Filz, man trägt sie mit sehr lang herabhängender Spitze, so daß diese zugleich als Schleiher das Gesicht beschattet. In der obigen Abbildung sehen Sie einen Prophetenhut aus grauem Filz, mit grauen Federn und grauem Bandausputz, sogar die innere das Gesicht umschließende Garnitur ist von grauem Band. Vergleichen Sie die Abbildung mit den schon früher gegebenen ausführlichen Beschreibungen des Prophetenbutes und Sie werden vollständig unterrichtet sein.

An Frl. B. W. in G. — Eine gestricke runde Tischdecke von weißer Baumwolle, welche zugleich ein leichtes Muster haben soll, würde jedenfalls allzu einfach werden. Ist Ihnen eine viereckige Decke zum Häkeln mit einem Kranz in der Mitte und herabhängenden Geflüchten zu mühsam, und wollen Sie eine wirklich runde Decke aus weißer Baumwolle häkeln, so rathen wir Ihnen (so komisch es klingen mag), den Stern eines Kindermühdens mit starker Baumwolle zu häkeln und die übrige Rundung mit einem feinen, in Stäbchenform wohl auszuführenden Flecht zu arbeiten. Sollten Sie von dem Häkelmuster in Nr. 6 des Bazar keinen Gebrauch machen können, welches aus feinen Dreiecken zusammengesetzt wird? Das läßt sich in Gesellschaft arbeiten, wenn Sie durch Nothung erst damit vertraut geworden. Die Anweisung zu einer aus Wolle gehäkelten runden Tischdecke erscheint in einer der nächsten Nummern. Wünschen Sie indes die Zubereitung einiger Häkelmuster in Stäbchenform für Ihre Zwecke, so bitten wir um Ihre nähere Adresse.

Frl. C. F. in Dr. — Es würde uns zu weit führen und ein allgemeines Interesse nicht erregen, wollten wir die gewünschte ausführliche Mittheilung über das Verfahren „Stärke- und Brodmehl aus der wilden Cassia zu gewinnen“ im Bazar veröffentlichen. — Geben Sie uns Ihre Adresse genauer an und sind wir gern bereit, Ihnen direct das Verfahren mitzutheilen.

Frl. Th. v. W. in G. — Die erwähnte „türkische Bohne“, welche in neuerer Zeit vielfach zum Schmuck der Balcons u. s. w. benutzt wird, da sie stark und kräftig rankt, viel Laub und eine schöne Blüthe hat, ist nichts weiter als die in Ihrer Gegend wahrscheinlich unter dem Namen „Fuerbohne“ bekannte Bohne.

In einem unserer nächsten Garten-Berichte werden wir über andere, geeignetere Pflanzen, welche sich durch schnellen Wuchs und volles Laub zur Decoration von Spalieren und Balcons eignen, berichten.

Wenn eine Hyacinthe in ihrer Blüthe zurückbleibt, so läßt man die um die Blüthe herumstehenden Blätter, ohne die Blüthe zu beschädigen, öfters, und wenn sie 2-3 Zoll ausgewachsen sind, biegt man sie ganz zurück, wenn sie ein wenig einknicken sollten. Zeigen sich unten bei der Zwiebel Blätter von der Brut, so schneidet man sie mit einem Messer der Erde gleich ab und begießt sie mit schwachem Seifenwasser, wodurch man verhindert, daß der Saft in Brut und Blätter treibt, sondern im Gegentheil der Blüthe zu gute kommt.

Frl. Fr. Sch. in P. — Richtig.

Frl. P. in P. — Sobald es der Raum gestattet, wie Sie ihn wünschen, erst in Nr. 10 liefern, so müssen Sie sich noch ein wenig gedulden. Herr F. C. in D. n. — Es soll uns freuen, wenn Sie auch fernert des Bazar gedenken wollen.

Frl. F. in G. — Betroffen.

Frl. M. R. in G. n. wird finden, daß wir im nächsten Quartal wieder sehr viele Dessins zur Weißkerei bringen. Herr F. W. S. in Dr. — Empfangen. — Bitte, senden Sie direct stets ein. Frl. M. B. in W. n. — So rasch geht das nicht. In Nr. 14 folgt Einiges.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 14.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 8. April 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

V. Band.

Perlenkörbchen.

Material: Pfundperlen und Schnürperlen in Krystall, himmelblaue Schnürperlen, Goldperlen, weißer Schmelz und Silberdraht. Bunte Bepfirwolle zur Ausführung des Tapiriermusters am Boden des Körbchens.

Das Körbchen und der Visitenkartenteller in Nr. 2 und 10 unserer Zeitung sind mit so großem Beifall aufgenommen worden, daß wir uns veranlaßt sehen, noch eine Variation dieser so beliebten Perlenarbeit folgen zu lassen. Diese besteht abermals in einem Körbchen, dessen Abbildung in $\frac{1}{4}$ der Originalgröße vorliegt, und welches zur Aufbewahrung einer feinen Handarbeit am geeignetsten sein dürfte.

Zu Bezug auf die Bekleidung des dazu nöthigen Drahtgestells bleibt uns diesmal nur zu erwähnen, daß es, statt mit Krystallperlen, wie die vorhergegangenen, mit himmelblauen Perlen umwickelt wird, welche die Contouren zugleich zart und ausdrucksvoll hervortreten lassen. Die neßförmige Füllung der 7 Bogen des Körbchens ist mit kleinen Pfundperlen in Krystall auszufüllen und diese letztgenannte Arbeit besonders in Nr. 10 des Bazar, bei Gelegenheit des Visitenkartentellers, beschrieben.

Die in den 7 runden Kreisen des Körbchens enthaltenen Sterne sind aus Goldperlen und langem weißen Schmelz gebildet und zwar auf folgende Weise:

Man reißt auf feinen Silberdraht 30 nicht zu kleine Goldperlen,

schließt sie zu einer Rundung, doch so, daß sich die Perlen nicht drängen, und birgt die nicht zu kurz abgeschrittenen Enden des Drahtes durch Zurückziehen in einige der Goldperlen. Nun säbelt man in eine Nadel festen weißen Zwirn, befestigt den Faden an dem kleinen Reifen von Goldperlen, nimmt eine lange Schmelzperle, 6 kleinere Goldperlen, dann wieder eine Schmelzperle auf, zieht den Faden dicht an der ersten Schmelzperle durch eine der 30 Goldperlen des Ringes, so daß beide Schmelzperlen sich nahe berühren, zieht dann den Faden durch die zuletzt aufgereichte Schmelzperle und die letzte der 6 Goldperlen zurück — reißt 5 kleine Goldperlen, dann eine Schmelzperle auf, zieht den Faden durch die zunächstliegende Goldperle des inneren Ringes und abermals durch die Schmelzperle und die letzte der 6 Goldperlen zurück; — dann: 5 kleine Goldperlen, eine Schmelzperle aufgereicht, in die nächste der 30 Goldperlen gezogen und so fort, bis durch 30 solcher Schmelzperlen der Stern vollendet ist. Demgemäß treffen diese Perlen am Rande des mittleren Goldreifes zusammen und werden oben durch die aus kleineren Goldperlen gebildeten Bogen auseinander gehalten. An diesen Bogen werden die Sterne vermittels himmelblauer Seide in die schon vorher mit blauen Perlen bekleideten Kreise des Drahtgestells geschnürt.

Der Boden des Körbchens wird, der Größe des Gestells angemessen, entweder, wie bei unserem Modell, durch eine bunte Blumenstickerei in Kreuzstich mit Krystallperlen-Füllung, oder auf blauer Seide mit Plattstich-Stickerei in derselben Farbe oder in Weiß ausgeführt. Er erhält eine mit weißem Papier beklebte dünne Papp als Unterlage und innen und außen als Einfassung eine passende Chenille.

Als letzte Verzierung des Körbchens bleiben nun noch die

an den Vereinigungspunkten der Bogen befestigten Rosetten zu erwähnen, welche aus Schnürperlen in Krystall und einer Atlasperle gebildet sind. Sie bestehen aus 4 kleinen und 6 größeren Schlingen, welche, jede einzeln auf Silberdraht gereiht, so arrangirt werden, daß um die Atlasperle, als den Mittelpunkt, zunächst die 4 kleinen Schlingen sich reihen, und die 6 größeren zur äußeren Blätterreihe der Rosette sich gestalten.

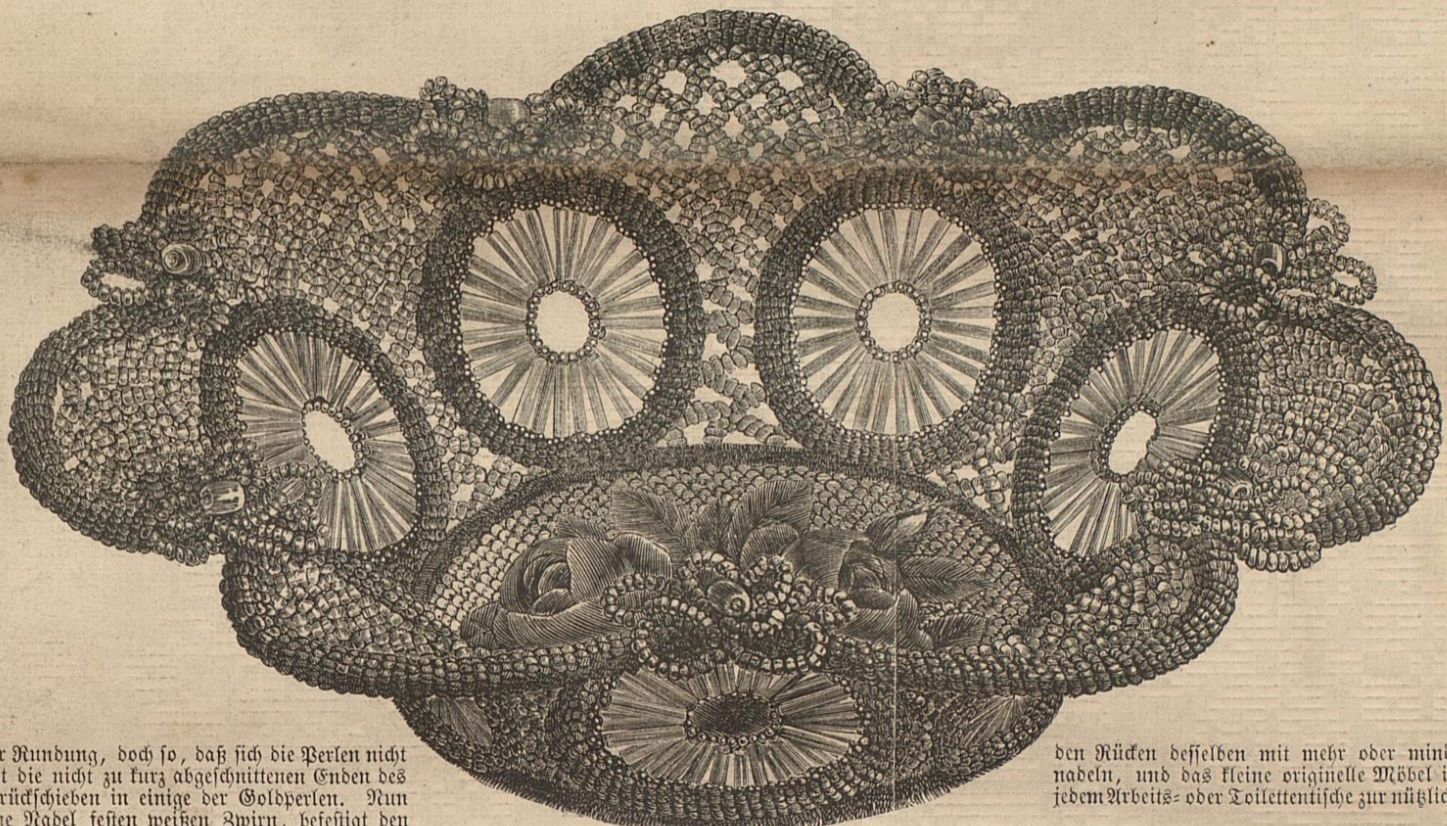
Beim Aufziehen der Perlen zur Rosette ist noch zu beobachten, daß die doppelten Drahtenden der Schlingen sowohl wie der Atlasperle 30 Millang abgeschritten, erst einzeln zusammengebrocht, dann alle zusammengebrocht und schließlich noch mit weißer Seide umwickelt werden müssen, ehe man die Rosetten am Körbchen festnäht. Die überflüssige Länge der zusammengebrochten Drahtenden wird umgebogen.

Das zu diesem Körbchen nöthige Drahtgestell wird überall, selbst in den kleinsten Städten, nach unserer Zeichnung auf Bestellung anzufertigen und zu erhalten sein. [2172]

verschiedener Farbe, ein Kartenblatt und etwas Kleie ist das bescheidene Material, dessen man bedarf, und man beginnt damit, Patrone I (die drei Patronen befinden sich in dem heutigen Supplement), die Bauchfläche des Irgels aus der Karte herauszuschneiden. Nun legt man dieselbe auf ein Stückchen schweren hellbraunen Atlas und schneidet die gleiche Form heraus, nur giebt man rings den Einschlag zu, den man über die Karte schlägt und mit festen Stichen darauf heftet. Der Rücken des Thieres, Patrone II, wird nun aus demselben Atlas geschnitten, der Einschlag (den man beim Schneiden zugeben muß) rings umgebogen, und mit festen, dichten Stichen an die Kante der Bauchfläche genäht. Um dies recht gleich und schön werktüchtigen zu können, werden die beiden Theile an den Stellen, wo die Punkte sichtbar sind, aufeinander geheset, das Halsstückchen nach vorn offen gelassen, und der obere größere Kreis auf den unteren kleineren so eingestelt, daß die Wölbung des Körpers gleichmäßig wird. Nun vermische man Kleie mit etwas wohlriechendem Puder und beginne dieselbe durch den

offen gelassenen Hals des Irgels einzufüllen. Man bedient sich dazu eines kleinen Lösfelchens oder einer zusammengebochten Karte. Die Kleie muß recht fest und voll eingefüllt werden, weshalb man sie von Zeit zu Zeit während des Einfüllens mit einem Bleistift festdrücken muß. Wenn gar nichts mehr hineingeht, näht man den Hals zu und setzt den Kopf, Patrone III, der aus schwarzem Atlas geschnitten werden muß, darauf, wie es die Abbildung zeigt.

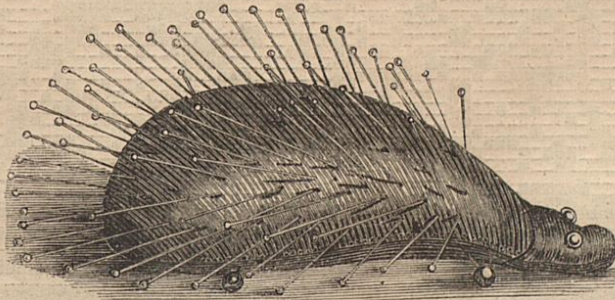
Durch Einstecken von Nadeln mit farbigen Glasküpfen giebt man dem Thiere Augen und Beine; nun bestickt man den Rücken desselben mit mehr oder minder hübschen Stecknadeln, und das kleine originelle Möbel ist fertig, und wird jedem Arbeits- oder Toilettenische zur nützlichen Zierde gereichen. [2151]



Perlen-Körbchen.
(Vier Fünftel der Original-Größe.)

Irgel als Nadelkissen.

Diese kleine Arbeit empfiehlt sich durch ihre Neuheit, Nützlichkeit, und dadurch, daß sie nichts kostet als eine Stunde Zeit und ein wenig Aufmerksamkeit. 2 Fleckchen Seidenstoff von



Irgel als Nadelkissen.
(Ganze Größe.)

Die Mode.

Es scheint dem Himmel mit seinen Frühlingsverheißungen Ernst zu sein; die Sonne sendet so lange, warme Blicke auf unsere Erde, daß diese nicht mehr schlummern kann. O, ein Sonnenblick ist allmächtig, er schmilzt das Eis und lockt Blüten aus der Erde und dem Menschenherzen.

Mir machen diese frühen Lenzestage, so innig ich mich ihrer freue, eigentlich einen Strich durch die Rechnung, wie man zu sagen pflegt. Ich hatte so viele schöne Balltoiletten in Bereitschaft, durch deren Beschreibung ich meinen jungen Leserinnen gefällig sein wollte, aber der blaue Frühlingshimmel, die warme Luft, die duftenden Weiden, welche bereits die Schneeglöckchen abgelöst, lassen einen ernsthaften Gedanken an Balltoilette gar nicht mehr aufkommen. Ist der Ball doch ein „Wintervergnügen“ — also still davon; aber leid thut es mir doch, daß die reizenden lustigen Toiletten von Crepp und Tüll und Gaze mit flatternden Bändern, mit schwankenden Blüthenzweigen so ganz unerwähnt bleiben sollen — die Blumen in den Haaren jugendlicher Tänzerinnen waren doch schön im

glänzend erleuchteten Ballsaal! Der Flieder, die Iris, das Maiblümchen, das Geizblatt, die königliche Rose, besonders wenn die Laune ihres Schöpfers ihr Schneeflocken und Giszapfen als seltsam contrastirenden Schmuck gegeben, wie Pariser Blumenfabrikanten versucht.

Bald werden die lebendigen Urbilder jener künstlichen Blüthen vor unsern Augen wachsen, blühen und welken — ach allzusehnell — deshalb sind sie auch nicht geeignet, die Töchter der Erde länger als eine Stunde zu schmücken. Die künstlichen dagegen leben oft länger als einen Ballabend, auf dem Hute einer Dame häufig sogar einen Sommer lang.

Den Sommerhüten ist in dieser Nummer ein eigener Artikel gewidmet, deshalb gehen wir jetzt an ihnen vorüber zu andern Theilen der Toilette.

Ueber Frühjahrs-Mäntel gaben wir in einer der letzten Nummern einen ausführlichen, durch Abbildungen erläuterten Bericht und behalten uns vor, einen ähnlichen über „Sommermäntel“ folgen zu lassen.

Heute jedoch wollen wir der Gesellschaftstoilette der Damen noch vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Die zarten Farben Hellgrün und Lila, welche vorzugsweise gewählt wurden, um an lustigen Crepp- und Tüllroben unter den Lüstren des Ballsaales zu glänzen, haben ihre Herrschaft so fest begründet, daß der Frühling sie nicht zu entthronen vermag. Sie werden an Promenadetoiletten junger Damen eben so distinguiert erscheinen wie an Balltoiletten, denn diese Farben haben das Licht des Tages keinesweges zu scheuen. Das Lila besonders wird die Gunst der gesammten Damenwelt bei Jung und Alt unverkürzt genießen; es hat vielleicht ursprünglich diesen Vorzug der schönen Kaiserin der Franzosen zu danken, die sich besonders gern in diese sanfte Farbe kleidet, welche sogar für eine hellere Nuance der Trauer gelten kann.

Eine eigenthümliche Vicenz der Mode, die wir jedenfalls lebenslustigen jungen Wittwen der französischen Hauptstadt zu verdanken haben, sind die eleganten Gesellschafts-Trauerkleider.

Diese Roben von schwarzem Tüll, deren zahlreiche Volants mit Schmelz gestickt oder mit Cypressenguirlanden (aus Marabouts verfertigt) garnirt sind, werden über Unterkleidern von schwarzem Taffet oder Atlas getragen. Auch Maiblumen-guirlanden von Schmelz oder reiche Schmelzfransen sind ein beliebter Befatz dieser eleganten Roben, nicht minder Schlei-

von schwarzem Creppband, welche in den wogenden Falten des Tülls auf seidnem Grunde einen eigenthümlichen Effect hervorbringen. Zu leichten Gesellschaftskleidern gehören Volants, Bouillonne's (Puffen), mehrere Röcke oder auch Alles zusammen, denn es ist erstaunlich, welche Fülle von Stoff, von Bändern, Blumen, Perlen und Spitzen auf dem seltsam reizenden Globus Platz finden, welcher als Damen-Rock in unsern Tagen zum Spott der Philosophen, zum Schrecken der Ehemänner, Brüder, Väter u. s. w. sich präsentirt. Es gehört in Wahrheit die Sanftmuth der Taube, die Klugheit und Gewandtheit einer Schlange dazu, zwischen diesen aus so zarten Stoffen geschaffenen Weltkörpern sich einen bescheidenen Weg zu bahnen, ohne die unfreiwillige Beute eines Volants, einer Spitzengarnirung, eines Blumenbouquets mit sich fortzuführen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich des armen Erzbischofs von Mailand gedenken, dem es kürzlich nicht besser erging als manchem unserer gewiegtesten Roués, deren geschickteste Wendungen sie vor zerstörenden Consticten mit der Toilette der Damen nicht schützen können.

Besagter Erzbischof empfing nämlich auf der Treppe des Doms zu Mailand Ihre Majestät die Kaiserin von Oesterreich; ein neckisches Lüftchen oder ein launischer Zufall führte den ehrwürdigen Herrn in die verfängliche Nähe des lustigen Gewandes der hohen Fürstin und umwickelte ihn dergestalt mit dem irdischen Flitter seidener Volants und Spitzen, daß er sich nicht anders aus diesen anmuthigen Fesseln lösen konnte als — indem er einige Ellen der Garnitur abriß, zum großen Ergözen der Kaiserin und zur höchsten Verlegenheit des hohen Prälaten, welcher eine solche thätliche Demonstration gegen die Uebertreibungen der Mode an diesem Ort und auf diese Weise keineswegs beabsichtigte.

Die Bouillonne's werden von manchen Damen so reizend gefunden, daß sie es nicht scheuen, eine Tüllrobe mit doppeltem Rock von unten bis oben damit zu garniren und diesen Puffen in geringen Distancen noch die Fierde kleiner Rosenbouquets zuzufügen. Die Toilette ist ohne Zweifel schön, erfordert aber den Heroismus, während eines Abends ganz auf das Sitzen zu verzichten.

Der in der letzten Zeit des Winters so beliebte Haarschmuck von Perlen in mancherlei Farben, besonders von Goldperlen, theils als Resilla oder in Festons arrangirt, theils in Verbindung mit Bandschleifen, Federn und Blumen, wird als glän-

zendes und geschmackvolles Surrogat der Juwelen jedenfalls so lange getragen werden, als die vorrückende Jahreszeit Abendgesellschaften nur irgend gestattet.

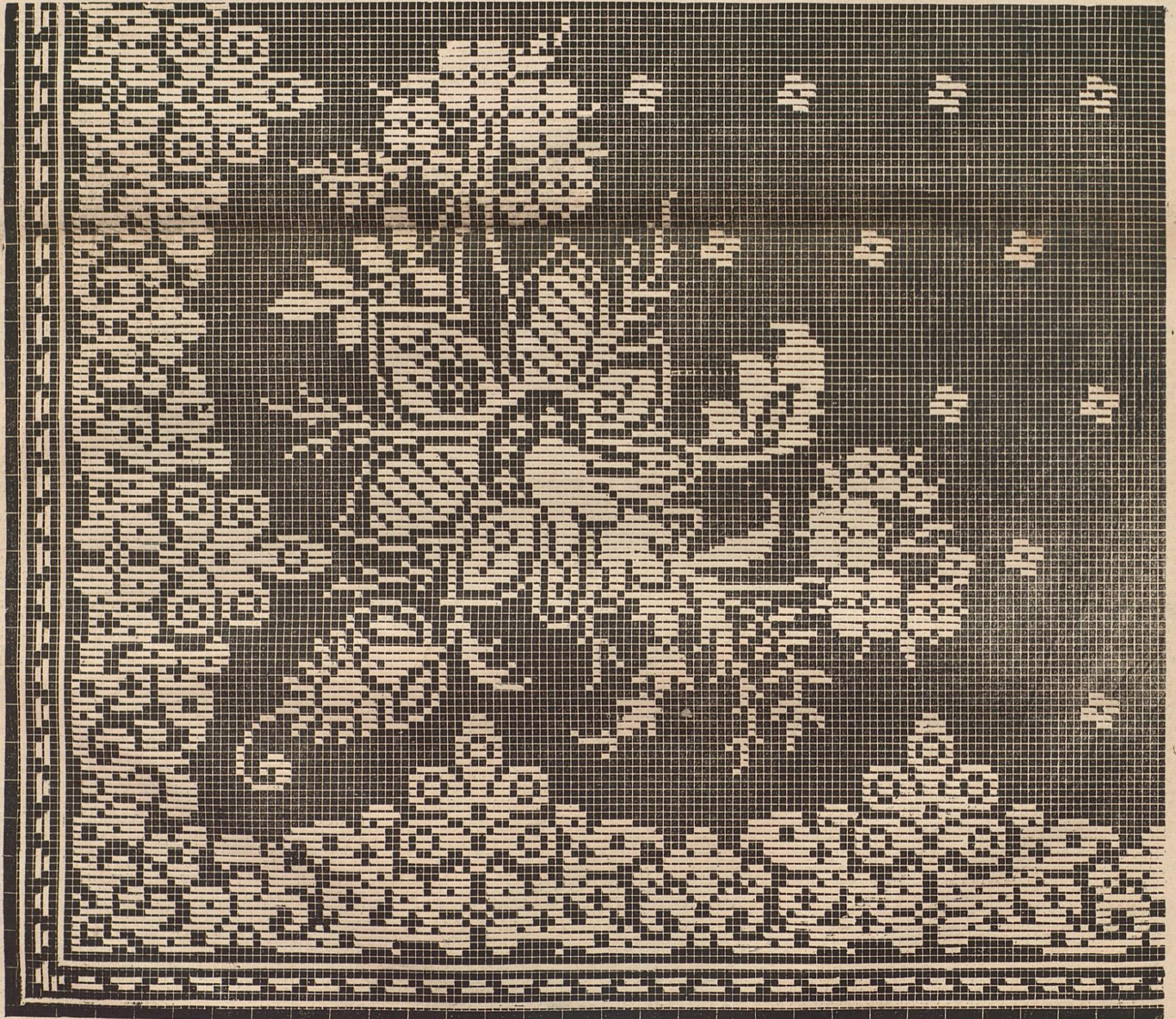
Einen den Perlen verwandten Schmuck, den Schmelz, erwähnten wir bereits mehrfach in unsern Berichten, und machten auf seine verschiedenartige Verwendung durch Muster und Abbildungen sogar speciell aufmerksam. Man sticht Spitzemantillen, Spitzengarnirungen der Hüfte, Schleier, Sonnenschirme, ja Gravatten und Gürtel mit Schmelz, zu denen unsere Zeitung unlängst ebenfalls ein Dessin geliefert.

Die Lingerie, ein in der Modewelt stets wichtiger Artikel, gewinnt in der wärmeren Jahreszeit wo möglich noch höhere Bedeutung und werden wir uns anlegen sein lassen, unsere Abonnentinnen mit den neuesten Mustern und Schnitten zu den feinen Artikeln dieses Genre's stets zu versorgen.

In Bezug auf Haustoilette wollen wir in Erinnerung bringen, daß kleine, einfach mit Spitzen besetzte Battist- oder Mullkragen die großen Muskettierkragen völlig verdrängt haben; man trägt sie theils mit runden, theils mit scharf abgestumpften Ecken, und versteht die weiten Ballon-Unterärmel von Mull mit einer dem Kragen ähnlichen, nach dem Arm zurückstehenden Manchette. Diese Ärmel, um die Hand mit einem Bändchen geschlossen, sind für die noch kühle Jahreszeit besonders zu empfehlen, da sie das Unterziehen der rosa Tricot-Ärmel gestatten, welche eine eben so weiche als unbemerkbare Schutzwehr gegen Erkältung bilden.

Fichu's und Canezou's, dieser für junge Damen so reizende Gesellschaftschmuck, welche den Anzug eines jungen Mädchens erst recht jugendlich erscheinen lassen, werden den Uebergang aus Ball- und Gesellschaftsaal in den schöneren, größeren Saal der blühenden Natur glücklich überstehen, oder, mit andern Worten, im Sommer sich auf der Höhe der Beliebtheit erhalten, welche sie in der zu Ende gehenden Saison einnahmen.

Die lustigen Taschentücher, ganz aus Spitzen bestehend, dürften für einige Monate ihrer Function entlassen sein, da sie ein ausschließliches Zubehör der Balltoilette sind. Die Gesellschaftstaschentücher werden von Battist, mit reicher Stickerei verziert, getragen, und sind oft nicht minder kostbar und prächtig als jene. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir als einer Neuheit der Taschentücher in farbiger, so fein nuancirter Stickerei, daß man ein Gemälde zu sehen glaubt; bald ist es ein Kranz zarter Bergknechtchen, bald eine Guirlande von Rosen und



Tischdecke, in Filet oder Häfelarbeit.

Laufend schön, bald ein Gewinde von Feldblumen und Gräsern im natürlichsten Farbenspiel, welches in der Verschlingung mit reifen Aehren dem Namenszug als Umgebung dient.

[2170]

Veronica von S.

Muster zu einer Tischdecke.

Zur Filet- oder Häfelarbeit.

Material: weiße Baumwolle.

Ein großer Vorzug dieses Modells vor vielen andern seiner Gattung besteht darin, daß es zu beliebiger Länge und Größe ausgedehnt werden kann, daher sich eben so gut zu einer Kommoden- oder Clavierdecke, als zu seinem eigentlichen Zweck, einer Tischdecke, eignet. In Filet ist das Muster mit offener Baumwolle zu durchziehen, beim Häfeln in Stäbchen-sich auszuführen.

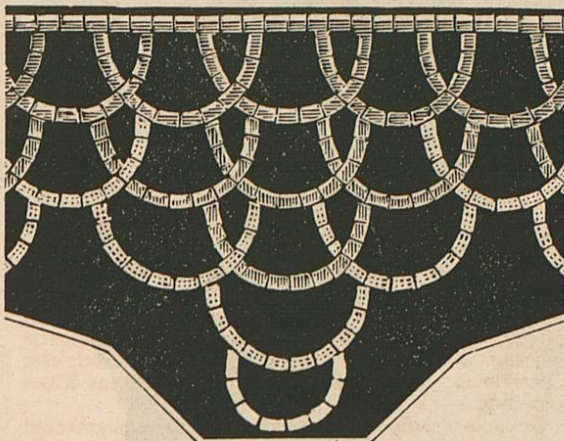
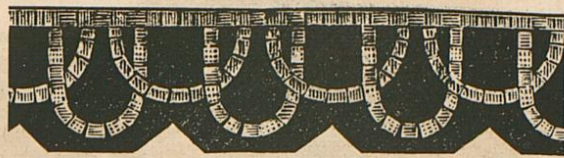
[2171]

Muster zu einer Nähtisch-Decke.

(Mosaikarbeit.)

Material: böhmische Perlen.

Wir bieten hiermit den Leserinnen eine Arbeit, welche denselben durch unsere Zeitung gewiß schon bekannt und lieb geworden ist, denn sie gehört zu den wirklich unterhaltenden, belohnenden — ja, in Wahrheit unvergänglichen Arbeiten, deren unzerstörbares Material, wenn der Gegenstand selbst veraltet, sich immer zu neuen Werken der Nadel brauchen läßt. — Wir glauben bei Gelegenheit des Lampen-Tellers, in Nr. 2 unserer Zeitung, eine hinlänglich genaue Beschreibung der Mosaikarbeit gegeben zu haben, um unsere Leserinnen auch hier darauf verweisen zu können. Wir rathen, die heutige Arbeit ebenfalls von der Mitte aus zu beginnen, d. h. mit der mittelfsten Reihe verfertigt liegender Perlen und von da aus zuerst die eine, dann die andere Hälfte der Decke zu arbeiten, weil sich die schrägen Linien, welche die achtliche Form bilden, durch Abnehmen leichter als durch Zunehmen — mit andern Worten — leichter durch Verkürzen, als Verlängern der Perlenreihen ausführen lassen. Die Farben sind auf dem Muster selbst in sehr geschmackvoller Zusammenstellung angegeben. Veränderungen in dieser Beziehung würden eben so leicht als zulässig sein, z. B. können zu der Contour, welche die hellere blaue Grundfarbe von der dunkleren trennt, anstatt gelbe, Kupferperlen verwendet, und damit der Arbeit eine größere Eleganz verliehen werden. Als hellste Farbe der grauen Schattirung würden wir jedenfalls rathen dicke weiße Perlen zu



Perlenfranzen.

nehmen. Von böhmischen Perlen, in der bisher gewohnten Größe, würde die Arbeit fast den doppelten Umfang als die Abbildung erhalten; doch sind diese Perlen auch jetzt in recht zierlicher Kleinheit zu haben, welche, dem Verhältnis des Modells näher kommend, die Ausführung desselben auch für ganz kleine (Leuchter-Tischchen) möglich machen. Die in unserer heutigen Nummer in Abbildung und Beschreibung mitgetheilten Perlen-Franzen sind nach Belieben als Garnirung für diese Decke zu verwenden.

[2165]

Perlen-Franzen.

Material: kleine böhmische Perlen.

Bei der großen Beliebtheit der Perlen-Arbeiten dürften unseren Leserinnen einige Dessins zu Perlen-Franzen nicht unwillkommen sein, auch abgesehen von dem besondern Zweck, welcher dieser Mittheilung heute zum Grunde liegt, nämlich: zu der in dieser Nummer enthaltenen Tischdecke von böhmischen Perlen eine passende Garnirung zu geben. Hinsichtlich der Verwendung der breiten oder der schmalen Franzen ist der Geschmack der Arbeiterin und die Beschaffenheit des Tisches entscheidend; denn da es zugleich lästig und unbequem ist, beim Aufziehen einer Schieblade jedesmal die Franzen der Tischdecke zurückzuschlagen, so würden wir die breiteren für einen Tisch ohne Schieblade, die schmälern für einen Tisch mit solcher zweckmäßig finden.

Indessen ist es nicht unumgänglich notwendig, daß diese Perlenfränzen zu einer Tischdecke von Perlen verwendet werden müssen; sie eignen sich eben so wohl zur Verzierung einer mit Wolle, als einer mit Wolle und Perlen gestickten Decke. In unserer Abbildung sind die Perlen von verschiedenen Farben angegeben, doch die Bestimmung derselben ist von den in der Tischdecke selbst angewandten abhängig. Die beiden oberen schmalen Franzen sind aus Schlingen gebildet, deren Abwechslung unsere Abbildung deutlich erkennen läßt.

Das dritte Dessin scheint schwieriger, ist es aber in Wahrheit nicht. Die erste Reihe ist aus Bogen gebildet, deren Verschlingung zu beschreiben, die Deutlichkeit der Zeichnung uns überbebt; bei den Bogen der zweiten Reihe wird der Faden durch die 3 unteren Mittelperlen des oberen Bogens gezogen; die durch dies Verfahren entstandenen Lücken zwischen den Schlingen werden durch eine ergänzende Bogenreihe in derselben Weise ausgefüllt. Die dritte Reihe ist ganz nach Angabe der zweiten zu arbeiten, nur mit dem Unterschied, daß die beiden Lücken zur Seite der Spitze nicht ausgefüllt werden dürfen. Die beiden Schlingen, welche diese Spitze bilden, werden, indem man die Nadel nach Angabe des Modells durch die betreffenden Stellen zieht, gearbeitet.

Die Baumwolle zu dieser Arbeit muß fest und stark sein. Das häufige Durchziehen des Fadens durch die Perlen, damit er nach Bedingung des Modells an richtiger Stelle hervorkomme, giebt der Arbeit Halt und Dauer. Ist es nöthig, einen Knoten zu knüpfen, so müssen die Enden vor dem Abschneiden durch mehrere Perlen gezogen werden.

[2168]



klärung der Zeichen: □ helle, ■ mitte, ▣ dunkle, ⊠ ganz dunkle Sandfarbe, □ weiss, ■ hell, ■ mittel, ■ dunkelgrau, ■ hell, ■ mittel, ■ dunkelroth, ⊙ gelb, ■ hell, ■ dunkelblau. Nähtisch-Decke in Mosaik.

Neue Strohhut-Façons

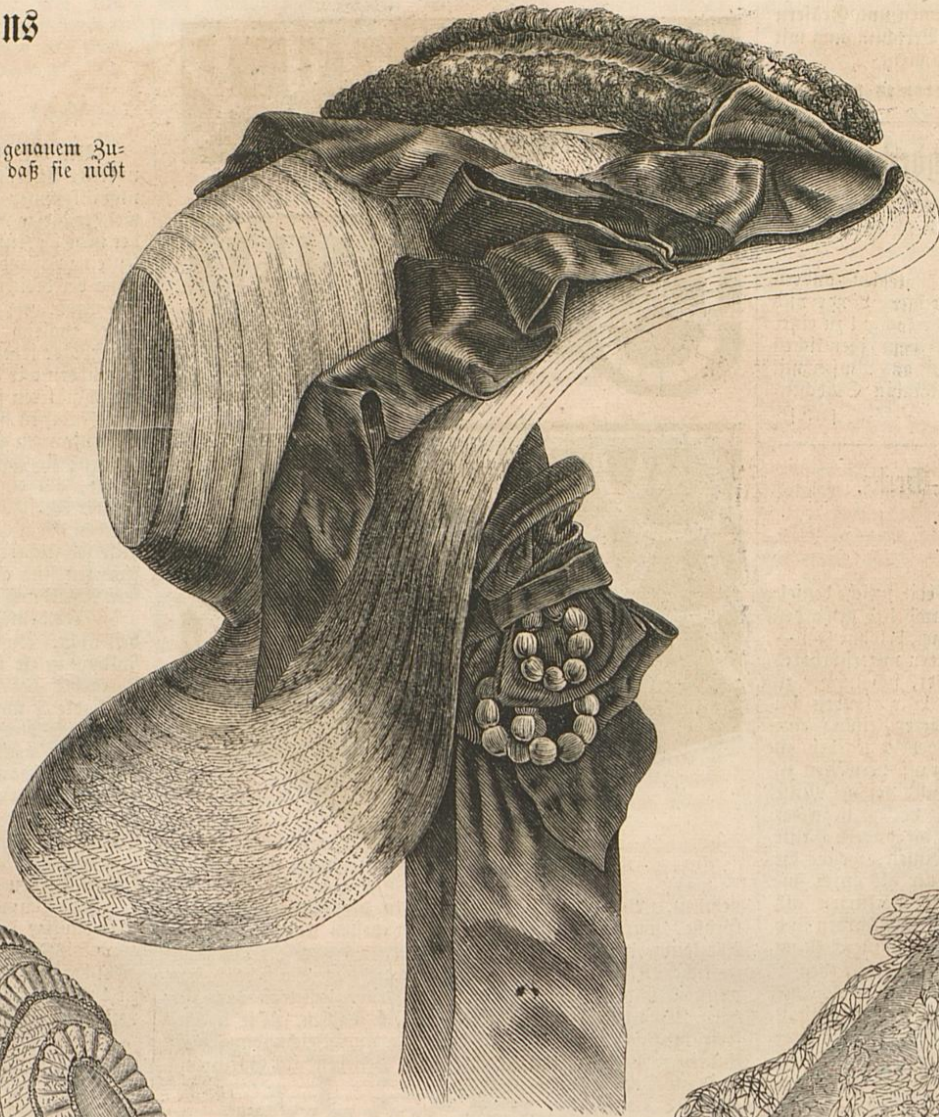
für 1857.

Originale von Alexander Elster.

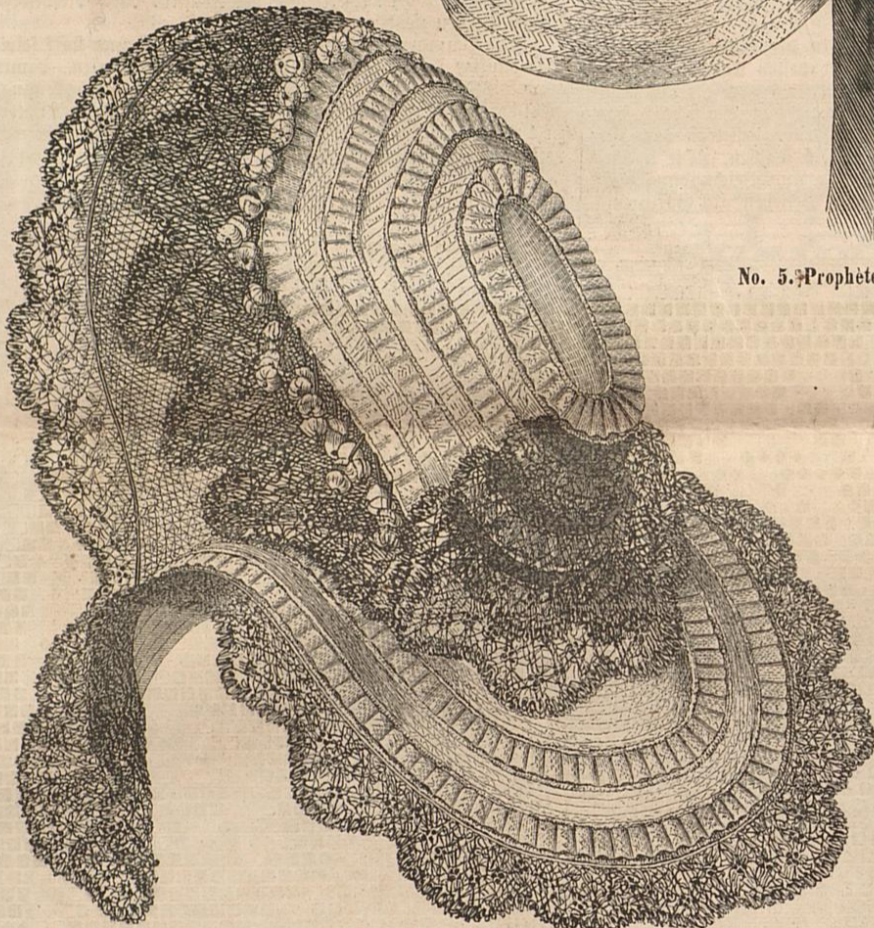
Die Fabrikation der Strohhüte steht in zu genauem Zusammenhang mit der Toilette der Damen, als daß sie nicht einmiges Interesse für diesen Industriezweig hegen sollten, ein Interesse, welches groß genug ist, den Fortschritt in dieser Beziehung mit theilnehmender Freude zu begrüßen. Für uns nimmt diese Freude sogar eine patriotische Färbung an, indem wir behaupten dürfen, daß die Berliner Strohhut-Fabrikation an Großartigkeit und Gediegenheit die anderer europäischer Hauptstädte nicht nur erreicht, sondern bereits übertrifft hat.

Die Fabrikation der Strohhüte ist nicht nur in ihrer Bedeutung für Damen-Toilette, sondern mehr noch als ein Industriezweig, welcher großentheils von weiblichen Händen gepflegt wird, für Frauen beachtenswerth, und glauben wir im Sinn derselben zu handeln, wenn wir in einer spätern Nummer einen detaillirten Bericht über die Fabrikation der Strohhüte folgen lassen.

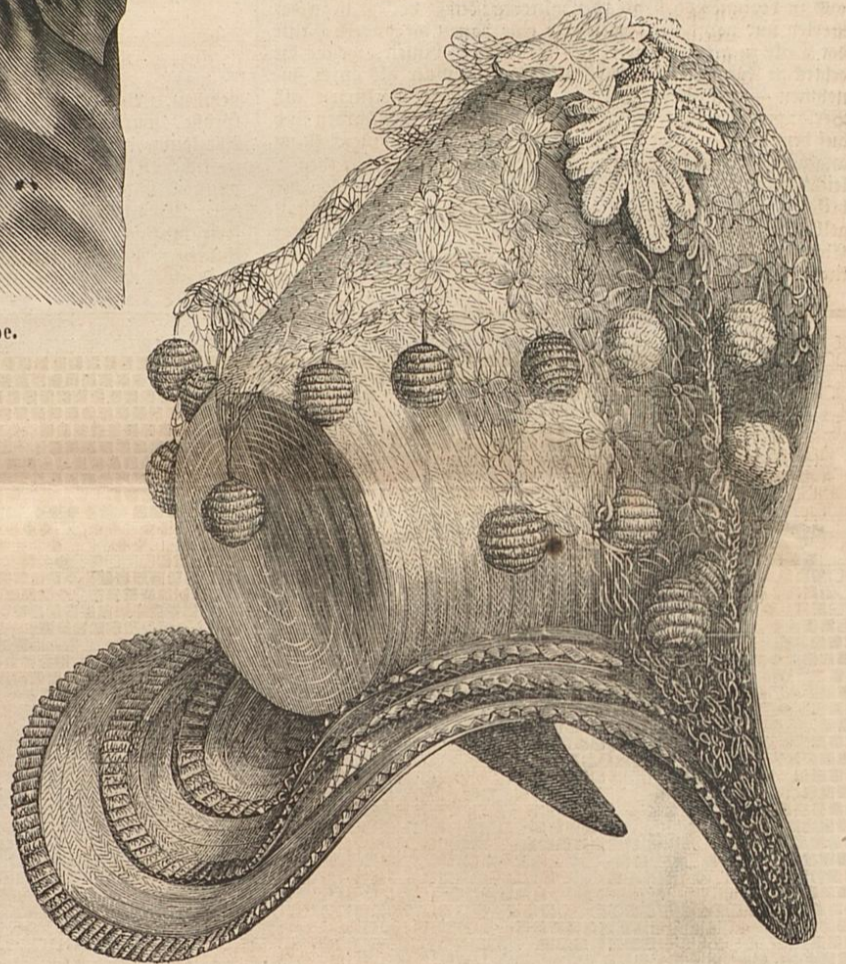
Am glänzendsten ist in hiesiger Residenz dieser Zweig der Industrie durch Elster's Namen vertreten, aus dessen Fabrik auch diesmal, wie im vorigen Jahre, unsere Modelle entnommen sind. Der kundige Blick der Leserinnen wird aus den Abbildungen leicht die Vorzüge der Originale erkennen und unserer Behauptung glauben, daß ein Elster'scher Strohhut ein Kunstwerk sei.



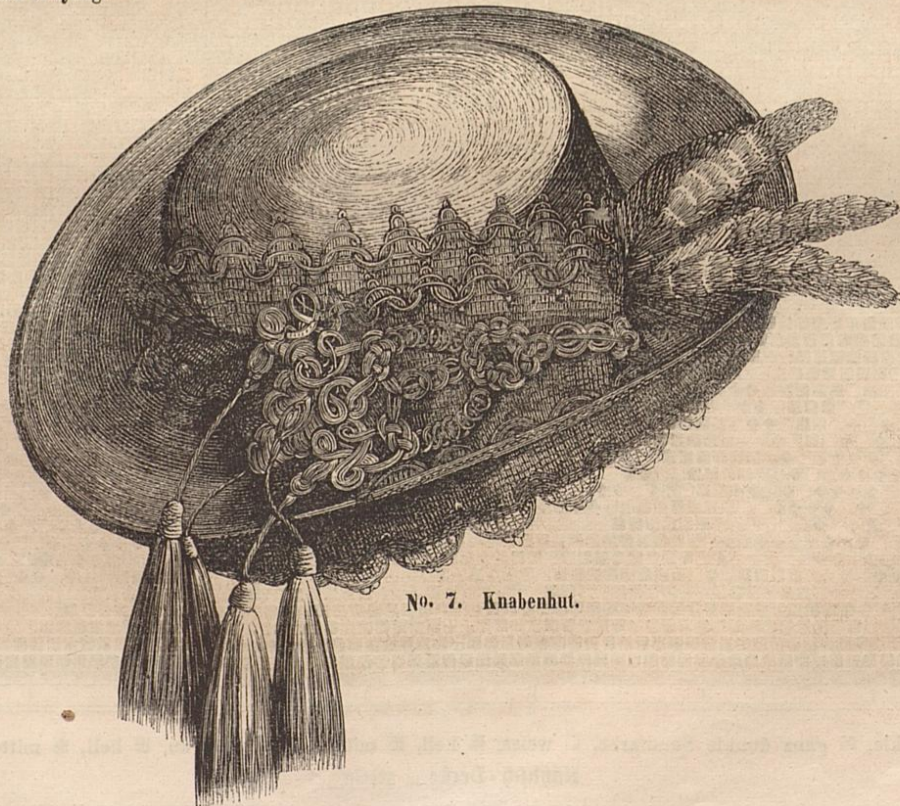
No. 5. Prophète Klepe.



No. 1. Miss Maybug.



No. 2. Iris.



No. 7. Knabenhut.

Ein Strohhut —! Es ist im Grunde ein anspruchsloser, unscheinbarer Name; unwillkürlich mischt sich in die Vorstellung eines solchen die Idee von der Nichtigkeit des Materials. Was ist Stroh? „un rien“, wie der Franzose sagt, ein unbedeutendes Nichts. — Ist es doch fast zum Sinnbild der Leerheit und Dürftigkeit geworden. — Und doch — was wird aus dem Strohalm, wenn der Menschengeist seinen lebendigen Odem hineinhaucht!

Das dürre Stroh gewinnt Leben unter den Händen des Fabrikanten, gestaltet sich zu Blättern, Blüten und Früchten, die, wenn auch keinen andern, doch den Duft des industriellen Genius ausathmen.

Und nicht das Stroh allein — auch das im Grunde ziemlich plebejische Kopshaar ist durch die Macht desselben Genius geädelt worden.

O, wie schade, daß ich nicht Andersen bin, daß hier nicht die Stelle ist, ein Märchen zu erzählen, ich wüßte ein sehr schönes, von Strohhälmlchen, dem armen verkannten und verachteten Aschenbrödel, das überall hintangeleitet wurde, gestoßen und mit Füßen ge-

treten, bis ein mächtiger Zauberer sich des armen Strohhälmlchens annahm und es zu hohen Ehren brachte; und von Kopshaar, dem wilden Reitermann, der so wüßt war und starren, unbeugsamen Sinnes, bis der gute Zauberer ihn Strohhälmlchen zuführte u. s. w., denn das Ende kann sich Jeder denken: daß aus Strohhälmlchen und Kopshaar ein Paar wurde, versteht sich von selbst, und wie herrlich sich die beiden in einander zu finden wissen, wie sie sich umschlingen und ergänzen, wie Kopshaar seine Starrheit, und Strohhälmlchen ihre Sprödigkeit abgelegt hat, das weiß Jeder, der einen „Strohhut“ der Elster'schen Fabrik mit Aufmerksamkeit betrachtet, oder gar trägt.

Wir wollen indeß der Wirklichkeit hier den ihr gebührenden Rang einräumen, d. h. zu einer Besprechung der Hüte im Allgemeinen und zur nähern Bezeichnung der in Abbildung gegebenen übergehen:

Das Streben, eine hervortretende Veränderung in den Formen der Damenhüte herbei zu führen, zeigte sich schon seit drei Jahren, wengleich in England und Deutschland bedeutender als in Frankreich: in Paris wollte man sich nicht von einem so sehr graziösen Kopfsputz trennen, wohl wissend, daß nicht leicht eine Form gefunden werden dürfte, welche der Phantasie so großen Spielraum biete. Daher

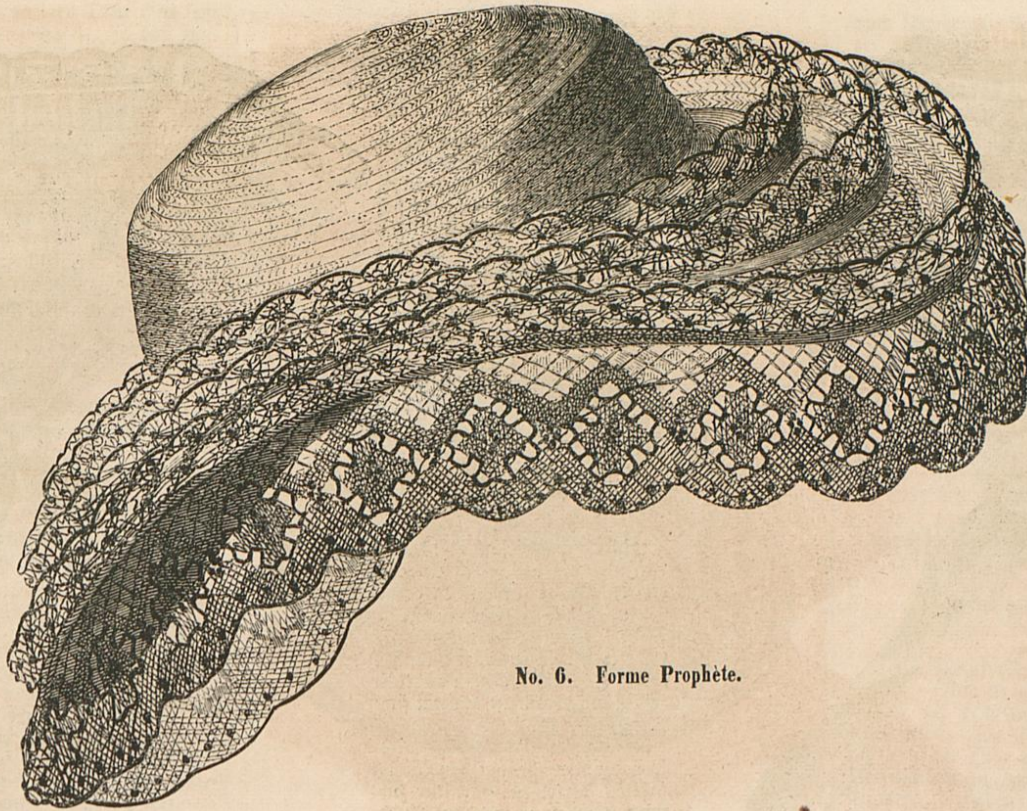
kam es, daß nur von einigen Seiten und mit großem Zögern der runde Damenhut (Forme Prophète oder Amazone) in Paris angenommen wurde, und ob derselbe zur guten Toilette dort getragen werden wird, ist fraglich. In Paris macht ein Jeder in seiner Art die Mode, denn man lebt in Paris; ob aber solche Productionen zur Mode werden, bestimmt die Allgemeinheit der Annahme. Tausende derartiger Erzeugnisse gehen ins Ausland und werden als Neuheiten der Mode verkauft, ohne jemals in Paris in Aufnahme gekommen zu sein. Wenn wir sonach unseren Abonnentinnen vier verschiedene Formen in Damenhüten vorkühren, so fügen wir nur hinzu, daß der runde Hut Nr. 5 ausschließlich der Jugend angehört und kaum eine Dame über 20 Jahre gut kleiden wird, daß die übrigen Formen sich unabhängig von dem Alter bewegen und bei der Wahl nur Rücksichten auf die Figur der Trägerin fordern.

In den Gattungen der diesjährigen Strohhüte treten diejenigen von dichten Geflechten und besonders in ganz Weiß am stärksten hervor, und Phantasie-Hüte werden nur vermisch-

mit dichten weißen Strohgeflechten getragen. In den nachfolgenden Zeichnungen geben wir von den mehr als dreihundert Gattungen der Elstierschen Fabrik acht, und zwar in natürlichem Zustande, wie sie aus der Fabrik kommen, d. h. ohne weiteren Ausputz als den von Stroh- und Kofshaargeflecht, und fügen Beschreibung der Geflechte und der Farben bei.

No. 1. Miss Maybug.

Der Kopf dieses Hutes, ähnlich dem eines Mailkäfers, ist von weißem Brüsseler Stroh, besetzt mit weißem Gondonnet und gebleichten Knöpfchen, Bavolet von gleichen Stoffen, Krempe und Calotte von schwarzen Kofshaarspizen, mit Perlen und Chenille gestickt.



No. 4. Hortense.

Fester Hut von ganz weiß gebleich-tem Brüsseler 7 Halm-Geflecht mit einem Halbschleier von weißen Kofshaarspizen, besetzt mit gebleichten Strohköpfchen und Franze vom gleichem Material des Hutes.

No. 5. Prophète Klepe.

Damenhut aus braunem Geflecht mit Feder von braunem Haarf.

No. 6. Forme Prophète.



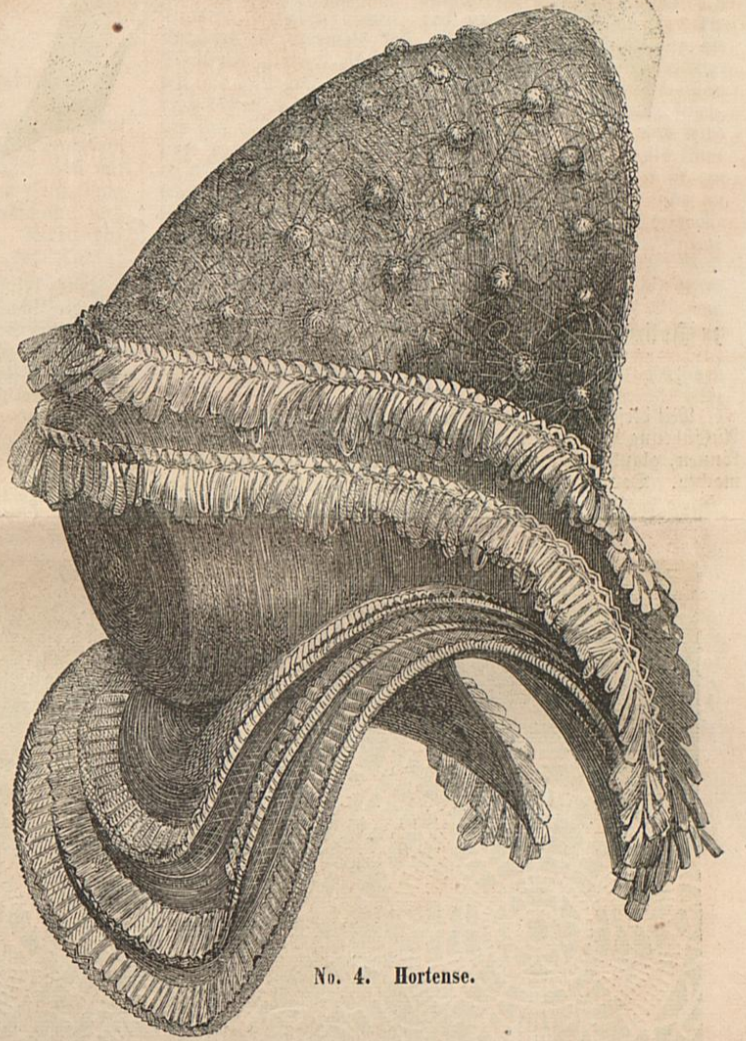
No. 3. Gisela.

No. 2. Iris.

Fester Hut von 11 Halm gebleichten Geflechten mit einem Halbschleier von Kofhaar-Tricotage mit Medaillon von festen weißen Blättern aus gebleichtem Stroh und Gondonnet und klaren Weinblättern von weißem Kofhaar mit Andern von weißen Strohhalmen.

No. 3. Gisela.

Hut auf schwarzen Kofshaarspizen, mit aufgelegten Weintrauben und Weinblättern von weißen festen Strohgeflechten, besetzt mit weißer Strohbörbe und Wachsperlen, Bügel von gehäkelten Kofshaarspizen.



No. 4. Hortense.

No. 6. Forme Prophète.

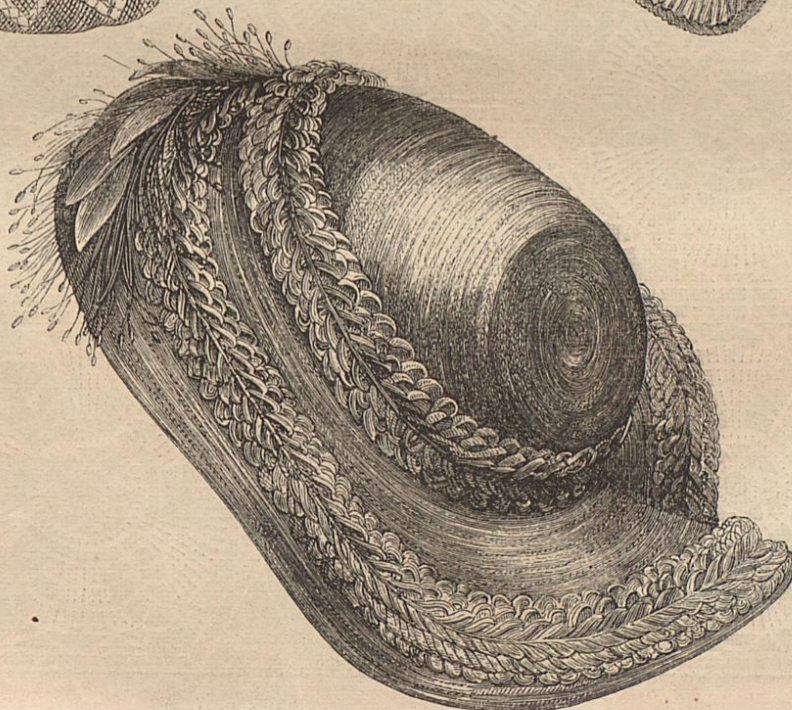
Runder Damenhut von grauen englischen Geflechten mit Bügeln von schwarzen Kofshaarspizen auf klarem Rande.

No. 7. Knabenhut.

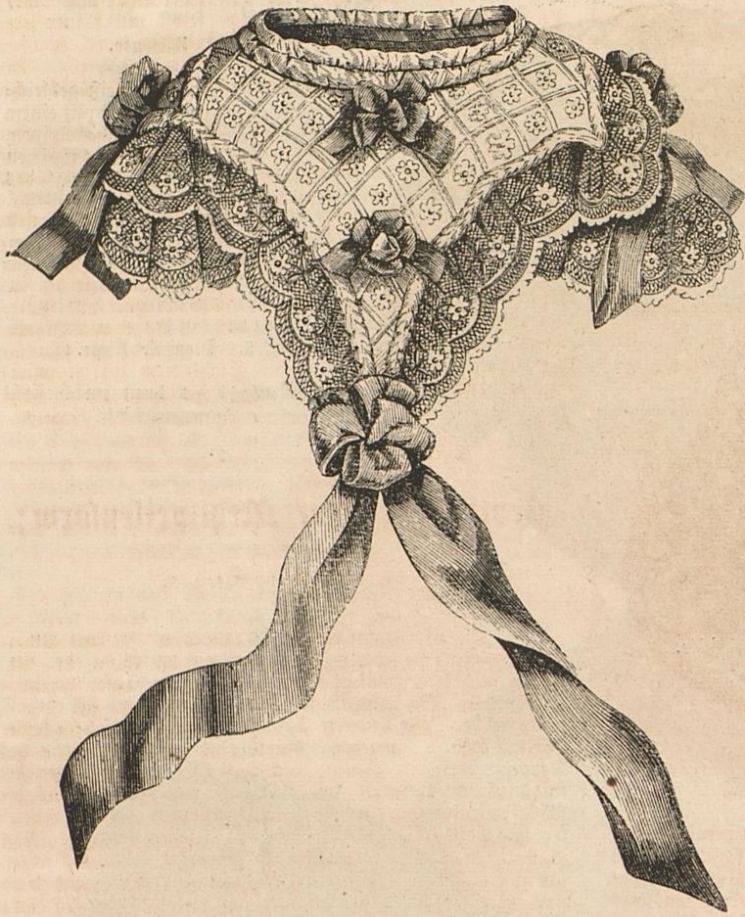
Von ital. Geflecht mit Strohgarnierung.

No. 8. Mädchenhut.

Von ital. Geflecht mit Strohgarnierung für kleine Mädchen. [2173]



No. 8. Mädchenhut.



Canezon, in gesticktem Mouffeline.

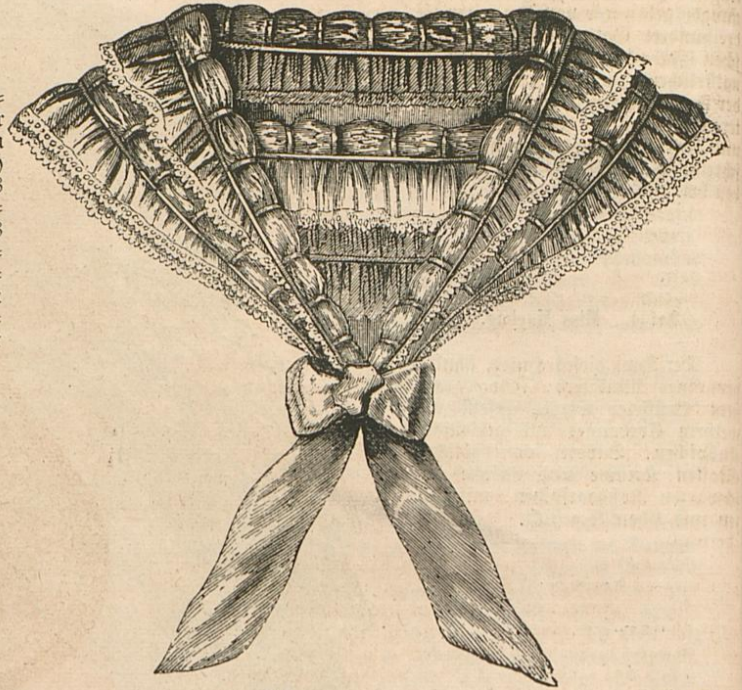
Canezon.

Canezon von gesticktem Mouffeline, mit einer Garnitur breiter Spitzen und schmaler Puffen von Tüll, welche an den Ärmeln sich wiederholt. Das Rückentheil des Canezon ist ganz dem Vordertheil ähnlich geschnitten, d. h. bis zum Schluß der Taille hinabreichend. Schleifen an den Ärmeln und auf der Brust; an der vorderen Spitze des Canezon eine größere Schleife mit langen Enden.

Fichu.

Fichu zur Gesellschaftstoilette von Illusionstüll, nach Angabe der Abbildung in Puffen gezogen, welche durch Spangen rosa Bandes zusammengefaßt werden. Eine leichte Spitze oder Blonde, deren Aufsatz durch ein glattes rosa Band bedeckt ist, schließt sich den Puffen an.

Das vorn offene Fichu wird über der Brust durch einen Querstreifen derselben Garnitur zusammengehalten und am Ende der Schneppe durch eine rosa Bandschleife geschlossen. [2166]



Fichu, von Illusions-Tüll.

Häkelmuster

zu Antimaccassars, kleinen und großen Decken u. s. w.

Material: weiße gedrehte Baumwolle.

Mit dieser Arbeit, welche wir, in Bezug auf die bequeme Ausführung derselben, wohl mit Recht eine angenehme nennen können, glauben wir vielen unserer Leserinnen eine Freude zu machen. Das aus einzelnen Theilen zusammengesetzte Muster

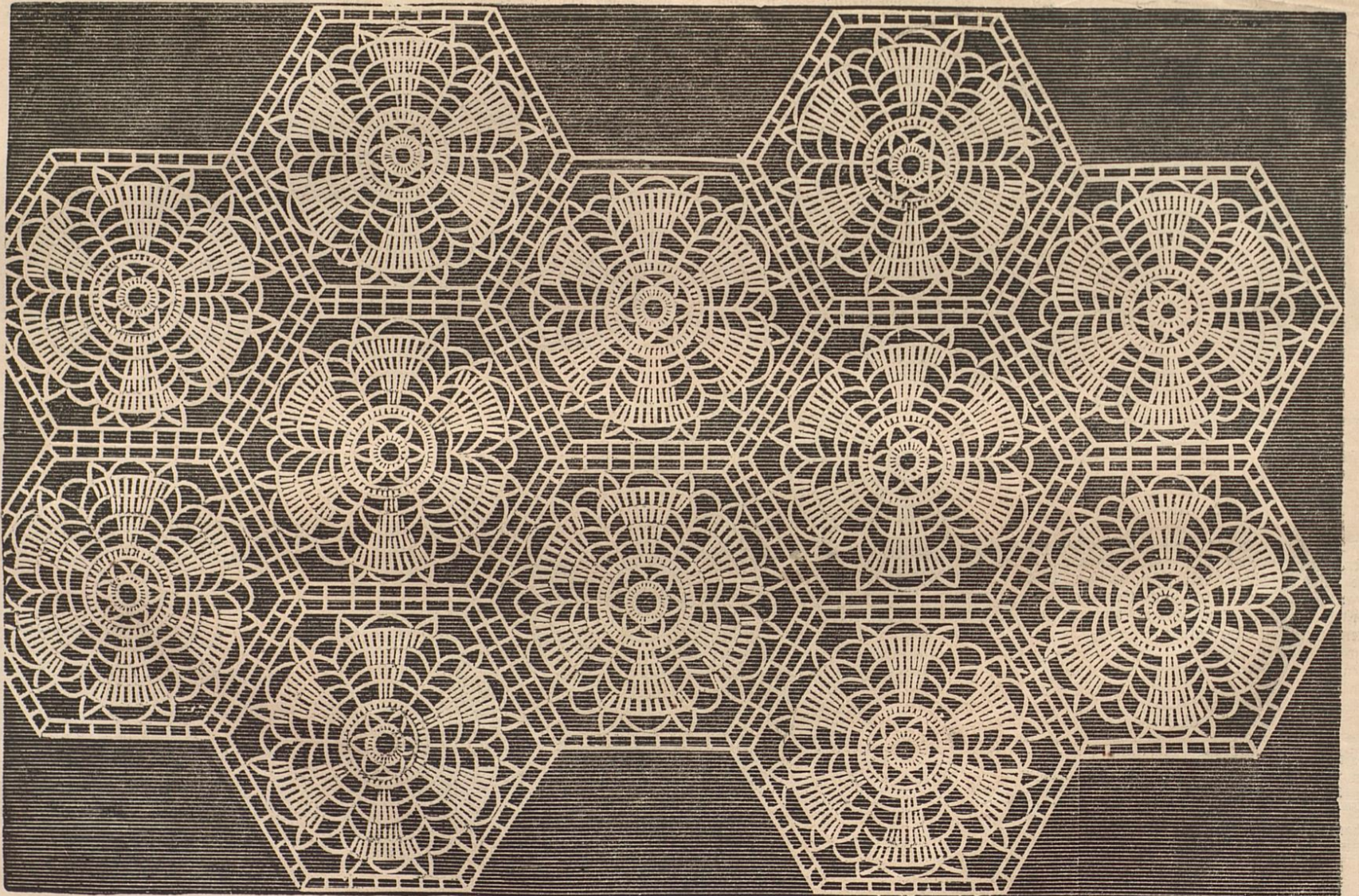
ist ganz besonders zu einer Gesellschafts-Arbeit geeignet, denn die schnell vollendeten Sterne lassen sich als etwas Fertiges bei Seite legen, und hat man während der Arbeit nie ein lästiges Gewicht zu tragen, würde auch eine große Ausbehnung derselben beabsichtigt.

Bei dem Zusammennähen der einzelnen Sterne zu einem größern runden, oder länglich runden Ganzen bildet sich der äußere Rand in regelmäßigen flachen Zacken, welche, mit einer passenden Spitze oder Franze besetzt, eine sehr hübsche Garnirung ausmachen. Will man die Arbeit aber zu einem Viereck

gestalten, so wäre es nöthig, die Vertiefungen mit dem dazu gehörenden Theil eines Sternes auszufüllen; — einer im Häkeln geübten Hand wird die Ergänzung der Lücken auf die angegebene Art nicht schwer sein.

Erklärung des Musters:

1. Tour. Man schlägt eine Kette von 18 Maschen auf und vereinigt sie zur Rundung.
2. Tour. Wird ganz in festen Maschen ohne zuzunehmen gehäkelt.



Häkeln-Muster zu Antimaccassars u. s. w.

3. Tour. In jede 3. Masche der vorigen Tour eine feste Masche und 11 Luftmaschen dazwischen gehäkelt, so daß zwischen jeder der hiermit gebildeten 6 Defen 2 Maschen liegen.

4. Tour. In die mittelste Masche jeder Defe 1 feste Masche und 9 Luftmaschen dazwischen gehäkelt.

5. Tour. In jede Masche der vorigen Tour 1 feste Masche gehäkelt (60 Maschen muß diese Tour zählen).

6. Tour. Mit derselben beginnt man die 6 dichten Zacken des Stierens: 3 Stäbchenmaschen in eine Masche der vorigen Tour, 5 Luftmaschen, 1 feste Masche in die 5. Masche, 5 Luftmaschen, 3 Stäbchenmaschen in die 5. Masche, so fort. — Diese 6 Zacken sind in der Regelmäßigkeit, wie sie die Abbildung zeigt, anzulegen.

7. Tour. * 5 Stäbchenmaschen in die 3 Stäbchenmaschen der vorigen Tour, und zwar, in die erste und letzte derselben 2 Stäbchenmaschen gehäkelt, 5 Luftmaschen, 1 feste Masche in die feste Masche der vorigen Tour, 5 Luftmaschen — vom * weiter.

8. Tour. Wird ganz nach Anweisung der vorigen Tour gearbeitet, nur daß auf jede Zacke 7 Stäbchenmaschen gehäkelt werden.

9. Tour. In die erste und letzte der 7 Stäbchenmaschen 2 Stäbchenmaschen, und 1 Stäbchenmasche in die zu beiden Seiten zunächst liegende Luftmasche — demzufolge werden auf jede Zacke 11 Stäbchenmaschen gehäkelt. Anstatt 5, häkelt man in dieser Tour 4 Luftmaschen. Hiermit sind die Zacken beendet.

10. Tour. * 1 feste Masche in das erste Stäbchen einer Zacke, 7 Luftmaschen, 3 Maschen liegen lassen, in die 4. 1 feste Masche, 7 Luftmaschen, 4 Maschen liegen lassen, in die 5. 1 feste Masche, 7 Luftmaschen, 1 feste Masche in die 4. Masche, also in das 11. Stäbchen der Zacke; — weiter vom *.

11. Tour. Jede der 3 Defen auf den Zacken wird in der Mitte mit einer festen Masche gefaßt und zwischen jede derselben werden 7 Luftmaschen gehäkelt — die nächst folgende Defe bleibt liegen, man häkelt 10 Luftmaschen und faßt mit einer festen Masche die erste Defe auf der folgenden Zacke, so fort. —

12. Tour. In jede 4. Masche der vorigen Tour 1 Stäbchenmasche, dazwischen 3 Luftmaschen. Bei dieser Tour ist zu bemerken, daß die Mitte der 10 Luftmaschen stets mit einer Stäbchenmasche gefaßt wird, damit sich die eckige Form der Sternfigur markire.

[2157]

Deffin zu einer Tasche.

Material: Graues Leder, schwarzer Sammet, schmale schwarzseidene Plattschmür, dünne schwarzseidene und graueidene Rundschnur, Stahlperlen und einige schwarze geschliffene Perlen.

Zur Uebertragung des Deffins auf den zur Tasche bestimmten Stoff empfehlen wir den Gebrauch des Copirpapiers, ein Verfahren, welches den meisten unserer Leserinnen bekannt sein dürfte. Für die Wenigen, denen es fremd geblieben, wird folgende Angabe zur Vorbereitung der Stickeri ausreißend sein:

Man legt das Copirpapier zwischen das Deffin und das zur Tasche bestimmte graue Leder, so daß die raube Seite des Papiers das Leder berührt, zieht mit einer stumpfen Stricknadel oder einem harten Meißel die Contouren des Musters nach und schneidet darauf die zur Ausfüllung in schwarzem Sammet bestimmten Theile genau nach der Zeichnung aus. Diese Figuren von schwarzem Sammet werden nun mit Gummivasser bestrichen und an die betreffenden Stellen des Stoffes geklebt.

Wer die Zeitung durch das Nachziehen mit dem Griffel zu verderben fürchtet, thut wohl, das Deffin zuerst auf dünnes Papier durchzuzeichnen,



Die fertige Tasche, verkleinert.

und dieses dann zur Uebertragung des Musters vermittelst Copirpapiers zu benutzen.

Der zur Tasche bestimmte Stoff, gleichviel ob Leder oder Caschmir, muß mit starkem Gambrie oder Leinen eingefast und in den Rahmen gespannt werden; dann fährt man mit der Arbeit fort. Die schwarze Rundschnur dient zur Einfassung der schwarzen Sammetfiguren, die graue Rundschnur und die schwarze Plattschmür, dicht nebeneinander, bilden das äußere durch eine Linie angegebene Muster der Tasche; in jede Schlinge desselben ist eine schwarze geschliffene Perle zu nähen, alle übrigen Perlen sind Stahlperlen. Die dicke Reihe derselben (in der Mitte der größeren Figur

von schwarzem Sammet) wird von jeder Seite mit schwarzer Plattschmür eingefast, die Tasche selbst mit blauer oder kirchrother Seide gefüttert. Das Verbindungstheil zwischen beiden Seiten ist unten 4 Zoll, nach oben zu 2 Zoll breit. Die Nahten werden mit Rundschnur besetzt, und die Tasche mit einem Stahlbügel geschlossen.

Statt des grauen Leders kann auch blauer Caschmir oder Sammet genommen werden. In diesem Fall könnte die schwarze Rundschnur um das schwarze Sammetmuster durch ganz schmale Goldlitze, die schwarze Plattschmür durch schmale Goldquimpe und die graue Rundschnur durch schwarze ersetzt werden. Alle Perlen müßten dann schwarz, der Bügel ganz mit schwarzem Sammet überzogen, und statt der Kette mit einer starken schwarzseidenen Rundschnur versehen sein, weil die Zusammenstellung eines Stahlbügels mit Goldschmür und Goldquimpe so wenig geschmackvoll ist, als ein Bügel von Bronze. Behält man indeß auf blauem oder grünem Stoff gleichfarbige und schwarze Schmür, bezüglichen Stahlperlen bei, so würde die Anwendung eines Stahlbügels vollkommen gerechtfertigt sein.

[2152]

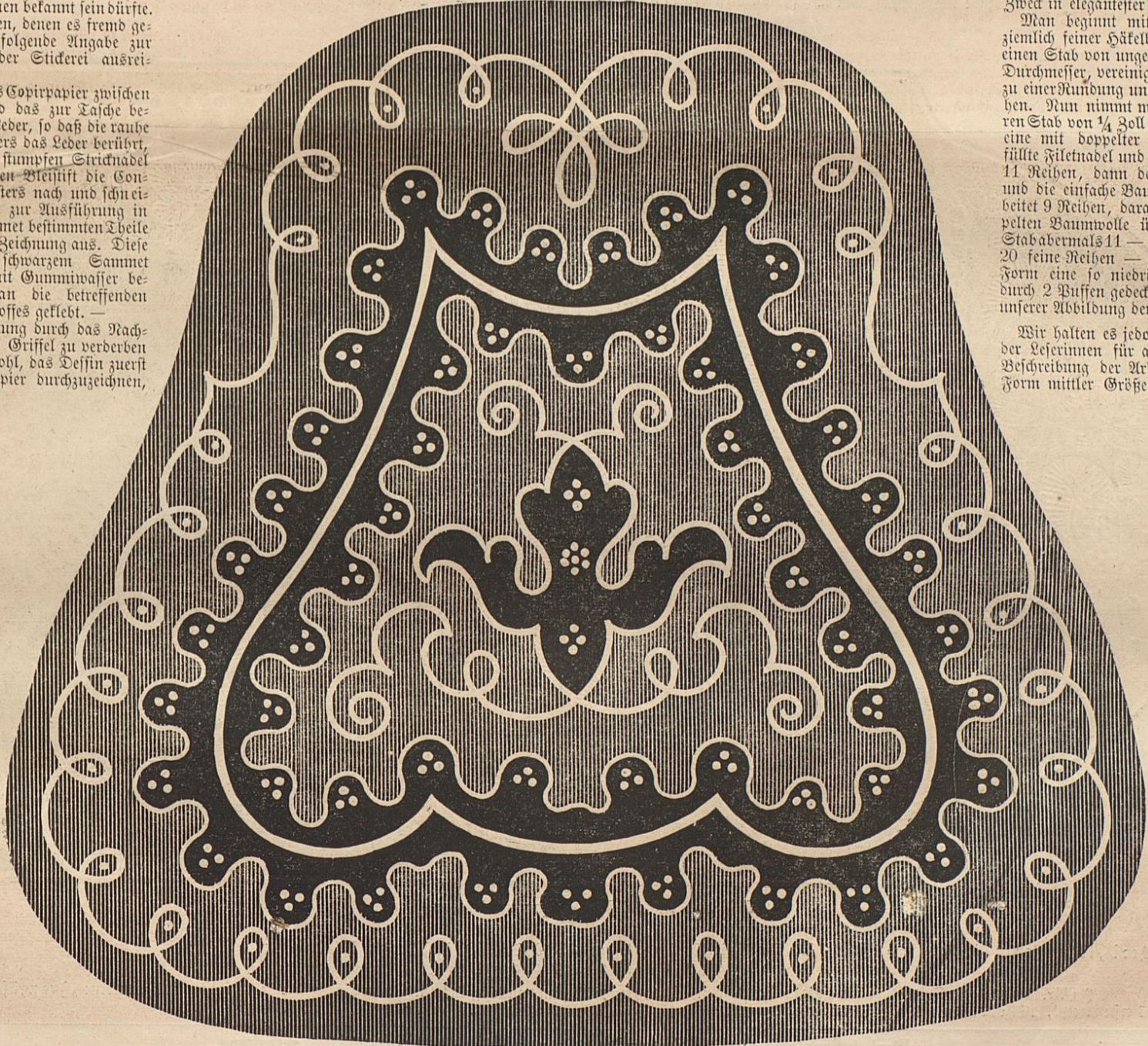
Bekleidung einer Mehlspeisenform;
in Filet.

Material: weiße Baumwolle.

Die Mehlspeisenformen zu „bekleiden“ ist eine althergebrachte Sitte in jeder Haushaltung, wo der Sinn fürzierlichkeit mit dem Comfort einer wohlbesetzten Tafel vereinigt werden soll. Wo keine fleißige oder geschickte Hand sich hergab, die von der Hitze getriebene Form mit einem Reifen in feiner Perlenarbeit zu umgeben, mußte eine weiße Serviette als Draperie derselben dienen; doch auch hier hat weiblicher Erfindungsgeist abermals sich glänzend bewährt und für die Mehlspeisenformen eine Bekleidung erdormen, welche Leichtigkeit und Haltbarkeit, Wohlfeilheit und Eleganz vereinigt. Man muß diesen eben so einfachen als schönen Tafelschmuck sehen, um ihn völlig zu schätzen. Er hält sich viele Jahre und wird nach jeder Wasche so vollkommen neu und zierlich, als käme er erst aus den Händen der Arbeiterin, giebt dem Tisch ein sehr elegantes Aussehen und ist für Alle erreichbar, da zu seiner Herstellung nichts als etwas Zeit und etwas Baumwolle gehört. Die kleinen, zwischen den Ruffen sichtbaren, lose hineingesteckten Blumen können nach Belieben aus dem Garten gewählt oder, wenn die Jahreszeit keine bietet, durch künstliche ersetzt werden. Notwendig aber sind die Blumen nicht; die in Rede stehende Arbeit erfüllt auch ohne sie ihren Zweck in elegantester Weise.

Man beginnt mit 130 Maschen ziemlich feiner Häkelbaumwolle über einen Stab von ungefähr 1/2 Zoll im Durchmesser, vereinigt diese Maschen zu einer Rundung und arbeitet 5 Reihen. Nun nimmt man einen stärkeren Stab von 1/4 Zoll im Durchmesser, eine mit doppelter Baumwolle gefüllte Filetnadel und vollendet damit 11 Reihen, dann den feinen Stab und die einfache Baumwolle und arbeitet 9 Reihen, darauf von der doppelten Baumwolle über den starken Stab abermals 11 — und zum Schluß 20 feine Reihen — d. h. wenn die Form eine so niedrige ist, daß sie durch 2 Ruffen gedeckt wird, wie bei unserer Abbildung der Fall ist.

Wir halten es jedoch im Interesse der Leserinnen für angemessen, die Beschreibung der Arbeit auch einer Form mittlerer Größe, im Umfang



Deffin zu einer Tasche.

einer reichlichen Elle, in der Höhe von 2/10 Elle, anzupassen.

Zu einer solchen sind 3—4 Puffen erforderlich und fährt man also fort, wie folgt:

Nach dem zweiten Streifen von 11 starken Touren 9 feine, abermals 11 starke — 9 feine und wieder 11 starke — zum Schluß 20 feine Reihen, welche, in der letzten Tour mit einem starken Faden zusammengezogen und befestigt, gleichsam den Untersatz bilden, worin die Form bequem ruht.

Bei Bildung der Puffen verfährt man auf folgende Weise:

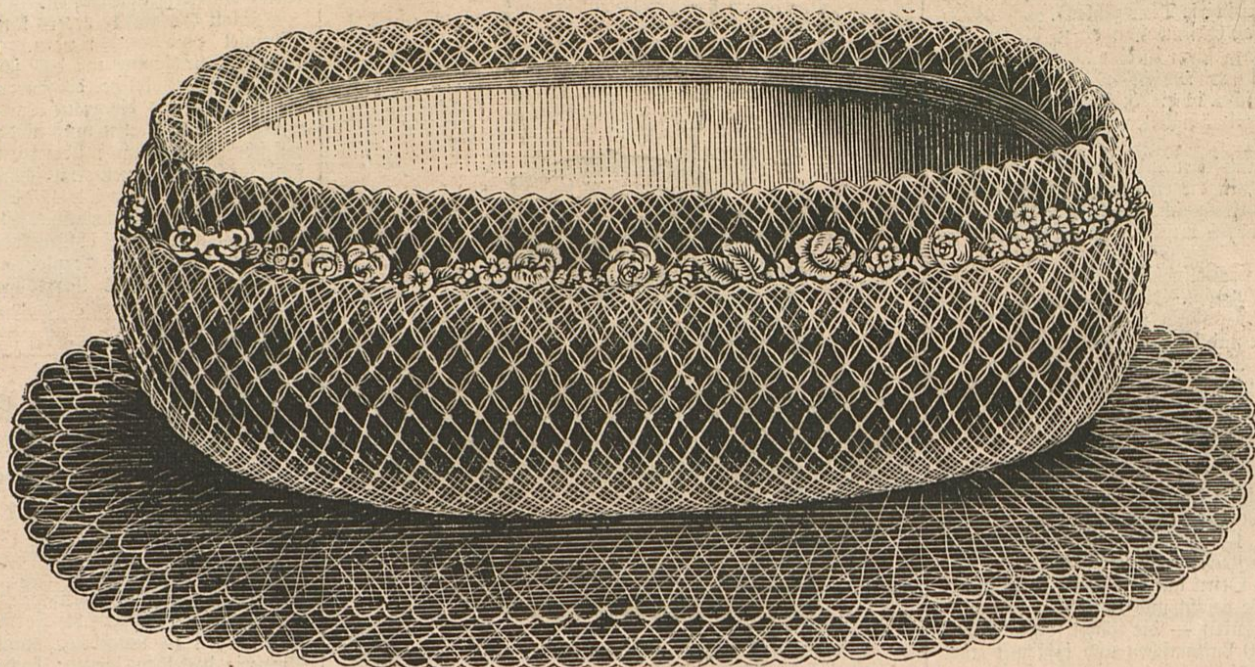
Durch die Anfangstour und zugleich in die letzte der ersten 11 starken Reihen wird ein Faden gezogen und damit der erste Puff gebildet; die mittlere der 9 feinen Reihen, auf diese Weise jedesmal mit der Schlupfreihe des starken Streifens vereinigt, bildet den 2., 3., 4. Puff, so daß zwischen denselben stets vier feine Touren stehen bleiben, welche jedoch durch die Puffen verdeckt werden.

Die auf der Abbildung sichtbare untere Garnitur wird in der letzten starken Reihe begonnen, welche auf diese Weise die Ausgangslinie des den Boden bildenden Netzes von 20 Reihen und jener unteren Verzierung ist. Je nachdem diese kraus oder glatt gewünscht wird, ist bei der ersten Tour in jede Masche 2mal oder 3mal zu stechen; der Rand dieser Garnitur kann durch jede beliebige Filetborte geschlossen, auch die Garnitur selbst mit einem kleinen Muster durchzogen werden. Den Puffen ein Muster zu geben, würden wir nicht rathen, da sie gerade in ihrer Einfachheit so hübsch sind.

Die Hauptbedingung jedoch, von der die Schönheit dieser zierlichen Arbeit abhängt, ist: sie nach Beendigung des Filzens vor der Bildung der Puffen sorgfältig zu waschen, sehr steif zu stärken und aufmerksam zu plätten. Ist das geschehen, so bleibt nur noch die angenehme Mühe übrig, nach oben an-

gedeuteter Art das Netz als reizende Umhüllung der Form anzupassen.

Vergrößerung oder Verkleinerung der Arbeit nach Maßgabe der dafür bestimmten Form ist nach dem angegebenen Verhältnis leicht zu bewerkstelligen, besonders da bei der



Bekleidung einer Mehlspeisenform.

großen Dehnbarkeit des Filets einige Maschen mehr oder weniger durchaus von keinem störenden Einfluß sind. Diese Eigenschaft des Filets aber ist es auch, welche bestimmte Angaben für diese Arbeit eigentlich schwer und unsicher macht; schon der etwas feinere oder stärkere Stab bringt andere Größenverhältnisse hervor, die wiederum eine andere Einteilung nöthig machen. Doch wie dem auch sei — es ist eine Arbeit, die nicht mißlingen kann, wenn die hier gegebenen Rathschläge genau befolgt werden.

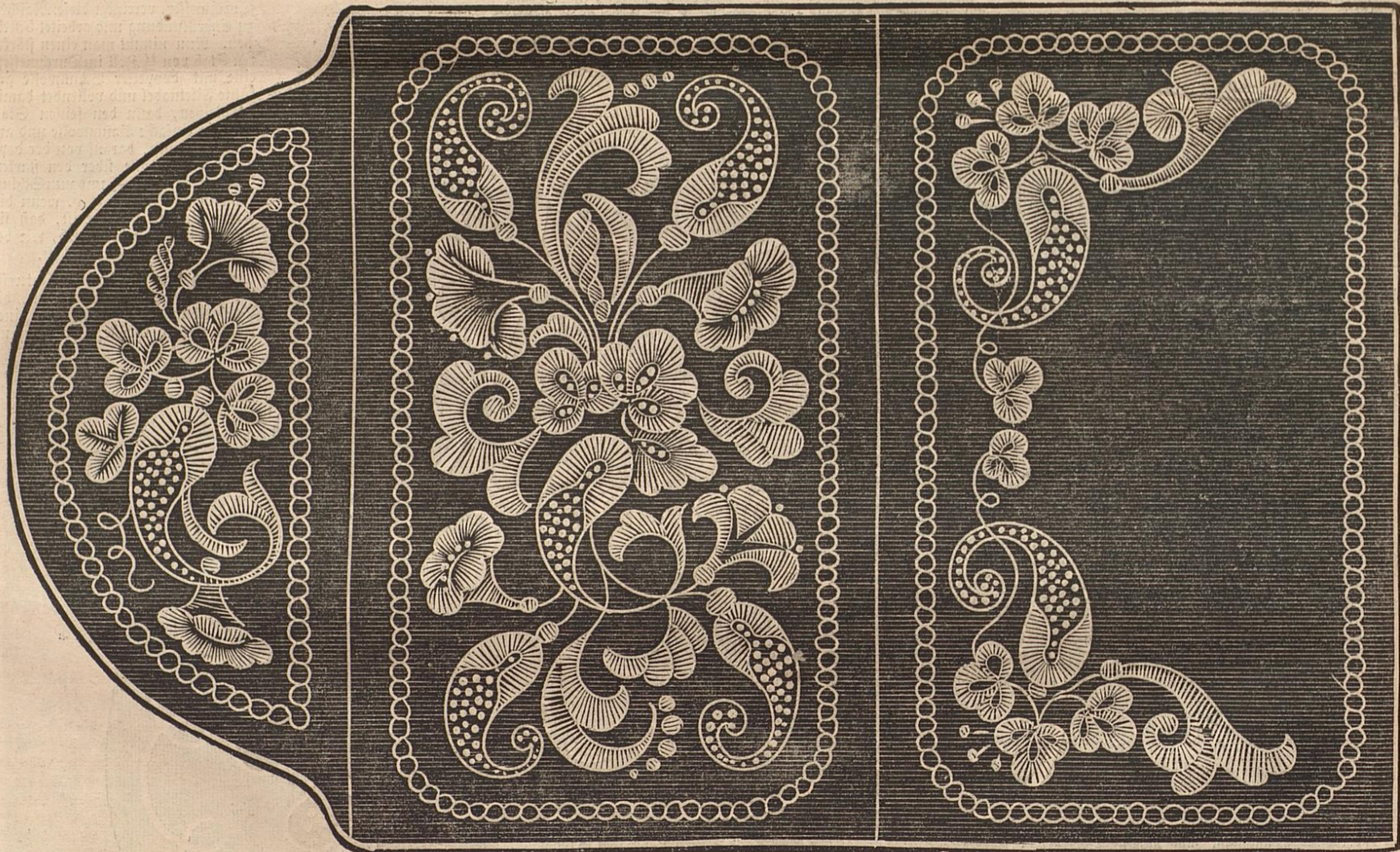
Die Blumenverzierung, besonders wenn sie aus frischen Blüten besteht, ist kurz vor dem Austragen der Speise und, wie kaum zu bemerken nöthig, zwischen allen Puffen, also bei 4 derselben in 3maliger Wiederholung anzubringen. [2169]

Gesticktes Notizbuch.

Material: feines Tuch oder Sammet, Goldperlen und drillierte Seide.

Wir bringen diese Arbeit auf mehrfaches Begehren und be weisen unseren Abonentinnen damit, wie sehr es uns Freude macht, ihren Wünschen zu begegnen — wollen aber auch zugleich bemerken, daß Form und Dessin dieses Musters es gleich geeignet macht, zu einer Cigarrentasche oder Tabakstasche verwendet zu werden. Der Grundstoff ist entweder feines Tuch oder Sammet, und würde bei letzterem ein schönes lebhaftes Roth mit einer in grün ausgeführten Stickerei von reichem Effect sein. Die Punkte, welche auf der Zeichnung bemerkbar, werden mit kleinen Goldperlen, die Stiele und Contouren mit schrägem Stielstich und die Füllung der letzteren mit Plattstich gearbeitet. Zur Ausführung der äußeren Ketteneinfassung empfehlen wir recht feinen, regelmäßigen Tambourinstich, und kann durch Erweiterung dieser Einfassung an allen 3 Theilen des Musters die Stickerei nach Belieben — z. B. für das Format einer Tabakstasche — vergrößert

werden. Für die Wahl der Farben soll unsere Angabe keinesweges als bestimmte Vorschrift gelten; daß eine gewisse Harmonie dabei stattfinden muß, darf wohl kaum erwähnt werden. Die fertige Stickerei, sei sie für diesen oder jenen Zweck bestimmt, muß jedenfalls zur weiteren Vollendung den Händen eines Galanteriearbeiters übergeben werden. [2164]



Dessin zu Notizbüchern, Cigarrentaschen u. s. w.

Berichtigungen. Die Farben-Erklärung des Tapissier-Musters, Bazar Nr. 10 Seite 80, ist folgender Art zu lesen:

□ weiß, □ gelb, ■ schwarz, ■ dunkel lila, ■ hochroth, □ blau, □ grün.

In Nr. 11 des Bazar Seite 88 hat in einigen Exemplaren bei den zwei „Recepten von Waffeln“ eine Verwechslung der Ueberschriften stattgefunden: „Französische Waffeln“ gehört über das erste Recept, „Chokoladen-Waffeln“ über das zweite. [2120]

Hierbei Supplement: Schnittmuster- und Stickerei-Dessins enthaltend.

Erklärung der Schnittmuster.

Str. 1. Schnitt eines Interims für den Rücken und Vorderen im Maß von 3-5 Jahren.
 Str. 2. Schnitt für kleine Mädchen von 3-5 Jahren.
 Str. 3. Schnitt für einen Stern-Schnitt.
 Str. 4. (1-3). Spitze bei Spitz.

Fig. 1. Die Spitze ist ein halbes Achteck, das an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen ist. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind.

Fig. 2. Die Spitze ist ein halbes Achteck, das an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen ist. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind.

Fig. 3. Die Spitze ist ein halbes Achteck, das an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen ist. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind.

Fig. 4. Die Spitze ist ein halbes Achteck, das an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen ist. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind.

Fig. 5. Die Spitze ist ein halbes Achteck, das an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen ist. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind.

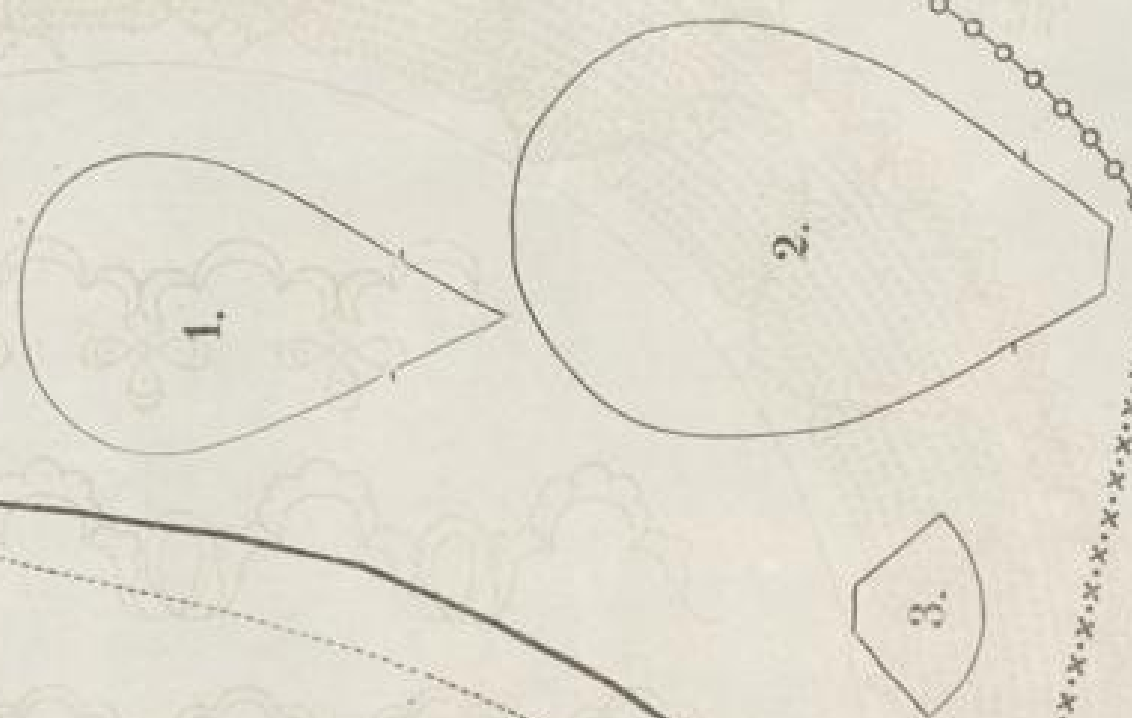
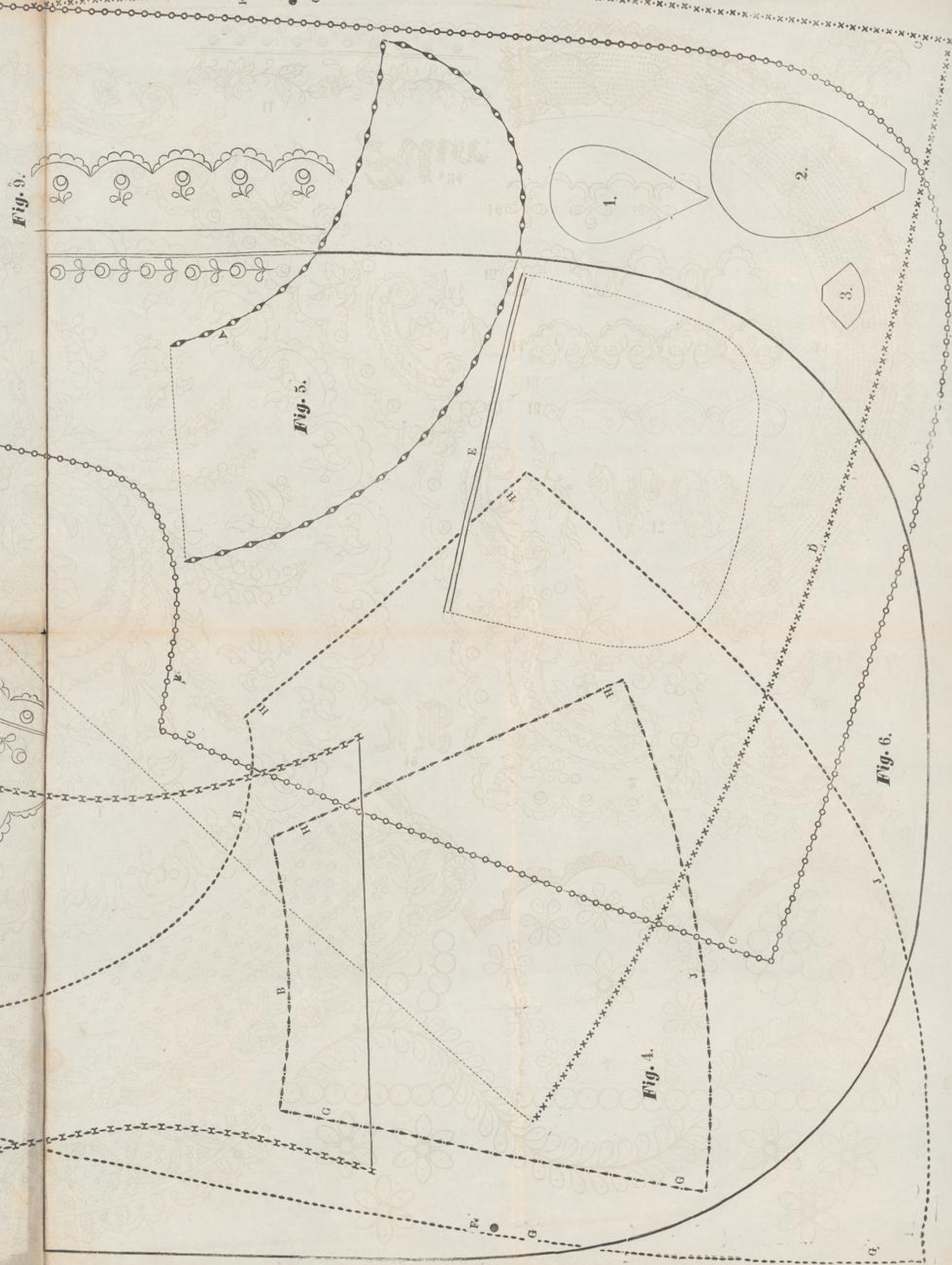
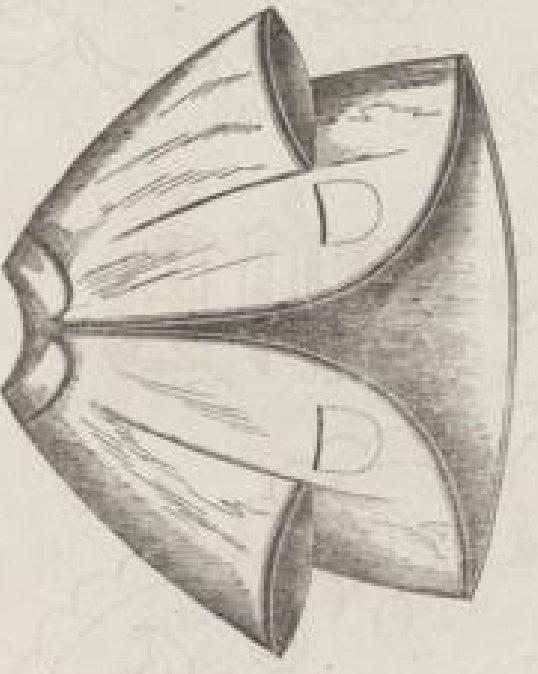
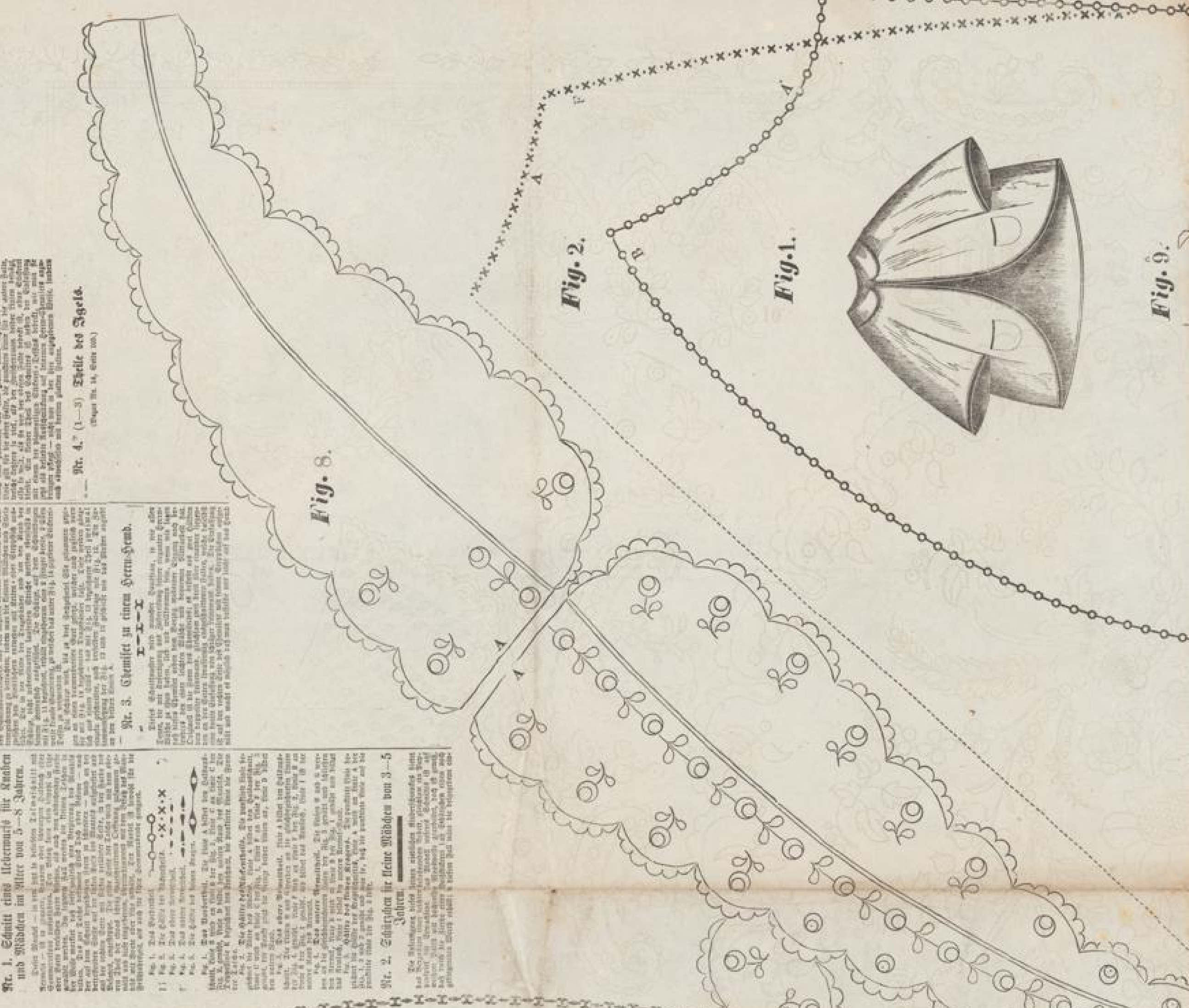
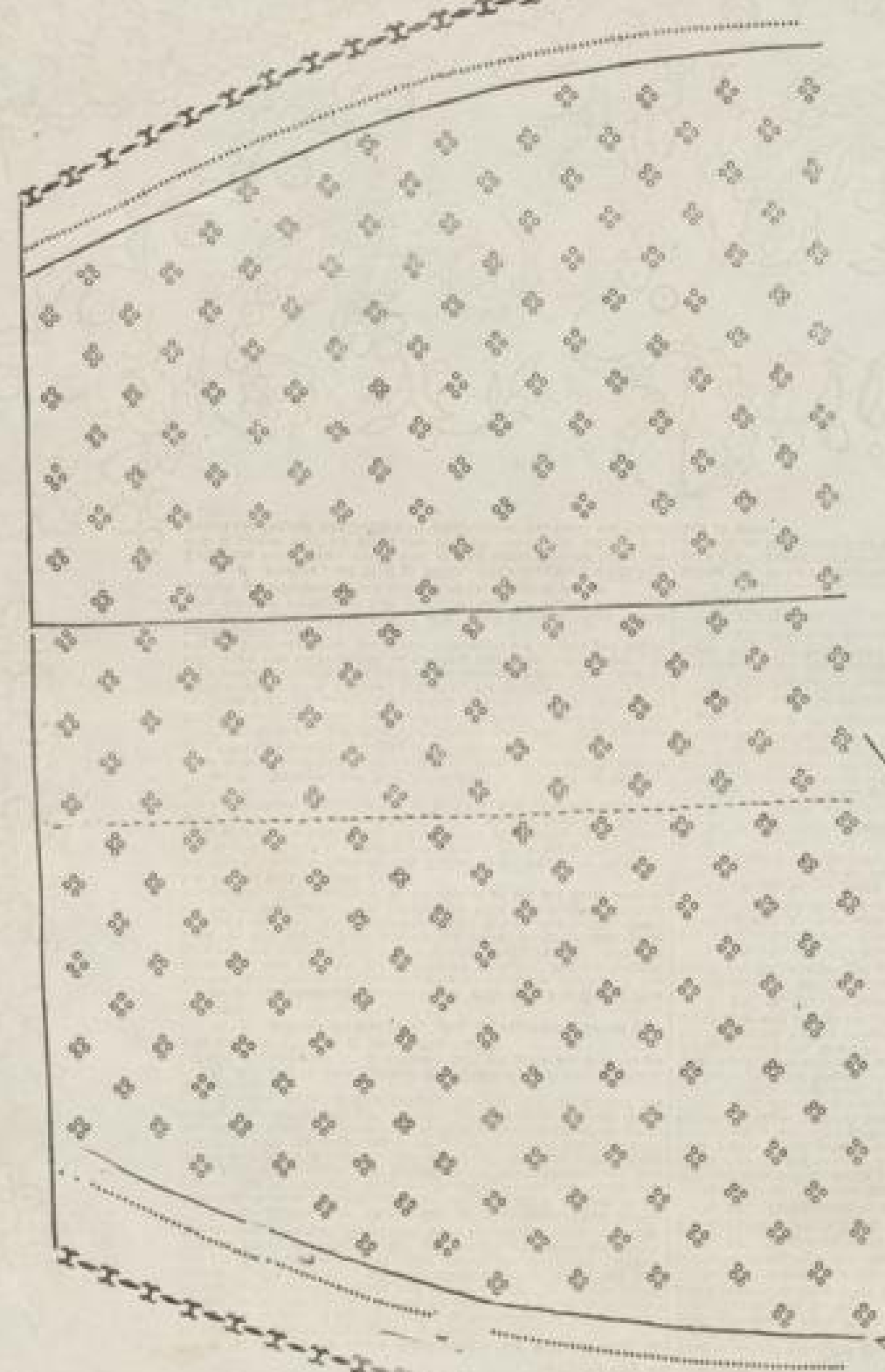
Fig. 6. Die Spitze ist ein halbes Achteck, das an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen ist. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind.

Fig. 7. Die Spitze ist ein halbes Achteck, das an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen ist. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind.

Fig. 8. Die Spitze ist ein halbes Achteck, das an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen ist. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind.

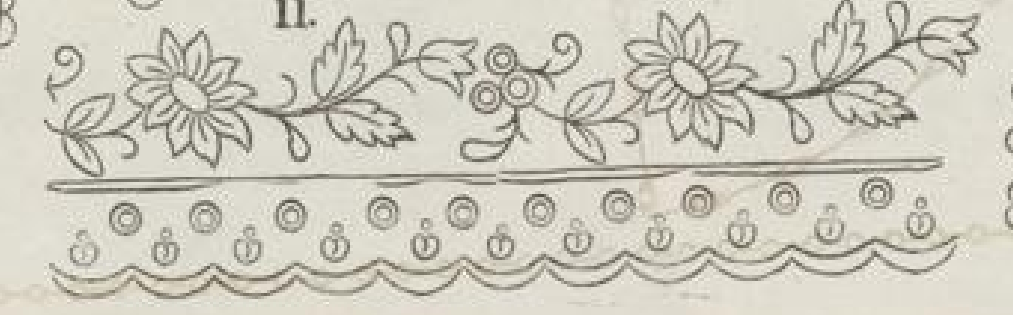
Fig. 9. Die Spitze ist ein halbes Achteck, das an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen ist. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind.

Fig. 10. Die Spitze ist ein halbes Achteck, das an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen ist. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind. Die Spitze ist in zwei Teile geteilt, die an der Spitze mit einem kleinen Kreis versehen sind.



Erklärung der Weistickeri-Beispielen.

N. 1. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 2. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 3. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 4. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 5. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 6. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 7. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 8. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 9. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 10. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 11. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 12. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 13. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 14. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 15. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 16. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 17. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 18. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 19. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 20. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 21. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 22. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 23. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 24. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.
 N. 25. Stelle zu einem Quadranten, auf 120 von Punkt 10.



DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 15. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 15. April 1857. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. V. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Promenaden-Toiletten.

Figur 1. Robe von kastanienbraunem Moiré antique, vorn zu beiden Seiten des Rockes mit braunen nach oben schmaler werdenden Sammetstreifen à bandes besetzt. Leibchen ohne Schöße mit Revers von braunem Sammet, welcher sich dem schürzenartigen Besatz des Rockes anschließt. Weite, offene Ärmel, mit einem Schrägstreifen von braunem Sammet garnirt und mit weißem Moiré antique gefüttert. Kleiner Pariser Kragen mit venezianischer Spitze; Ballon-Unterärmel von Tüll mit kleinen Pariser Manschetten. Hellgraue Handschuhe. Kurzer Mantel von schwarzem Sammet, unter dem großen, mit reicher Borde und Eichelfransen besetzten Juchu in flache Falten gelegt. Der untere Rand des Mantels, welchen die auf der Abbildung fehlende Eichelfranze allerdings ein geeigneter Schmuck sein würde, ist wie die Ärmel mit gleicher Borde garnirt.

Hut von schwarzen Spitzen, mit gelb und schwarzem Sammet und Federbouquets derselben Farben verziert. Im Innern des Schirms Goldknöpfchen von Sammet; Kinnleiste von gelb und schwarzem Sammet.

Figur 2. Kleid von schwarzem Taffet, dessen Volants mit schmalen schwarzen Sammetband besetzt sind. Das Leibchen mit Schooß hat dieselbe Garnitur.

Ueberzieher (Redingote) von grauem Tuch, ähnlich wie die der Herren geschnitten, mit Taschen an der Seite, Armelausschlag und gespaltene Ueberschlag tragen.

Gefalteter Spitzenkragen, Unterärmel von Spitzen; dunkelgelbe Handschuhe.

Hut von grauem Atlas, am Rande des Schirms mit rother Sammetrolle verziert, welche sich zur Garnitur des Bavolets verlängern und im Verein mit weißer Blonde den Schmuck desselben bilden.

An einer Seite des Hutes drei graue Federn, deren eine sich bis ins Innere des Schirms neigt, während die zwei andern auf das Bavolet zurückfallen. Auf der andern Seite im Innern des Schirms ein Zweig rother Fuchsen. Hutbänder von grauem Atlas.

Der Weg zum Lachen.

Von Jacob Corvinus.

I.

Es war einmal Einer, der zog aus — nicht um das Gruseln, sondern um das — Lachen zu erlernen. Ein gar trübselig-seltsamlicher Gesell!



Der gute Mann hatte Mancherlei gelernt. Er konnte den Eintritt einer Sonnenfinsterniß auf die Minute berechnen, — nicht um, wie vernünftige Leute bei solchen Gelegenheiten, nach einem um Mittag hervorlugenden Stern auszuschaun; nicht um über den Hahn zu lachen, der dann wohl gravitätisch seine Damen zu Bette bringt; nicht um zu jubeln, wenn eins der jungen Mädchen der lustigen, Astronomie treibenden Gesellschaft das angeschmauchte Glasstück an der geschwärtzten Seite auf die Nase drückt und eine ganz andere, viel hübschere Verfinsternung hervorbringt: — nein, nur um — die Tiefe des menschlichen Geistes im Allgemeinen, und die seines eigenen Geistes im Besonderen zu bewundern, und um noch einmal so griesgrämlich wichtig in seinen Augen und — seinen herabgetretenen Pantoffeln da zu stehen. Br!...

Himmel, was konnte der gelehrte Herr Alles! Sanscrit, Latein und Griechisch war ihm gar Nichts. Den Aristophanes las er ohne Wörterbuch und Gelsbrücken; aber lachen — lachen konnte er über ihn nicht, und das war der Mangel. Mit ein Satirequin, der lachen machen muß, mag sich noch unbehaglicher fühlen, als der Professor der Astronomie Jodecus Homilius sich fühlte! —

„Wie gesagt, alter Knabe,“ sagte zu ihm sein einziger Universitätsfreund, der Medicinalrath Zappel, „wie gesagt, lache — oder stirb! Das ist mein letztes Wort. Da schlägt es zwölf! — guten Appetit!“

„Den habe ich ja nicht!“ seufzte der Professor mit herabhängender Unterlippe.

„Lache! — Auf Wiedersehen!“ ...

„Al!“ sagte der Professor und zog den grünen Augenschirm tiefer über die Augen, als die Thür hinter dem wohlbeleibten, rothwangigen Arzt zugefallen war.

„Lache oder — stirb! Das ist leicht gesagt! O, o, o!“

Die Fenster des gelehrten Mannes gingen auf einen dunkeln, schmutzigen, stillen Hofraum, in dessen Mitte eine Wasserpumpe stand, welche von Zeit zu Zeit die Mägde des Hauses um sich versammelte, und die dem Professor ein größeres Vergnügen war, als dem Mann im Gleichniß der Splitter im Auge seines Nachbarn. Ihr Kreischen, die Unterhaltungen neben ihr hatten schon manche tiefe Berechnung, manchen sublimen Gedanken ums Leben gebracht; was wäre aus dem Professor Homilius geworden, wenn er nach Born heraus, unter dem Lärm der Gassen, hätte wohnen und grübeln sollen!



BEST. HOTELIN & Co

HENRI VALENTIN

Die Oesterier.

Das heilige Oster-Fest.

Ostern! — Es liegt eine sanfte Macht im Klang dieses Wortes — Ostern! — eine Macht, die wie Glockenklang und Frühlingsodem, wie Lerchenjubel und Himmelsbläue das Herz erweitert und klopfen macht — vor Freude — nicht nur vor christlicher, sondern vor menschlicher Freude. Dieselben Glockentöne, welche das Auferstehungsfest des Heilandes verkünden, klingen zugleich die Auferstehung der Erde ein. Von dieser hat unser Osterfest sogar den Namen entlehnt, nämlich von der Göttin Ostara, welche die alten heidnischen Gothen als Frühlingsgöttin verehrten, und deren Feste ungefähr zu derselben Zeit begangen wurden, in die unser Osterfest fällt. Ohne Zweifel schreiben sich viele unserer Ostergebräuche von dem Gultus jener heidnischen Göttin her, namentlich auch der Gebrauch der Ostereier, welcher, so viel uns bekannt, durch alle christlichen Lande verbreitet ist. Zuerst tritt uns diese Sitte in jener frühen Zeit des Christenthums entgegen, als die Fasten noch streng gehalten und 40 Tage hindurch die Eier gesammelt wurden. Am heiligen Abend dann farbte man sie gelb, roth oder blau, ließ sie vom Priester weihen und vertheilte sie unter Freunde und Bekannte. Sogar noch unter der Regierung Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. wurden nach der großen Messe am Oftertage goldene Eier in das Cabinet des Königs gebracht, welcher sie an die Herren des Hofes vertheilte.

In unferen Tagen und in unserm Lande sind die „Ostereier“ vorzüglich zu einer Freude der Kinder geworden — die bunten Eier, nach denen sie in den Sträuchen und Burbaum-Einfassungen der Gartenbeete sich müde suchen, sind für sie so ungetrennlich vom Ofterfest, wie der Christbaum vom Weihnachtsfest.

Unser Bild bringt diesen Gegenstand in so sinniger und poetischer Auffassung zur Darstellung, daß wir durch die Mittheilung desselben Freude zu bereiten glauben. Es ist in allen seinen Theilen so vielfach und selbstredend, daß eine Erklärung arnigelig daneben stehen würde.

Der zu dem Spiel mit Ostereiern bestimmte Tag ist nicht überall derselbe; in manchen Gegenden ist es der sogenannte „grüne Donnerstag“, in andern der Oftertag selbst.

Die Industrie ist natürlicherweise auch an diesem Gebrauch nicht vorübergegangen, ohne ihn in ihr Bereich zu ziehen, und ihn zum Motiv allerliebster Fabrikate zu machen, nicht nur der mehr oder weniger genießbaren, welche an den Schaufenstern der Conditoren zum Entzücken der Kinder in bunten Reihen aufgehängt sind, auch die bildende Kunst verschmückt es nicht, der Schale des Eis einen Kern von gediegenerem Werthe zu geben oder schon seine Oberfläche mit sinnigen Bildern und künstlichen Schnitzwerken zu schmücken, welche wohl im Stande sind, den Kind eines Osterei's auch für Erwachsene erfreulich zu machen.

's ist Ostern heut!

Wie ist der Himmel so blau, so weit,
So grün, so golden der Erde Kleid,
Und thauige Perlen glänzen darauf. —
Die Lerche schwinget sich jauchzend auf
Und trägt zu den schweigenden Himmelshöh'n
Die Kunde vom seligen Auferstehn. —
O Böglein, spar' für die Erde den Ton!
Die broben im Himmel die wissen's schon:
's ist Ostern heut!

Die Sonne betritt das feuchte Moos
Und ruht eine Weile im Waldbeschloß;
Vorant eilt der nettsche Frühlingswind
Und rüttelt die Bäume: „Wacht auf geschwind!“
Die reiben den Schlaf aus den Augen schnell —
Wie grünet das Moos, wie rauschet der Quell —
„Ein Schelm, der länger noch schlafen kam!“
Sie sehen's der leuchtenden Sonne an —
's ist Ostern heut!

„Ihr lieben Gespielen, o kommt herbei
Und sucht im Gesträuche das bunte Ei,
Das haben, damit das Kind sich freut,
Die Engel vom Himmel herabgeschreit.
O suchet im Garten mir recht genau
Die Eier, bald golden, bald roth, bald blau.
Ich wollte, daß ich recht viele fänd',
Und armen Kindern sie geben kömt';
's ist Ostern heut!“

Die Sonne blüht grüßend zum Fenster hinein;
Da tritt die Jungfrau zum blanken Schrein,
Sie nimmt draus ihr neustes, ihr bestes Kleid,
Sie schmückt sich zum Feste der Christenheit.
Sie nimmt den duftenden Weidenstrauch
Und wandelt ins ferne Gotteshaus.
Was draußen erzählt der Lerche Gesang,
Verkündet der Orgel brausender Klang:
's ist Ostern heut!

Der festliche Tag steigt am Himmel empor
Und geht nicht vorüber am Kirchhofsthor.
Er tritt zu der traurigen Pforte hinein —
Die Gräber liegen in dunklen Reih'n —
Er legt seine Hände segnend darauf,
Da blühen aus den Gräbern die Blumen auf
Und singen im leisen Flüstergeläch
Die Hymne vom seligen Auferstehn . . .
's ist Ostern heut!

[2193]

Marie Farrer.

Gedichte

von Leopold Schefer.

1.

Der fühlt sich glücklich, wer in seinem Alter
Nur um ein Weniges, ein Kleines nur
Es besser hat, als einst in seiner Jugend;
Und der ist doppelt arm, wer schwer im Alter
Zurückseufzen muß nach seiner Jugend,
Auch wenn sie dienen war bei harten Menschen!
— Und wer am Jahresluß nur einen Groschen
Doch übrig hat, der ist ein reicher Mann,
Ein guter Wirth; dem wird es immer lang!

[2221]

2.

Mutter und Kind.

Das kleine Kind glaubt Alles seiner Mutter;
Und wie denn das? so ganz? — es glaubt die Mutter!
Und mit ihr Alles, Mögliches und nicht.
Und wie denn das? so tren? — es liebt die Mutter.
Die Liebenden nur glauben sich einander,
Ganz unbekümmert um all andre Glauben
In aller Welt, die ihnen doch Nichts helfen.
Und lieben sie sich nicht mehr, glauben sie
Sich auch nicht mehr, und sind der Welten Zweie.
Nie, nie wird eine Liebe je die Herzen
Der ganzen Menschheit so wie Zwei beherrschen,
Wie sie sie nie — zu ihrem Glück — beherrscht hat,
Dieweil sie das nicht kann, als ganz unmöglich.

Die Liebe wird nur beherweis getrunken
Aus eines Jaden Becher; nicht darin
Gebadet, wie in einem heißen See.
Die Hoffnung auch ist eines Jaden Hoffnung,
Und was er hofft, lebt herzlich schon in ihm;
Was wolt' er hoffen, wenn er es nicht wüßte?
Was wolt' er lieben, wenn er es nicht sähe?

O Kind und Mutter! O du Vorbild Aller!
Vorbild nicht! nein, Vorthat, unzählbar Glück,
In Klüften, Wäffern und auf Erden endlos,
Und unermesslich Jedem, der's genießt!
Und so geheimes, seligschweigendes,
Daß nicht die Lerche von der Taube weiß,
Und nicht die Blüthe von der nächsten Knozpe!

[2230]

Die erste Lerche.

Wenn der Winter scheidet, Frühlingsstürme die Wolken
jagen — und das Eis auf den Seen und Strömen zu brechen
beginnt — dann, dann regt es sich in der Menschenbrust; ein
eigenhümliches Ahnen und Sehnen geht durch unsere Seele —
und die Hoffnung will wieder Platz im Herzen gewinnen. —
In den Lüften ziehen wilde Enten und Kraniche, der Storch
findet sich ein; indeß aus der noch erstarren Erde die weißen
Schneeglöckchen schon ihre Blüthenköpfe emporstrecken. Alle,
alle diese Frühlingsboten erfrischen Herz und Auge — und es
ist, als kämen diese Bögeln, um auf ihren Schwingen nicht allein
den Frühling in das Land zu tragen, sondern auch Freude und
Zuversicht in unser Herz zu bringen. Die Schneeglöckchen aber,
die läuten und tönen, als wollten sie rufen und sagen: Nun
Herz! wach' auf! nun ist es Zeit; laß es Frühling in deiner
Brust, in deinem Herzen werden! Keiner dieser Boten aber er-
hebt so mächtig, so überzeugend seine Stimme, als die Lerche.
Mag das Herz auch noch so verneint, betrübt und verstimmt
sein, der Liebesgruß der ersten Lerche klopft so laut, so ver-
nehmlich an unsere Brust, daß wohl Niemand sich dieser Mah-
nung entziehen kann. Der Gruß der ersten Lerche ist wie ein
Himmelsgruß, den Gott der Erde sendet: es ist der Abschied des
Winters, in welchen sich zugleich des Frühlings heiteres:
„Willkommen“ mischt. Lerchenfang ist glücklicher Liebe
Zubehuf; Lerchenriller ist eine Freudenbotschaft, die ein frohes
Herz dem Himmel sendet; ein Bergmannsgruß, ein gottesgebe-
nes: Glück auf!

Und wenn sie nun alle kommen, eine nach der anderen sich
von der Erde erhebt; hier und dort ein Lied erschallt; im Aether-
blau ein Böglein nach dem andern singt und flattert; wie wohl
wird uns! Und wie die Sonne nach trübem Regentagen heller
und freundlicher lacht, so möcht' auch das Herz Sorge auf Sorge
verbannen — und fröhlich jauchzen:

„Ich wünscht', es wäre schon Morgen,
Da fliegen zwei Lerchen auf,
Die überfliegen einander,
Mein Herz folgt ihrem Lauf.
Ich wünscht', ich wäre ein Böglein
Und zöge über das Meer,
Wohl über das Meer und weiter,
Bis daß ich im Himmel wär'.“

Nun hebt die junge Saat auf den Feldern die grünen
Halmchen empor; Krokus und Maasliebchen, Leberblumen und
Narcissen zeigen Blätter und Blüthen; mehr und mehr be-
hauptet der Frühling sein Recht. Die Birke treibt Saft, stär-
ker und stärker schwellen die Keime an — und die Schwälbe
findet sich ein. Wie zwitschert das am Dach! O, der Früh-
ling ist schön; sein junges Grün erfrischt, erquickt das Auge,
seine milden Tage machen die Brust leichter athmen — Nichts
von Allem aber erfreut so sehr, als der ersten Lerche Jubelruf!
Wenn wir trüb, melancholisch dahin schreiten über das öde Feld
— und unser Ohr vernimmt zum ersten Mal nach trübem Win-
ternacht der ersten Lerche Stimme wieder — wir müssen froh,
wir müssen heiter, voll Zuversicht werden. Wer dieser Mah-

nung sein Ohr, sein Herz verschließt, der muß recht krank an
Leib oder Seele sein; an dessen Brust klopfet selbst die Lieb'
vergebens. —

Lerchenfang:
Frohen Herzens Preis und Dank.
Schwalbengruß:
Süßer Liebe Wort und Kuß.
Welch ein Schall,
Nachtigall,
Beck' dein Sang in meinem Herzen,
Singt von Liebestod und Schmerzen.
Dem Gemüth
Klagt dein Lied,
Daß der Frühling kam und flieht,
Daß die Liebe schied.
Lerchen, Lerchen, kommet wieder,
Bringt der Brust
Undewußt
Hoffnung, Trost durch eure Lieder!

[2190]

f. D.

Schule und Haus.

Vierzehnter Artikel: Die Pflege des Körpers.

Es ist eine alte, trübe Erfahrung, die viele Eltern an ihren
Kindern machen, daß die Fähigkeiten derselben nicht in allen Fäl-
len die Hoffnungen erfüllen, die man zu hegen so berechtigt
schien. Lebendige, geistreiche, geweckte Kinder erschaffen zu-
weilen am frühesten — werden matt, träge, unlustig zu jeder
Arbeit. Eltern und Lehrer möchten verzweifeln, schmähen und
strafen wohl gar — ohne zu bedenken, daß sie selbst zumeist
dies Unheil angerichtet.

Geweckte Kinder sind fast regelmäßig schwächlichen Kör-
pers. Der ewig regsame Geist, die innere Unruhe und Hast,
läßt dem Körper nicht sein Recht angedeihen. Statt Kinder die-
ser Art zu zügeln, mehr auf die Erspartung des Körpers,
als auf die Erregbarkeit des Geistes zu sehen, werden die-
selben gewöhnlich zu unmaßgesetzter Thätigkeit angepornt. Man
hat Freude und Vergnügen an den raschen Antworten, an den
taum erwarteten Fortschritten — und bedenkt nicht, daß die
Freude meist durch einen später siechen Körper erkauft wird.
Der ewig strebsame Geist findet keinen Genossen, keinen treuen
Gefährten am Körper; „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist
schwach“. Mit einem Wort: es fehlen die materiellen Kräfte.
Schon ein altes Sprichwort sagt: „Der Verstand kommt nicht
vor den Jahren.“ Darum nimmt die englische Erziehung in
weiser Fürsorge zuerst den Körper in Obacht; die Erstickung,
die Befestigung des Körpers ist den Engländern die erste Haupt-
sache der Erziehung; und nicht allein bei den Knaben, sondern
auch vorzugsweise bei den Mädchen. In allen englischen Er-
ziehungsanstalten wird auf die Pflege des Körpers ein gro-
ßes Gewicht gelegt. Und gewiß mit großem Recht. Nur wenn
der Körper stark und kräftig, vermag er die Anforderungen des
Geistes ohne Nachtheil zu ertragen. Auf die Art und Weise,
wie man sich gewöhnt, den Körper zu tragen, die Augen zu schen-
ken, die Hände zu gebrauchen, beruht die Gesundheit des Kör-
pers, der genannten Glieder der späteren Jahre. Es ist zu be-
klagen, daß die deutsche Erziehung die Pflege und Wartung des
Körpers oft in den Hintergrund drängt. Und doch liegt in
dieser Vernachlässigung fast einzig und allein der Grund, daß so
viele Erwartungen und Hoffnungen der Eltern nicht in Erfül-
lung gehen. Wir meinen und verlangen nicht, daß junge Mäd-
chen, daß Alle turnen und exerciren sollen; wir wünschen nur,
es möchte ihnen gestattet werden, sich mehr in frischer, freier
Luft bewegen und tummeln zu können. Was scheinbar der Geist
in solchen Stunden, bei solchen Erholungen zu verlieren scheint,
wird durch späteren Fleiß, der bei erstarktem Körper eine Lust,
eine Freude ist, in reicher Fülle eingebracht. In der Jugend
scheinbar lässige, beschränkte Kinder überflügeln in späteren Jah-
ren fast regelmäßig die früher so befähigten; ihr Körper ist stark,
kräftig — und macht sie zu größerer Anstrengung und Ausdauer
fähig. Wie gesagt, Eltern, die ihre Kinder zu früh geistig an-
strengen, ehe der Körper die gebhörige Festigkeit und Kraft erun-
gen hat, graben denselben selbst ein frühzeitiges Grab, und zer-
stören sich selbst das Gebäude, das Hoffnung aufgebaut. Je er-
regbarer ein Kind, desto mehr haben Eltern und Erzieher die
Verpflichtung, darauf zu achten, daß dem Körper die gebhörige
Pflege zu Theil werde. Und erschläft ein früher thätiges, sicht-
bar gewecktes Kind sichtbarlich, so trägt die Erschlaffung des
Körpers gewöhnlich die Schuld daran.

Und wenn ich die ganze Welt gewinne und nähme erstens
Schaden an meinem Leibe, so wäre es mir nichts nütze; und er-
gründete ich alle Geheimnisse — und wüßte Alles — und läge
krank und elend auf dem Lager — was hätt' ich davon? Ein
gesunder Körper macht einen gesunden Geist — und beide ver-
eint bilden den wahren Menschen.
[2195]

D.

Garten-Arbeiten.

April.

Wer sähe ihn nicht gern kommen, den lieben nettschen
April, den launischen Pöftrner am Zauberpallaste des Früh-
lings, der so widerwillig uns einzulassen scheint. Uns kimmern
seine Launen, sein unfreundliches Stirnrunzeln wenig, denn —
wir sind daran gewöhnt — und — endlich muß es ja doch Früh-
ling werden!

Diese noch nie betrogene Hoffnung giebt uns Muth und
Ausdauer zur Arbeit — denn der Arbeit giebt es viel und man-
cherlei in Feld und Garten. Wer nicht säet, kann auch nicht
ernten, und dem April ist es vorbehalten, das im März be-
gommene Werk des Säens zu vollenden.

Mit Ausnahme des türkischen Weizens, der Bohnen und
Surken können die Körner und Samenrollen aller Gemüße,
aller Blumen, der Erde anvertraut werden.

Prinzess Victoria-Polka von Gustav Schenk.

Original-Musik des Bazar.

PIANOFORTE.

Ueberhaupt ist die Stellung dieser Leibgardistinnen eine sehr geachtete und äußerst vornehme. Ihre Besoldung ist sehr hoch, 5 Negerinnen sind zur Bedienung einer Jeden überwiesen, und ihre Kleidung ist ihrem hohen Range entsprechend. Als Galauniform tragen sie ein geschmeidiges Panzerhemd über einem weissen feinen Wollentleide; den Oberkörper schützt ein vergoldeter Panzer, den Kopf ein vergoldeter Helm. Zu dieser Uniform gehört nur die Lanze, zu ihrem täglichen, etwas einfacherem Costüm eine Flinte, die sie nicht minder geschickt als jene zu gebrauchen verstehen.

Der König ist weder bei Festen und Belustigungen, noch im Kriege ohne eine Abtheilung dieser seiner Garde, welche mit grenzenloser Ergebenheit an ihrem Fürsten hängt, was gewiss großentheils darin seinen Grund hat, daß der König zuweilen aus den Tapfersten dieses Chors sich eine geschmückte Gemahlin wählt. Das ist für diese Frauen die einzige Möglichkeit der Ehe, da sie beim Eintritt in das Bataillon (von 13 Jahren) das Gelübde der Keuschheit ablegen müssen. Mit dem 25. Jahre werden sie aus dem Waffendienst entlassen und erhalten das, was man bei uns eine „Civil-Versorgung“ nennt.

Der König von Siam ist sicher ein guter Diplomat.

[2131]

Chinesische Sitten. Ein in China reisender Engländer erzählt uns seine dortigen Erfahrungen auf folgende Art:

„Ich hatte mich mit dem Bootsmann lange vergebens gestritten, denn er behauptete, die Nadel des Compasses zeige nach Süden, und ließ sich nicht bekehren. Ich fragte also, mir um das Gespräch zu ändern, ob er Willens sei, zu einem Fest zu gehen, denn er war ganz weiß angezogen. Mit einer Miene des Vorwurfs widersprach er meiner Vermuthung, indem er sagte, daß sein einziger Bruder vergangene Woche gestorben sei und er in tiefster Trauer. Als wir ans Land stiegen, zog ein militärischer Mandarin zuerst meine Aufmerksamkeit an; er trug einen langen gestickten Unterrock, eine Perlenkette um seinen Nacken, in der Hand einen Fächer, und mit Erlaunen bemerkte ich, daß er von der rechten Seite auf's Pferd stieg. Auf dem Wege nach Hause sah ich mehrere alte Chinesen, die sich das kindliche Vergnügen machten, auf Stelzen zu gehen. Fast alle waren graubärtig, mit ungeheuren Brillen ausgestattet, und einige Andere ließen Papierdrachen fliegen, während eine Gruppe Knaben dem vergnügten Treiben ihrer Väter oder Großväter mit ernstlicher Aufmerksamkeit zusahen. Ich war begierig, die Literatur dieses sonderbaren Volkes kennen zu lernen, und ging deshalb in einen Buchladen. Der Eigenthümer sagte mir, die chinesische Sprache habe kein Alphabet und mein Erlaunen wuchs, als er ein Buch ausschlug und da zu lesen begann, wo ich stets gewohnt war, das Ende zu suchen; er las das Datum der Herausgabe: „im 5. Jahr, im 6. Monat, am 23. Tage.“

„Wir schreiben das Datum anders“, bemerkte ich, und bat ihn, mich über die Gebräuche seines Volkes zu belehren.

Er that es auf folgende Weise:

„Wenn Sie einen vornehmen Gast empfangen, so lassen Sie ihn zur linken Hand sitzen, denn das ist der Ehrenplatz, und nehmen Sie ja nicht den Hut oder die Mütze ab, denn das wäre ein ungehörliches Zeichen von Vertraulichkeit.“

Als ich mich hinreichend von diesem Schlage erholt hatte, der alle meine bisherigen Ansichten von Höflichkeit niederwarf, bat ich ihn, mich einen Blick in die Philosophie seines Landes thun zu lassen.

Er öffnete das Buch von Neuem und las mit geziemender Würde: „Die gelehrtesten Männer stimmen darin überein, daß der Sitz des menschlichen Verstandes im Magen sei!“

In meine Behauptung zurückgekehrt, dachte ich, daß eine Tasse Thee mir wohlthuend sein möchte, nach all den erlebten Täuschungen und neuen Erfahrungen. In dieser Beziehung war ich wenigstens meiner Uebereinstimmung mit dem Geschmack der Chinesen gewiß.

Doch meine Ueberraschungen sollten noch nicht zu Ende sein. Als der Thee zum Aufguss gebracht wurde, bemerkte ich, daß er eine ganz andere Farbe habe, als ich sonstan ihm gekannt; er war matt olivengrün. Ich sprach meine Verwunderung darüber aus; doch mein Aufwärter entgegnete ganz ruhig, daß die Chinesen ihren Thee nie färben; weil aber die Fremden mehr dafür bezahlen, wenn er recht gleichmäßige Farbe hat, so wird ihnen natürlich der Wille gethan.

Als ich den Aufguss der reinen Theeblätter trank, fühlte ich mich augenblicklich zu dieser chinesischen Sitte bekehrt. — Hinsichtlich der andern Gebräuche der Chinesen fordere ich aber noch einige Zeit zur Ueberlegung.“

[2191]

Als der Reisende Karl Claus durch Syrien reiste, hatte er Gelegenheit, einen Drusischen Brautzug zu sehen, und erzählt: Die Braut, auf einem weissen Zelter sitzend, der von ein Paar Männern geführt wurde, trug eine hohe Drahtmitze in Trichterform, über die ein großes, weisses Tuch herabhing, das ihre ganze Gestalt gespensterhaft einhüllte; eben so barock und phantastisch trugen sich die übrigen Frauen. Alles hat bei den Drusen einen geheimnißvollen Anstrich, und besonders ihre Religion, die, in allerhand Symbole eingehüllt, für uns ein Geheimniß sein und bleiben wird.

Der beliebteste Stein im Schmucke der Frauen ist der Opal. Sein prachtvolles Farbenpiel ist bezaubernd und macht, daß er selbst neben Diamanten und anderen kostbareren Steinen seinen Platz zu behaupten weiß. Die schönsten Opale

heißen orientalische — wogegen edle Opale mit besonders hervorragenden gelben und rothen Farben-Nuancen in Frankreich „Girasol“ genannt werden. Dieselben sind künstlich verändert, haben ein prachtvolles opalartiges Ansehen und werden zu hohen Preisen als Schmucksteine verkauft. Es werden nämlich Bergkryalle als Schmucksteine geschliffen — und dann glühend in eine färbende Auflösung geworfen. Der Stein erhält durch das Glühen verschiedene feine Sprünge. In diese zieht die Flüssigkeit ein — und giebt dem Steine sein wunderschönes Ansehen. Der schönste und größte Opal befindet sich im Wiener Hof-Mineralien-Cabinet. Derselbe wiegt ein Pfund und zwei Loth, und man schätzt seinen Werth auf 70,000 Gulden.

Die Familie Napoleon's I. liebte den edlen Opal ganz besonders; und die ehemalige Königin von Neapel, die Gemahlin Murat's, besaß zu ihrer Zeit den schönsten Opalschmuck.

[2188]

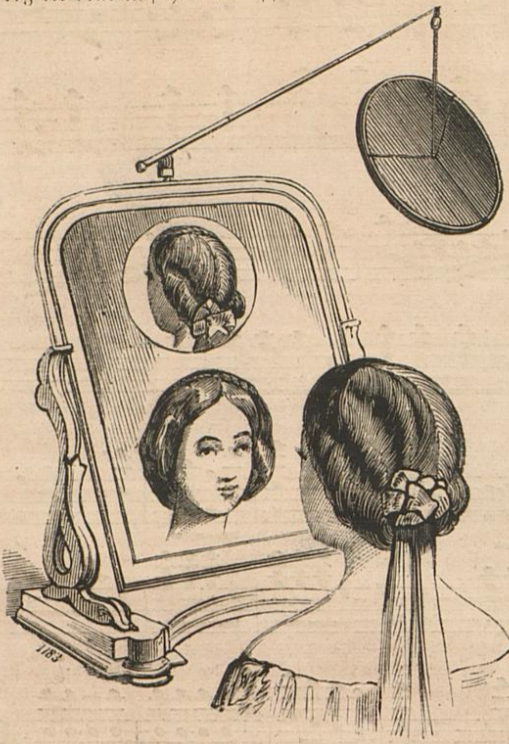


Der Nachenspiegel.

In Nr. 1 des Bazar theilten wir unsern Lesern eine neue Erfindung zum Besten der Damentoilette mit (der Haarscheitler von Croisat in Paris) und können uns nun nicht versagen, eine dieser Erfindung verwandte, ja sie gewissermaßen ergänzende heute folgen zu lassen, wenn uns auch der Vorwurf treffen sollte, daß wir damit eigentlich keine Neuheit darbieten; nämlich den Nachenspiegel.

Am oberen Rahmen eines Toilettenspiegels wird ein Stab befestigt, welcher an seinem äußersten Ende einen kleineren runden Spiegel trägt. Dieser, durch einen leichten Mechanismus so eingerichtet, daß er nach Belieben gestellt werden kann, nimmt das Bild des Hinterkopfes auf und wirft es in den größeren Spiegel zurück.

Unsere Abbildung giebt eine klare Vorstellung von diesem Gegenstande, welcher jedenfalls zu den nützlichsten Toiletten-Apparaten gehört, womit Industrie und Mode die Zimmer der Damen ausgestattet, und daß diese Vorrichtung an jedem Spiegel ohne Schwierigkeit angebracht werden kann, ist ein Vorzug mehr, und vornehmlich der Grund allgemeiner Anwendung. Wie angenehm und vorthailhaft es sei, beim Frisieren gleichzeitig die volle Ansicht des Kopfes von der Vorder- und von



der Rückseite zu haben, ist Damen gegenüber zu bemerken überflüssig. Das Verdienst der Erfindung gebührt den Herren Heil und Sohn in London, Tottenham-Court-Road 196, welche ein Patent darauf erhielten. Doch auch in Deutschland werden diese Spiegel bereits gefertigt, und in Städten, wo dieselben noch nicht zu haben sein sollten, werden sich leicht geschickte Arbeiter von Fach finden, welche nach unserm Modelle die Anfertigung übernehmen. [2211]

Rosenpomade.

2 Pfund Schweinefett läßt man über einem gelinden Kohlenfeuer schmelzen. Dann nimmt man ein reines kleines Sieb, belegt es etwa ¼ Zoll mit Berg und auf dieses circa 2 Loth Mecama-Wurzel, gießt alsdann das geklärte Fett so heiß wie möglich durch, brüht die Mecama-Wurzel gut aus, läßt die Masse etwas erkalten und setzt dann entweder ½ Quentchen ächt orientalisches Rosenöl, oder, wenn man die Pomade billiger (allerdings dann auch nicht so gut) herstellen will, 1½ Loth Pomadenöl hinzu. [2220]



Färben und Vergolden der Ostereier.

Um Eier roth zu färben, genügt es, sie in einer Abkochung von Carmin oder Orapp zu sieden; violett werden sie, wenn man etwas Campecheholz, blau, wenn man Indigo, gelb, wenn man Safran in das Wasser thut. Bei der Anwendung des Indigo und des Campecheholzes ist jedoch große Vorsicht zu empfehlen, da diese Farben nicht viel weniger als Gift sind. Sollte also beim Färben die Schale eines solchen blauen oder violettten Eies springen, und die Farbe sich, wenn auch nur wenig, dem inneren Ei mittheilen, so darf dasselbe nicht gegessen werden.

Um Eier zu vergolden, rührt man etwas Gummicopal mit Chromgelb zusammen, streicht mit einem Pinsel diesen Lack auf die Oberfläche des Eis und rollt es dann, so lange es noch feucht, in wächtigem Goldstaub (Münzberger Goldstaub). Bis zum nächsten Morgen muß es trocknen, und wird dann mit einer Hafenspote von überflüssigem Goldstaub befreit und geläutert.

Gekochte Eier in der Schale aufzubewahren.

Zur Zeit, wenn die Eier häufig sind und es nicht schwer ist, sich frische zu verschaffen, nimmt man am nämlichen Tage gelegte Eier, thut sie in kochendes Wasser, läßt sie nur 2 Minuten darin und legt sie sofort in lauwarmes Wasser zu verschließenden Risten oder Schachteln, alle Zwischenräume mit Mele oder Mische

ausfüllend. Sollen die Eier im Winter gebraucht werden, so nimmt man sie heraus, setzt sie in frischem Wasser über das Feuer, läßt sie jedoch nur so lange dort, bis das Wasser zu sieden beginnt. Dann nimmt man die Eier heraus und servirt sie.

Auf diese Weise conservirte Eier sind von frischen nicht zu unterscheiden; — doch wenn man, statt sie in der Schale gekocht zu essen, sie auf andere Weise gebrauchen will, so darf man nur, wenn sie aus der Schachtel kommen, sie ganz wie frische Eier verwenden.

Eisen- und Stahl-Geräthe vor dem Rost zu bewahren.

Man läßt die Geräthe brennend heiß werden, reibt sie mit sehr weichem Wachs, erhitzt sie zum zweiten Male, so, daß das Wachs nicht mehr sichtbar ist und reibt sie dann nochmals mit einem Stückchen Tuch oder Leder, um ihnen den Glanz wieder zu geben. Die in die Poren des Metalls eindringende Fettigkeit schützt dasselbe vor dem zerfüßenden Einfluß der Feuchtigkeit.

Benutzung schon zum Aufguss gebrauchter Theeblätter.

Die schon gebrauchten Theeblätter werden, ehe sie gänzlich trocken sind, als Reinigungsmittel auf Teppiche gestreut. Sie nehmen nicht allein den Staub an, sondern beleben auch die Farben; um die Theeblätter wieder zu entfernen, bedient man sich am zweckmäßigsten eines weichen Besens aus Binien oder feinen geschälten Ruthen. [2192]

Bereitung des französischen Pfefferkuchens.

1 Pfund süße Mandeln und ¼ Pfd. bittere werden abgehäutet, gestoßen oder auf dem Reibeisen zerrieben, mit ½ Meße des feinsten Weizenmehls gut gemengt. Eine Stange Vanille, 1 Loth feiner Zimmt, Cardemum, Nelken, Zitronenschale nach Belieben gestoßen und darunter gemengt. Dann kocht man unter beständigem Rühren 1½ Pfd. Honig mit 2 Pfd. geriebenem Zucker auf, bis der Zucker sich völlig mit dem Honig gemischt hat, thut dies kochend in das Gemenge von Mehl, Mandeln und Gewürzen, 2 Loth in Wasser aufgelöste Pottasche dazu, und knetet mit den Händen noch so viel Mehl hinein, daß der Teig sich aufmangeln läßt.

Hierauf sticht man mit einem Glase runde Kuchen aus und bäckt sie auf einem mit Mehl bestreuten Blech, bei mäßiger Hitze. Stehen die Kuchen länger als 7 Minuten im Ofen, bis sie gar sind, so werden sie sehr hart und trocken, backen sie dagegen schon in wenigen Minuten braun, so bleiben sie inwendig zäh und klebrig.

Obige Portion giebt 120—130 Kuchen, die so groß sind, als die, welche man mit 1 Sgr. bezahlt.

Der Teig darf nur 1 Messerrücken dick ausgerollt werden und muß warm vom Blech losgeschritten werden, so bald die Kuchen aus dem Ofen kommen, weil er, kalt geworden, wie Glas bricht. [2218]

Auflösung der Räthsel-Aufgabe in Nr. 13.

Die männliche Schönheit steigt durch Kraft und Charakter, die weibliche durch Zartheit und Anmuth. Anmuth aber ist das Siegel weiblicher Schönheit. Und wie der Schlüssel das ganze Gebäude hält, so hält die Zartheit des Weibes das häusliche Glück zusammen.

Auflösung der Rebus in Nr. 13.

Erster Rebus.

Ein Herr, welcher ästhetische Vorträge hält.

Zweiter Rebus.

Manche von Vielen geliefene Bücher sind gar nicht interessant. [2215]

Rebus.



SCHEIT



Einem Freunde Gutes zu thun, ist bei weitem nicht so schön, als es schändlich ist, dies im Nothfalle zu unterlassen. Aber sich an seinem Feinde nicht zu rächen, ungeachtet er dazu Gelegenheit giebt, das ist wahre Güte.

Viel und gut sprechen, ist das Talent eines wichtigen Kopfes; wenig und gut, der Charakter des Denkers; viel und schlecht, die Wuth des Dünklings; wenig und schlecht, das Unglück des Trostes.

Die Kunst, reich zu werden, ist im Grunde nichts Anderes, als die Kunst, sich des Eigenthums anderer Leute mit ihrem guten Willen zu bemächtigen.

Die Schönheit ist am liebendwürdigsten,
Wenn sie nicht weiß, wie sehr sie uns erfreut.

Die müden Kinder.

Schlürftig deutet am Sopha sich Eins, an den Lehnen des Stuhles Schnarchet ein Andres, am Tisch sitzt das Dritte und schnarcht. — „Kinderchen, kommt! ihr liegt so hart; ich bring' euch zu Bette.“ — „Was uns, o Mütterchen, noch! sind ja kein Fischchen noch müd!“ Also, ermüdet vom Spiele des Lebens, so rufen wir all' einst: Aber die Mutter Natur bringet uns freundlich zu Bette. [2216]



Correspondence.

Ein fataler Schreibfehler

hat sich in unserem Bericht: „Neue Strohhut-Façons“ (Bazar Nr. 14) eingeschlichen. Es heißt Seite 108 Zeile 8—11 von unten: „so fügen wir nur hinzu, daß der runde Hut Nr. 5 ausschließlich der „Jugend angehört und kaum eine Dame über 20 Jahre gut kleiden wird.“

Statt dessen muß es heißen: „so fügen wir nur hinzu, daß der runde Hut Nr. 6 u. s. w.“

An Frau P. St. in H. bei M. in Th. —

Auf Ihren Vorschlag, welcher für Ihr edles Herz das schönste Zeugniß ablegt, können wir zu unsern innigsten Bedauern — nicht eingehen. Es ist traurig und doch nicht zu ändern: Weil wir nicht im Stande sind, auch durch Beiträge vieler unserer Abonnentinnen nicht — Allen unverschuldet Armen unserer nächsten Umgebung zu helfen, so müssen wir es auch aufgeben, in den Spalten unserer Zeitung zur Unterstützung für solche Unglückliche aufzufordern, welche unserm deutschen Vaterlande nicht angehören.

Reschuldigen Sie uns nicht der Ungezogenheit, verehrte Frau, sondern denken Sie sich in unsere Lage; müßten wir nicht in dem abgelmürbten Gesicht jeder armen Familienmutter den Vorwurf lesen: „Ihr habt Mitleid mit fremdem Unglück, warum nicht mit meinem?“ — Uebrigens können wir Ihnen mit Bestimmtheit die Versicherung geben, daß es Nichts bedürfte, um jenen Unglücklichen zu helfen, als die Veröffentlichung ihres unbedienten Glendes durch die Zeitungen Englands, welche jetzt ebenfalls stattgefunden.

Fr. Marie M. — in Dr. Sie gestatten uns wohl am „Bergheimnisch“ einige kleine Bemerkungen; dann, so bald es der Raum gestattet. — Ebenso das dritte Räthsel.

Fr. Fr. W. in R. Für das Erstere danken wir; für das Andere würden unsere Leserinnen — danken.

G. und L. in Leipzig. Ja.

Fr. G. v. G. auf C. — Es ist uns bis jetzt nicht gelungen, das Recept zu dem „vortrefflichen Thorner gewöhnlichen dicken, braunen Pöffe rücken“ anzutreiben. — Sollten wir noch in den Besitz kommen, so veröffentlichen wir es sofort.

Das „ausprobirte Recept zu französischen Pfefferkuchen, welche, wenn sie gut gebaden werden, von denen der Madame Defoe Reisel nicht zu unterscheiden sind“, folgt in der heutigen Nummer unter der Rubrik: „Hauswirthschaft“.

Wollen Sie das am Schluß Ihres Briefes gegebene Versprechen erfüllen, so verpflichten Sie uns zu Dank.

Fr. Ch. M. in W. Den „unterhaltenden Theil des Bazar“ sollen wir auch noch mit „Arbeiten“ füllen? — Es werden zwar die verschiedensten, sich ganz widersprechende Wünsche laut, — aber ein derartiges Verlangen ist denn doch noch nicht an uns gestellt. — Der Stoff, den „die Mode“ und „die weiblichen Handarbeiten“ uns bieten, ist so ungeheuer, daß wir mit Leichtigkeit täglich eine Nummer des Bazar füllen könnten; aber wir sind der Meinung, daß das, was wir liefern, auch den fleißigsten Arbeiterinnen genügt und alle Fragen der Mode vollständig erledigt.

M. B. in W. — Ihr Brief vom 17. Februar ist uns leider zu spät zu Händen gekommen.

M. in Fern. Soll folgen.

L. F. in W. — Den Namen „Antonie“ werden Sie schon sehr oft gefunden haben. Das Uebrige wollen wir liefern. — Wüßten Sie das Blau mit Gummi.

Fr. J. D. in B. Nr. 14 (Supplement) brachte das Dessin zu einem „Hautenfond.“ — Wir werden aber mehr dergleichen liefern.

G. K. in S. (Weßl.). Nr. 14 brachte schon Etwas; mehr folgt.

B. H. in Dresden. Nothmals: wir möchten mehr von ihnen hören.

Em. S. in Dr. Wir haben ein Bedenken. Das Wort, welches in Ihrer Aufgabe 12mal vorkommt, dürfen wir nicht allzuoft gebrauchen. — Es soll uns angenehm sein, wenn Sie Nehmliches folgen lassen.

M. L. in Tr. — Wir sind nicht im Stande, Ihnen hier ausführlich zu antworten. Aber Sie irren.

Frn. M. V. in B. Wenn sich irgend Raum findet.

Frn. G. W. L. in L. Für jetzt sind wir mit „Diesem“ mehr als hinlänglich versehen.

M. v. S. in C. Die Veranlassungen sind so vielfältiger Art, daß es geradezu unmöglich ist, das Verlangte angeben zu können. Wir werden im Laufe der nächsten Zeit verschiedene Mittheilungen darüber bringen.

Ludmila in G. Wir hoffen von dem Gefandten bald Einiges zu druden.

Frn. S. W. in T. — Fräulein B. N. hat Recht gehabt. [2217]

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, sowie von allen Post-Agenten und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, sowie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.

Die Administration des Bazar.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Leitung.

Nr. 16.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 22. April 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

V. Band.

Gestrickte Geldbörse.

Material: Kornblumenblaue starke drillierte Seide, ganz kleine Stahlperlen zum Einstricken, größere Stahlperlen zur Garnirung, zwei Stahlringe.

Die Börse, eine Zeit lang durch die Portemonnaies in den Hintergrund gedrängt, sind jetzt wieder zu der früheren Beliebtheit gelangt, und wir mithin verpflichtet, dieser nützlichen und schönen Arbeit den gebührenden Platz in unseren Spalten einzuräumen. Wir legen deshalb heute unsern Lesern die Abbildung und Beschreibung einer sehr reich mit Perlen gestrickten Börse vor, deren Ausführung wir als eine sehr leichte und dabei belohnende empfehlen.

Die Börse wird bis zum Schluß in der Munde und etwas lose gestrickt, daher wir zum Gebrauch ziemlich starker Stricknadeln raten. Die Perlen, welche nicht einzeln eingestrickt, sondern je 2, 3 oder 4 neben einander zwischen die Maschen geschoben werden, kommen beim Arbeiten auf die innere (linke) Seite, welche dem zufolge die rechte Seite der Börse wird. Nach dem Aufreihen der Perlen macht man einen Anschlag von 36 Maschen, bildet durch die Verbindung der ersten und letzten Masche die Mündung der Börse und strickt die erste Tour glatt und ohne Perlen darüber. — Anschlag und 1. Tour jedoch ganz besonders lose, damit sie sich nach der Mitte der folgenden Touren ausdehnen geben, welche durch die eingeschobenen Perlen größeren Umfang erhalten. — Mit der 2. Tour beginnt das Perlenmuster — also:

2. Tour. 1 Masche gestrickt, 3 Perlen vorgeschoben, 1 Masche gestrickt, 3 Perlen vorgeschoben — so fort, bis zu Ende der Tour.

Die 3. und 4. Tour ebenso. — Hiermit sind die geraden, durch verschiedene Höhe zu Zaden gebildeten Perlenstäbe angelegt, wie sie die Abbildung an dem breiten Ende der Börse zeigt. Der kürzeste der Perlenstäbe zählt 3 Perlenreihen über einander, ist also mit den 3 angegebenen Touren beendet — während die andern Stäbe von 3 zu 3 Reihen steigen. Vier aus Perlenstäben gebildete Zaden gebären zur Mündung der Börse — 2 kleinere Zaden, aus 9 Stäben, zwei größere, aus 11 Stäben bestehend (die kleinsten Perlenstäbe werden als Vereinigungspunkt zweier Zaden stets für beide gerechnet), der mittlere (längste) Stab jeder der beiden größeren Zaden bildet die Kante der Börse, und rechnen wir von einem dieser Mittelstäbe den Beginn der Touren.

5. Tour. 5mal 3 Perlen, jedesmal eine Masche dazwischen gestrickt, 2 Maschen gestrickt (hier ist der erste Zadeneinschnitt), 7mal 3 Perlen, jedesmal eine Masche dazwischen gestrickt, 2 Maschen gestrickt (2. Zadeneinschnitt), 9mal 3 Perlen, jedesmal 1 Masche dazwischen gestrickt, 2 Maschen gestrickt (3. Zadeneinschnitt), 7mal 3 Perlen, jedesmal eine Masche dazwischen gestrickt, 2 Maschen gestrickt (4. Zadeneinschnitt), 4mal 3 Perlen, jedesmal eine Masche dazwischen gestrickt. Hiermit ist die Tour beendet.

Die 6. und 7. Tour ebenso.

8. Tour. 4 mal 3 Perlen vorgeschoben und jedesmal eine Masche dazwischen gestrickt (bei den Perlenstäben wird stets nur 1 Masche dazwischen gestrickt, was wir hier bemerken, als gültig für die weitere Erklärung), nach den letzten 3 Perlen werden 2 Maschen gestrickt und bei der zweiten eine Masche zugenommen, so daß also aus 2 Maschen 3 Maschen glatt gestrickt sind, 2 Perlen vorgeschoben, 3 Maschen aus 2 Maschen gestrickt,

5 mal 3 Perlen, aus den nächsten 2 Maschen 3 gestrickt, 2 Perlen, aus den nächsten 2 Maschen 3 gestrickt, 7 mal 3 Perlen, aus den nächsten 2 Maschen 3 gestrickt, 2 Perlen, aus den nächsten 2 Maschen 3 gestrickt, 5 mal 3 Perlen, aus den nächsten 2 Maschen 3 gestrickt, 2 Perlen, aus den nächsten 2 Maschen 3 gestrickt, 3 mal 3 Perlen. Mit dieser Tour, bei welcher 8mal zugenommen, ist das mittlere, aus Maschen gebildete Perlenmuster angelegt.

Die 9. und 10. Tour wird eben so gestrickt, nur daß man anstatt der 2 Perlen an den betreffenden 4 Stellen 4 Perlen vorschickt.

11. Tour. 3mal 3 Perlen, nach dem 3. Mal 3 Maschen gestrickt, dann: 2 Perlen, 1 Masche, 2 Perlen, 1 Masche, 2 Perlen, 3 Maschen, 3mal 3 Perlen, 3 Maschen, 2 Perlen, 1 Masche, 2 Perlen, 1 Masche, 2 Perlen, 3 Maschen, 5 mal 3 Perlen (die andere kleinere Hälfte der Tour ist leicht nach der ersten zu vollenden, und werden wir von hier an unsere Augen in der Weise abkürzen, daß wir die Wiederholung des Musters als selbstverständlich der Arbeiterin überlassen; der Schluß der Touren ergibt sich aus dem Muster selbst).

12. Tour. 3mal 3 Perlen, 3 Maschen, 4 Perlen, 2 Maschen, 4 Perlen, 3 Maschen, 3mal 3 Perlen, 3 Maschen, 4 Perlen, 2 Maschen, 4 Perlen, 3 Maschen, 5mal 3 Perlen, u. s. w.

13. Tour ebenso.

14. Tour. 2mal 3 Perlen, 3 Maschen, 5mal 2 Perlen, jedesmal 1 Masche dazwischen, 3 Maschen, 3 Perlen, 3 Maschen, 5mal 2 Perlen, 3 Maschen, 3mal 3 Perlen, u. s. w.

15. Tour. 2mal 3 Perlen, 3 Maschen, 3mal 4 Perlen durch 2 Maschen getrennt, 3 Maschen, 3 Perlen, 3 Maschen, 3mal 4 Perlen durch 2 Maschen getrennt, 3 Maschen, 3mal 3 Perlen, u. s. w.

16. Tour ebenso.

17. Tour. 3 Perlen, 3 Maschen, 7mal 2 Perlen durch 1 Masche getrennt, 4 Maschen, 7mal 2 Perlen durch 1 Masche getrennt, 3 Maschen, 3 Perlen, u. s. w.

Die 18. und 19. Tour nach der vorhergehenden, nur daß auf die 2 Perlen der neu angelegten Maschen 4 Perlen kommen und 2 Maschen dazwischen gestrickt werden.

20. Tour. 3 Perlen, 3 Maschen, 8mal 2 Perlen durch 1 Masche getrennt, 2 Maschen, 8mal 2 Perlen durch 1 Masche getrennt, 3 Maschen, 3 Perlen, u. s. w.

21. Tour. 3 Perlen, 1 Masche, 3 Perlen, 3 Maschen, 8mal 4 Perlen durch 2 Maschen getrennt, 3 Maschen, 3mal 3 Perlen durch 1 Masche getrennt, u. s. w.

22. Tour ebenso.

Das Muster hat sich nun so weit herausgestellt, daß es nicht mehr nötig ist, die Angabe desselben Tour für Tour zu machen. Die Maschen werden in regelmäßig veresteter Ordnung fortgeführt und zu einer spitzen Pyramide gestaltet, so daß die nun folgende Pyramide mit einer Masche schließt. Von 3 zu 3 Touren werden zu beiden Seiten des Maschenmusters neue Perlenstäbe angelegt und in derselben Weise wie die unteren Stäbe weiter geführt. Hierdurch bilden sich 2 Zaden, welche an der Spitze der Pyramide sich begegnen und deren mittlere längste Perlenstäbe an der Kante der Börse herablaufen, wo sie sich mit den mittelften Stäben der unteren Seitenzaden vereinigen.

Die Entfernung der Zaden von der mittleren Pyramide bleibt wie unten stets 3 Maschen, die Entfernung der Perlenstäbe von einander nur 1 Masche.

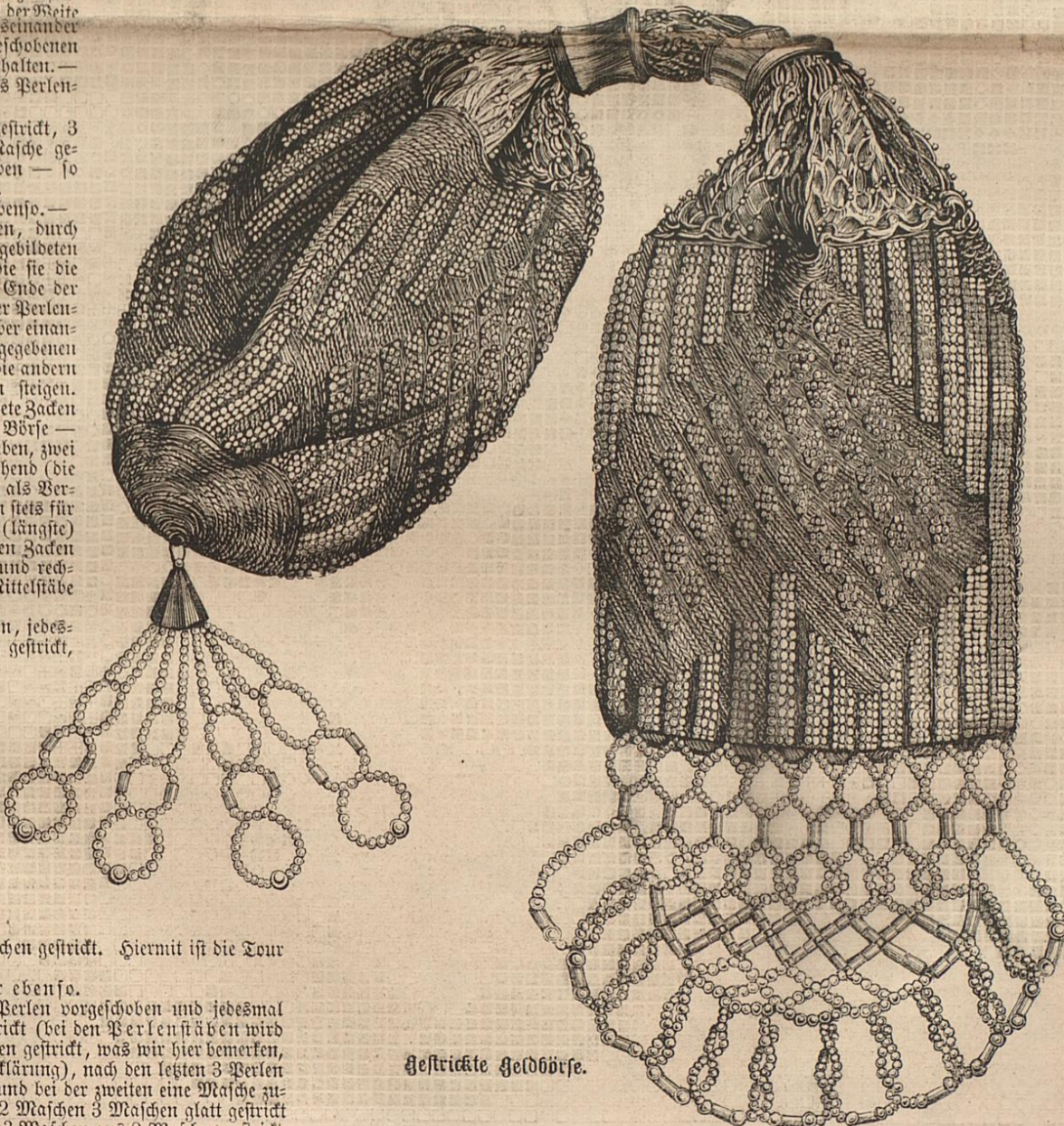
Wenn jede der Zaden 13 Stäbe zählt, so hört mit dem Beginn des nächsten Stabes der mittlere, von unten auf gehende Stab auf; nach den nächsten 3 Touren hört zu beiden Seiten dieses beendeten Stabes wieder ein Stab auf, nach den nächsten 3 Touren abermals, folglich vermehrt sich die Zahl der glatt zu strickenden Maschen an diesen Stellen von 3 zu 3 Touren um 2 Maschen. 3 Touren über der letzten Masche der Pyramide ist dieser Theil der Börse beendet, und beginnt man mit Hin- und Herstricken den Schluß an der Stelle, wo sich auf einer Seite zwei Zaden begegnen:

1. Tour. Umgeschlagen, glatt abgenommen, * umgeschlagen, 2 Perlen vorgeschoben, glatt abgenommen, wiederholt vom *.

2. Tour. Wird ganz wie die erste Tour, doch ohne Perlen gestrickt — man hat hierbei nur zu beachten, daß die Perlen beim Abnehmen sich nicht durch die Masche ziehen, sondern auf dem losen Zaden bleiben.

Die Perlen-Tour wird stets auf der rechten Seite der Börse gestrickt.

Zur Länge des Schließes rechnet man den 3. Theil der Börse, und ist also das untere fest gestrickte Theil als Maas für die Länge des à jour-Musters zu nehmen. Vor dem Beginn des 2. geschlossenen Theils schiebt man die für die Börse bestimmten Ringe auf und wiederholt dann in entgegengesetzter Richtung das unten



Gestrickte Geldbörse.

beschriebene Muster. Ist man damit bis zur vorletzten Perlen-Tour gelangt, so schiebt man zu jedem der Perlenstabe anstatt 3 Perlen 2 Perlen vor, bei der nächsten Tour aber schiebt man nur 1 Perle vor und strickt dann 4 Touren glatt und ohne Perlen darüber. Hierauf nimmt man möglichst schnell ab, so daß die Börse sich nicht spitz, sondern rund schließt. Das breite Ende der Börse wird auf der linken Seite zusammen genäht.

Stahlperlen-Garnirung der breiten Seite der Börse.

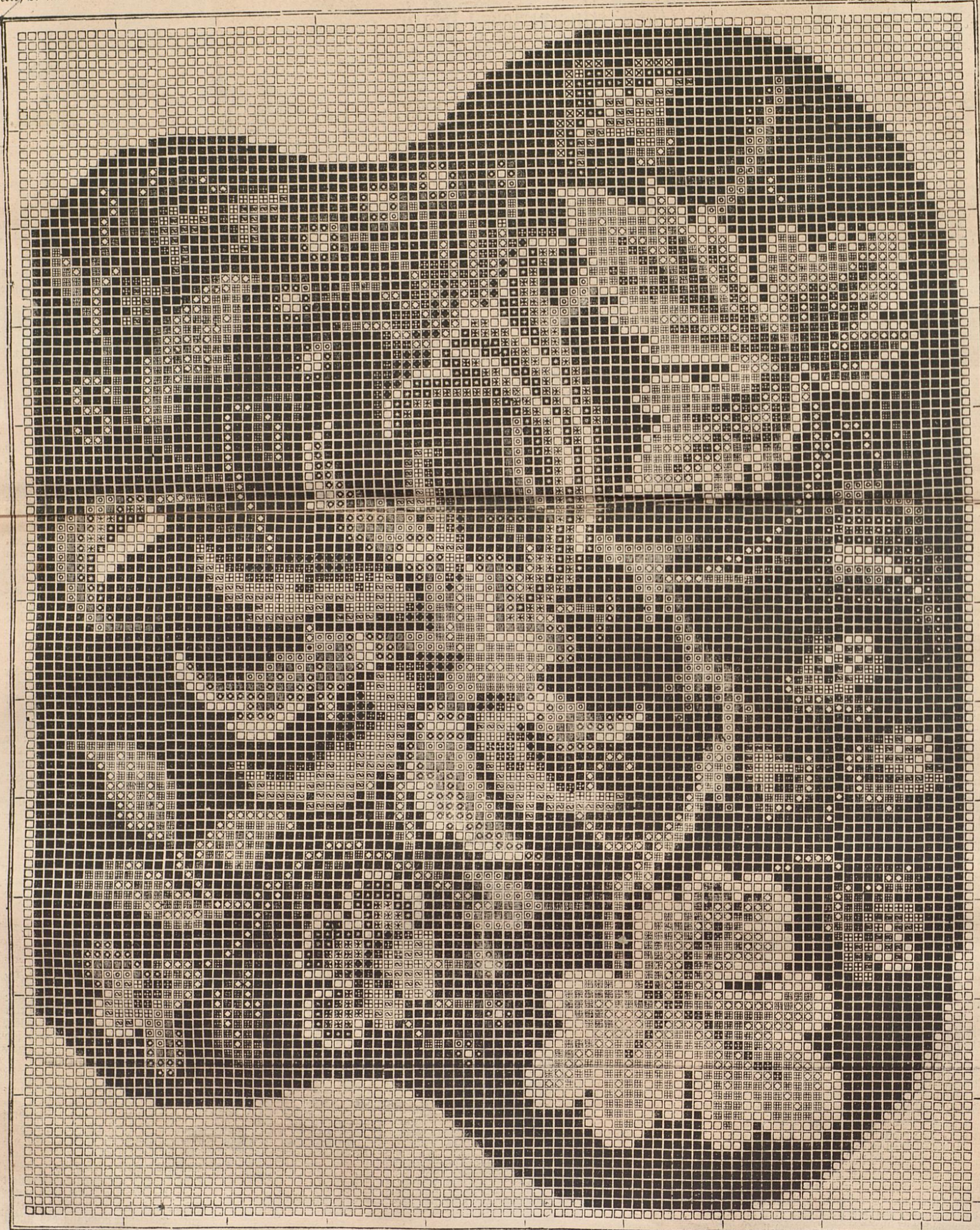
In unserm Modell sind zu dieser Garnirung Stahlperlen von verschiedener Größe und Gestalt verwendet, doch lassen sich die langen Perlen, wo diese nicht zu haben sind, dadurch ersetzen, daß man bei den betreffenden Stellen mehrere der gewöhnlichen Stahlperlen an einander reibt, diese müssen zur Ausführung der Garnirung bedeutend größer, als die zur Börse verwendeten Stahlperlen sein.

Man beginnt mit einem sehr langen, in eine Nähnadel gefädelt Zwierns, reibt eine lange Stahlperle, 27 runde Stahlperlen auf und schiebt sie bis in die Mitte

des Fadens, welchen man von der langen Perle aus hängen läßt; dann zieht man das eingefädelt Ende des Fadens durch die lange Perle zurück und hat somit eine Perlenklinge gebildet. Jetzt reibt man 11 runde, 1 lange, 5 runde Perlen auf und zieht den Faden durch die 6., 7., 8. und 9. der zuletzt aufgereihten Perlen der Schlinge; dann: 18 runde Perlen aufgereiht und durch die 2. aufgereichte lange Perle gezogen, 11 runde, 1 lange, 5 runde Perlen aufgereiht und durch die 6., 7., 8. und 9. Perle der 2. Schlinge gezogen, 18 runde Perlen zurück durch die letzte lange Perle, und so fort, bis die zum Ansat an die Börse bestimmte Reihe 9, die andere 8 Böcher zählt. Von der langen Perle aus, durch welche man zuletzt den Faden gezogen, zieht man denselben noch durch 6 runde Perlen, also bis zur Mitte der ersten Perlenklinge der 2. Reihe; von da aus arbeitet man die 3. Böcherreihe folgender Art: 19 Perlen aufgereiht, den Faden durch die mittlere Perle der nächsten Schlinge gezogen, 4 Perlen aufgereiht, den Faden durch die 14. der zuletzt aufgereihten 19 Perlen gezogen, hierdurch entstehen die kleinen Böcher in der Mitte dieser Tour, jetzt reibt man 14 Perlen auf, zieht durch die mittlere Perle der nächsten

Schlinge, reibt 4 Perlen auf und bildet damit, wie vorhin, die kleine Dose, und so fort, bis man zur Mitte der letzten Schlinge der vorigen Reihe gelangt. Die beiden folgenden Reihen bestehen aus Netzmäschchen von halb langen Stahlperlen; dann folgen 3 Reihen Netzmäschchen aus runden Stahlperlen. Die Zahl der Netzmäschchen oder Schlingen nimmt bei jeder Reihe um eine Schlinge ab, so daß die letzte nur 2 Schlingen zählt. Mit dem Fadenende, welches beim Anfang der Garnitur hängen blieb, arbeitet man die langen in einander geschlungenen Schleifen um das Perlennetz, welche zugleich eine Kranze um dasselbe bilden, dann näht man die Garnirung an die Börse.

Das runde Ende der Börse verziert man mit einer langen Perlenquaste, welche an unserem Modell, wie die Abbildung zeigt, aus 4 kurzen Ketten besteht, deren jede 4 Ringe zählt. Die Selbstanfertigung dieser Quaste wird keine Schwierigkeiten haben, wenn man sich zum Zusammenfassen der 4 Ketten, anstatt des auf der Abbildung sichtbaren Stahlhütchens, einer großen Stahlperle bedient.



Erklärung der Zeichen: □ weiss, ■ hell-, □ mittel-, □ dunkelgrün, □ helle, □ mitte, □ dunkle Sandfarbe, □ hell-, □ mittel-, □ dunkelros, □ karmiroth, □ hellblau, □ dunkelblau

Deffin zu einer Reisetafel.

Deffin zu einer Reisetasche.

Material: Harter Ganevas — Berliner Wollse in den angegebenen Farben.

Da der Frühling, die zum Reisen verlockende Jahreszeit, herannahet, halten wir es für zeitgemäß, unsere Leserinnen mit dem Deffin zu einer Reisetasche zu versehen; denn die Arbeit selbst, so leicht und fördernd sie auch sein mag, bedarf doch immer einiger Zeit zur Vollenbung, namentlich in den Händen solcher Damen, welche nur eine kurze Stunde des Tages derartigen Arbeiten widmen können.

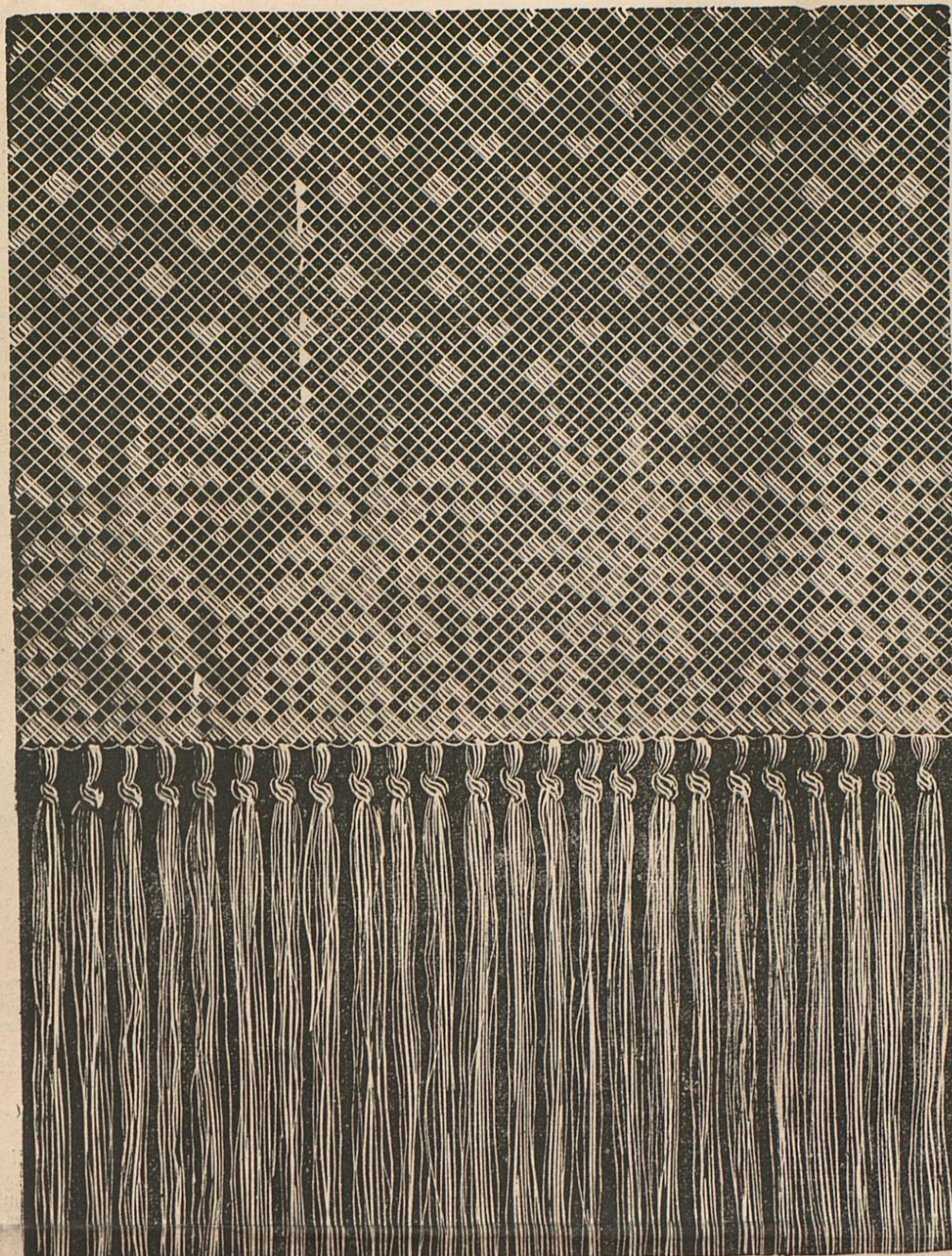
Mit Berliner Wollse auf hartem Ganevas ausgeführt, erlangt die Tasche die erforderliche Größe für ihren Zweck: die nothwendigsten Reisebedürfnisse aufzunehmen, ohne die Form zu überschreiten, welche es möglich macht, sie im Wagen oder im Coupé stets bei sich zu tragen.

Die auf unserem Muster durch Typen angegebenen Farben = Zusammenstellungen dürften vielleicht nicht jedem Geschmack zusagen; doch da die Mode solche Härten, wie das Nebeneinanderstellen von Blau und Rosa, sanctionirt, da sie nichts Arges darin findet, das Phänomen grüner Blätter mit dunkelrosa Athern als etwas Natürliches einzuführen, so dürfen wir am wenigsten uns diesen Freiheiten abgeneigt zeigen, und wollen daher nur den Bestimmungen der Typen noch durch einige nähere Erläuterungen zu Hilfe kommen.

Die Blätter des Musters sind nicht blaugrün, sondern lebhaft gelbgrün (b. h. ohne wirkliches Gelb) zu arbeiten; die beiden blauen Farben mehr dunkel als hell, das Rosa recht rein und frisch, die Sandfarbe matt. Die Füllung des Ganzen ist schwarz.

Sollte die Zusammenstellung von Blau und Rosa jedoch der Geschmacksrichtung Mancher unserer Leserinnen allzusehr entgegen sein, so rathen wir, die blauen Farben durch andere nach ihrem Geschmack zu ersetzen.

Die Tasche muß zur Vollenbung einem Sattler oder Riemer übergeben werden.

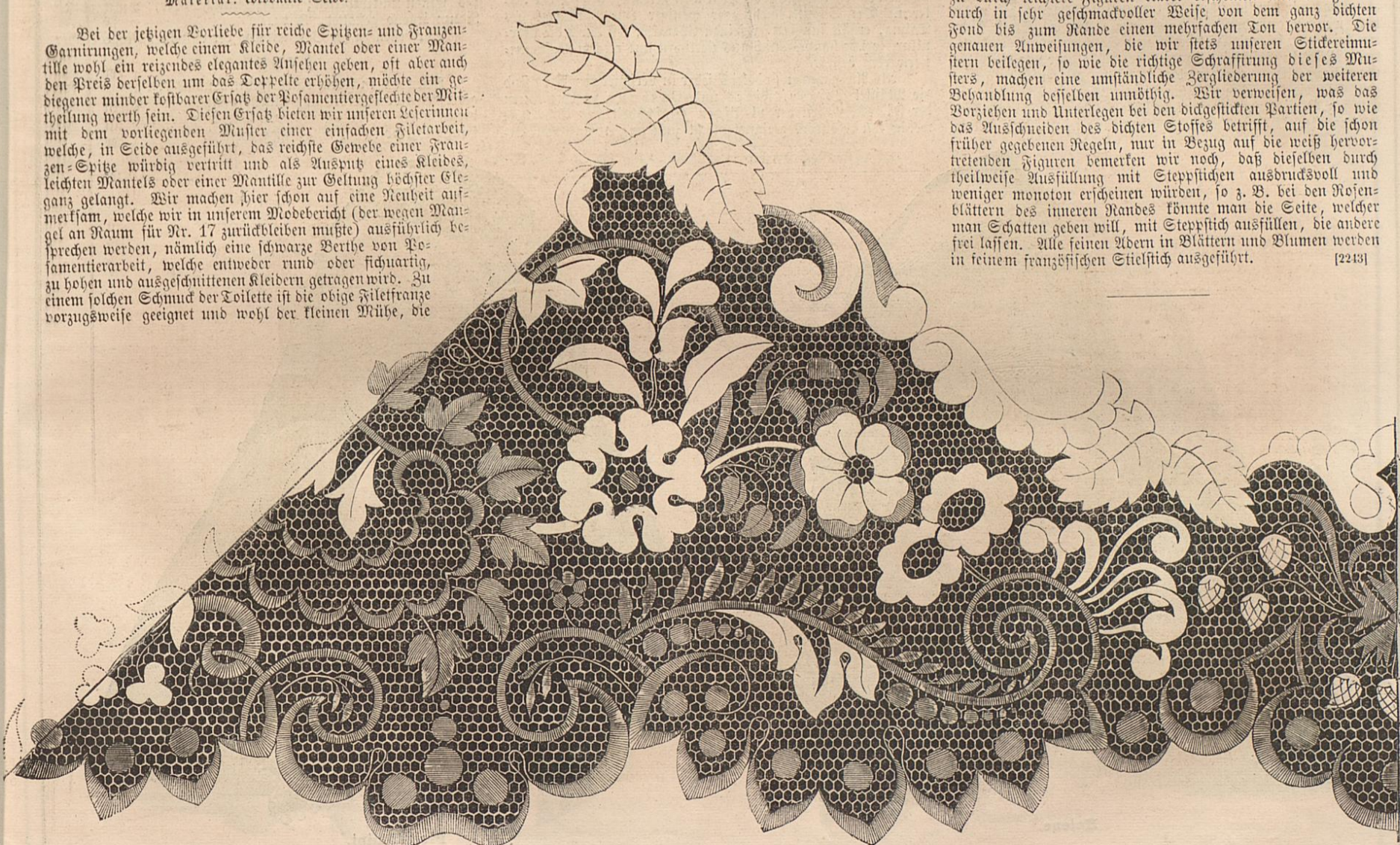


Franzen-Spize von Filet.

Material: cordonirte Seide.

Bei der jetzigen Vorliebe für reiche Spitzen- und Franzen-Garnirungen, welche einem Kleide, Mantel oder einer Mantille wohl ein reizendes elegantes Ansehen geben, oft aber auch den Preis derselben um das Doppelte erhöhen, möchte ein geübter minder kostbarer Ersatz der Posamentiergestecke der Mittheilung werth sein. Diesen Ersatz bieten wir unseren Leserinnen mit dem vorliegenden Muster einer einfachen Filetarbeit, welche, in Seide ausgeführt, das reichste Gewebe einer Franzen-Spize würdig vertritt und als Ausputz eines Kleides, leichten Mantels oder einer Mantille zur Geltung höchster Eleganz gelangt. Wir machen hier schon auf eine Neuheit aufmerksam, welche wir in unserem Modebericht (der wegen Mangel an Raum für Nr. 17 zurückbleiben mußte) ausführlich besprechen werden, nämlich eine schwarze Berthe von Posamentierarbeit, welche entweder rund oder sichuartig, zu hohen und ausgeschmittenen Kleibern getragen wird. Zu einem solchen Schmuck der Toilette ist die obige Filetfranze vorzugsweise geeignet und wohl der kleinen Mühe, die

Franzen-Spize von Filet.



Der achte Theil einer Taschentuch-Bordüre.

sie erfordert, werth. Die auf dem Muster angegebene Höhe der Franze ist für eine große Berthe berechnet und daher für eine kleinere Figur das Filet etwas schmaler auszuführen.

Zu den Franzen nimmt man flache Seide, so daß jede eingeknüppte Strähne 6 Faden stark ist. Daß die Franzen aufgeschnitten sind, ergibt sich aus dem Muster.

Eine eben so nützliche Anwendung dieser Arbeit zeigt unser heutiges Blatt bei den Abbildungen der Sommermäntel, deren Ausputz oft nur in einer tuch- oder capuchonartig aufgesetzten Franze mit breiter Borte besteht; dem entsprechend wäre die oben beschriebene Franze zu diesem Zweck in der Farbe des Mantelstoffes auszuführen. Das Durchziehen des Musters geschieht selbstverständlich stets in der Farbe des Filet's.

Einer reizende Neuheit ist, die Sonnenschirme mit schwarzen Spitzen zu überziehen, und machen wir in dieser Beziehung noch besonders auf die obige Filetspize aufmerksam, welche sich nicht allein als solche, sondern, nach dem Muster eines Schirmtheils weiter ausgeführt, als Ueberzug eines Sonnenschirmes verwenden läßt; die Franze bildet dann die äußere Garnitur, die Blumenbouquets die Randverzierung und der kleine Plein das durchgehende Muster. [2242]

Taschentuch-Bordüre.

Achter Theil.

In Berücksichtigung besondern Wunsches legen wir hiermit unseren Leserinnen das Deffin einer Taschentuch-Bordüre vor, deren nicht allzu mühsame Arbeit ein den schönsten Spitzen ähnliches Werk hervorbringt und schon deshalb berechtigt ist, geübten Stoff, z. B. ächten Battist, zu beanspruchen, welcher zugleich den innern Blättern und Arabesken als Unterlage dienen könnte. Für die übrige Stickereiunterlage ist feiner Mansoc genügend, da derselbe nur im Innern der Bordüre und auch da nur in wenigen Figuren zum Vorschein kommt. Alle weiß hervortretenden Blumen, Blätter und Arabesken nämlich werden theils mit französischem Stielstich, theils, wie es die Schraffirung bestimmt, mit einer breiteren Lage querliegender Stiche umgeben und behalten zum

Unterschied des klaren Füllgrundes die dichte Auflage. Die Zeichnung läßt das Muster nach dem äußern Rande zu durch leichtere Figuren klarer erscheinen und bringt dadurch in sehr geschmackvoller Weise von dem ganz dichten Fond bis zum Rande einen mehrfachen Ton hervor. Die genauen Anweisungen, die wir stets unseren Stickerinnen beilegen, so wie die richtige Schraffirung dieses Musters, machen eine umständliche Zergliederung der weiteren Behandlung desselben unnöthig. Wir verweisen, was das Vorziehen und Unterlegen bei den bidegestickten Partien, so wie das Ausschneiden des dichten Stoffes betrifft, auf die schon früher gegebenen Regeln, nur in Bezug auf die weiß hervortretenden Figuren bemerken wir noch, daß dieselben durch theilweise Ausfüllung mit Steppstichen ausdrucksvoll und weniger monoton erscheinen würden, so z. B. bei den Rosenblättern des inneren Randes könnte man die Seite, welcher man Schatten geben will, mit Steppstich ausfüllen, die andere frei lassen. Alle feinen Athern in Blättern und Blumen werden in feinem französischem Stielstich ausgeführt. [2243]



Lopase.



Fides.

Sommermäntel.

Originale des Magazins von Theodor Morgenstern, Paris, Rue l'Equiquier 8; Berlin, Friedrichstraße.

Die Hüllen, welche gegen die Kühle eines Sommerabends uns zu schützen bestimmt sind, haben allmählig, seit der Shawl nicht mehr alleiniges Vorrecht der Damen ist, sich immer verschiedener der Mantelform zugeneigt, und das ist nicht zu beklagen, denn ein leichter Mantel von so phantasievoller Gestalt, wie die Mode gegenwärtig sie gestattet und schafft, vereinigt die Grazie eines Shawls mit der größeren Bequemlichkeit des Mantels.

Was wir kürzlich über Frühlingmäntel berichtet, gilt mehr oder weniger auch von den Sommermänteln; die Stoffe sind, wie bei jenen, leichtes Damentuch und Sommervelour, zu leichteren Mänteln Cashmir; Kragen (wirkliche oder nur durch die Garnitur gebildete) werden eben so häufig an denselben getragen, als die Capuchons, letztere natürlich nicht aus schwerem Stoff, z. B. nicht von Sammet, welcher höchstens als schmale Einfassung oder als Bestandtheil der Garnitur seinen Platz findet.

Durch eine Reihe von Abbildungen machen wir unsere Leserinnen mit modernen Formen der Sommermäntel bekannt, deren Originale sämmtlich dem Magazin von Theodor Morgenstern (Paris und Berlin; Berlin, Friedrichs- und Behrenstraßenecde) entnommen sind. Die Vielseitigkeit dieses Magazins an allen Arten moderner Confections macht eine Auswahl schwer, doch hoffen wir in derselben glücklich gewesen zu sein und solche Mäntel gewählt zu haben, deren Eigenthümlichkeit in Schnitt und Garnitur ein besonderes Genre vertritt. Die Unterschiede des ersteren sind in der That weit geringer, als die der letzteren. Der Schnitt, mehr oder weniger eine Variation des Talma, erhält fast immer seinen Charakter erst durch die Garnitur, welche hauptsächlich aus zierlichen und reichen Posamentierwerken besteht.

Als Ausnahmen (obgleich jeder in verschiedener Art) sind die Mäntel Lopase, Fides und Casaque zu bezeichnen; der Fides, wegen der plastischen Einfachheit des Schnittes, welche ihn besonders geeignet macht zum unzertrennlichen Be-

gleiter der Damen auf der Reise ins Bad, wo eine wohlkleidende, leicht umzulegende Verhüllung wünschenswerth ist.

Der zuletzt erwähnte Mantel: Casaque, welcher in so origineller Verschmelzung Mantel und Käcken vereinigt zeigt, daß man ihn kaum einen „Mantel“ zu nennen wagt, hat Vorzüge ganz entgegengesetzter Art, welche gewiß Mancher unserer jugendlichen Leserinnen ins Auge fallen werden.

Die originelle Schönheit beider Mäntel veranlaßt uns, in dem nächsten Supplement unserer Zeitung mindestens den Schnitt des Einen mitzutheilen; wahrscheinlich aber, wenn es der Raum irgend gestattet, Beide.

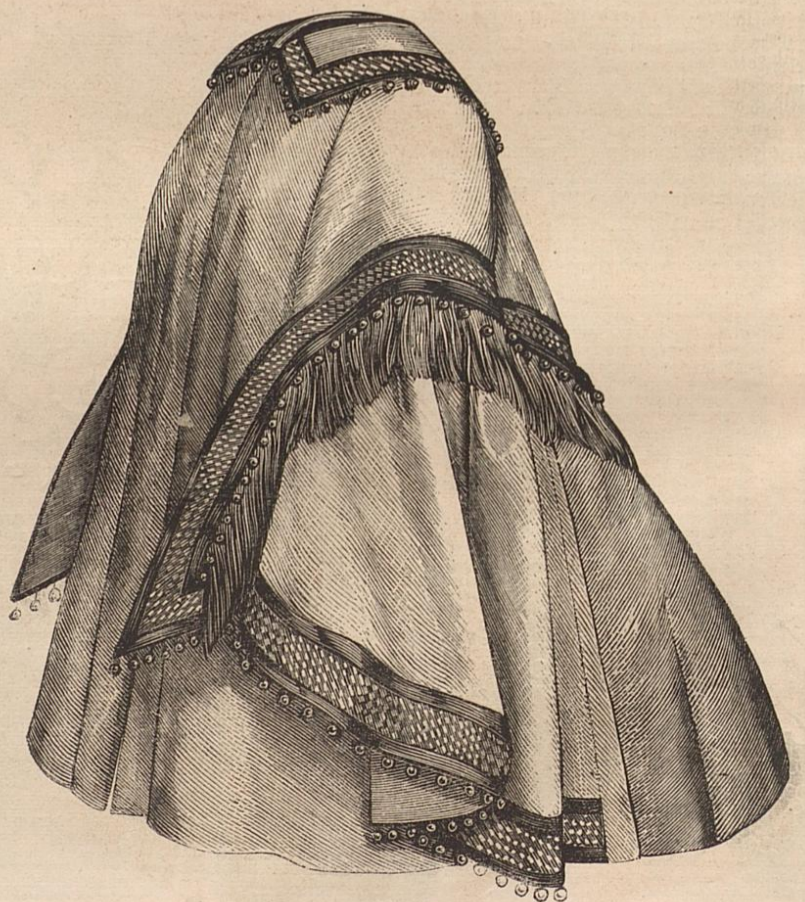
Wir gehen zu der Beschreibung der einzelnen Modelle über.

Lopase.

Burnous in Form eines spitzen Tuches von grauem, fein geripptem Sommervelour, hinten ohne Naht und an den vordern Enden gerade geschnitten. Die Schulterform wird durch Einschnitte von $\frac{3}{16}$ Elle Länge gebildet.



Helene.



Piccolomini.



Florida.

Futter von grauer Seide, schräg geschnitten, damit es der Elasticität des Ueberzugs nachgebe; in der Mitte des Rückens mit einer Naht.

Besatz von carrirtem Sommerselour in grauer Schattirung, unten $\frac{5}{16}$ Elle breit, an dem tuchartigen Ansatz in halber Breite sich wiederholend. Schmale Einfassung um den Mantel und den oberen ungefüllten tuchartigen Ansatz von grauer Seidenborte. An beiden vorderen Zipfeln eine reiche Quaste.

Länge des Mantels an den vorderen Enden und dem hinteren Zipfel $1\frac{3}{4}$ Elle.

Fides.

Mantel aus leichtem, hellgrau und weiß gestreiftem Sommerselour. — Einfassung von braunem Nepp, Futter des Capuchons und Einfassung des Ueberlags an demselben ebenfalls von braunem Nepp. Der untere Rand des Mantels bildet 5 Spitzen, welche, mit Ausnahme der Spitze des Mittentheils, durch große Quasten verziert sind. Die Weite des Mantels selbst, durch den Arm aufgenommen, formt und erfest zugleich den Aermel.

An der Spitze des Capuchons eine Quaste, zwei vorn am Schluß des Mantels im Verein mit großen Knöpfen, welche wie die Quasten aus brauner, grauer und weißer Seide gefertigt sind.

Helene.

Mantel im Talmaschnitt von dunkelgrauem Sommerselour, mit Franzen derselben Farbe besetzt. Am Halsauschnitt ein kleiner hinten spitzer Kragen, in der Mitte des Mantels eine aus Franzen gebildete Garnitur, welche ebenfalls die Form eines spitzen Kragens hat. Vorn mit Zipfeln geschnitten, beträgt die Länge des Mantels $\frac{5}{4}$ Elle, hinten etwas mehr.



Casaque.

hes, tief hinabreichend, mit Moiré antique verziert und vorn herunter, so wie an den Seitennähten entlang mit kleinen Quasten reich besetzt ist.

Das Jäckchen hat um den Halsauschnitt einen durch entsprechenden Besatz gebildeten kleinen Kragen und wird vorn mit Sakten geschlossen.

Piccolomini.

Mantel von hellgrauem Tuch mit kleinem Kragen am Halsauschnitt und einem Besatz aus breiten braunseidenen Schrägstreifen, auf welchem eine zollbreite grauseidene Borte angebracht ist. Grau drillierte Franze von der Breite $\frac{1}{2}$ Viertel Elle, an deren Ansatz eine dichte Reihe grauseidener Glöckchen befindlich. Der Besatz, auf dem Rücken die Form eines Tuches beschreibend, zieht sich nach vorn an dem Theil des Mantels hin, welcher zur Bedeckung der Aermelinschnitte dient.

Länge des Mantels $\frac{5}{4}$ Elle, untere Weite $3\frac{3}{4}$ Elle.

Florida.

Mantel von hellgrauem Sommertuch mit drillierte Seidenfranze derselben Farbe; tuchartig geschnitten und verziert durch sechsmaligen Besatz schmaler brauner Seidenfranze, mit braunem Sammetbändern aufgesetzt. Der gleiche Besatz, doch in nur fünfmaliger Wiederholung, bildet in der Mitte des Mantels ein Tuch mit spitzem Zipfel. Länge des Mantels $\frac{5}{4}$ Elle.

Casaque.

Von grauem Tuch, eine nur für jüngere Damen passende Façon, aus einem eng anschließenden Jäckchen bestehend, dessen vorderer Theil allein sichtbar, während das Mittentheil, welches deshalb auch jeder Aus schmückung entbehren kann, verdeckt wird durch eine Art Mantille; der Besatz derselben besteht aus drei nebeneinander laufenden Streifen von grauem Moiré antique, der mittlere breiter als die Seitenstreifen, und sämmtlich mit schwarzen Soutacheborten besetzt. Außerdem ist dieser große Kragen mit drillierte seidener Franze und Glöckchenborte garnirt, eben so der untere Rand des vorderen Jäckchens, wel-

Aladin.

Kleiner Mantel in Talmaschnitt von hellgrauem Sommerselour. Unten einfach gesäumt, um den Hals und vorn herunter mit brauner und schwarzer Sammetborte in der Weise besetzt, wie die Abbildung zeigt. Capuchonartiger Ansatz mit breitem Ueberschlag, welcher dreimal mit Borte besetzt ist. Dieses Capuchon reicht bis zu den Schultern, woselbst der Ueberschlag in zwei flachen Falten zusammengenommen und befestigt ist vermittelst eines Geflechts von grauseidener Schnur, welches an den Schultern epaulettenartig angebracht ist, und dessen verschlungene Enden mit langen Quasten versehen sind.

Länge des Mantels: vorn eine reichliche Elle, hinten $1\frac{1}{2}$ Elle.

Camara.

Aus leichtem braunem Velour verfertigt und statt der Pelzverine mit einem Doppel-Shawl versehen, welcher mit Sammetborten in griechischem Zackenmuster verziert ist. Dicht an der zum Schließen des Mantels bestimmten Knopfreihe wiederholt sich dieses Muster, doch nur auf der Seite, welche überschlägt. Der gleichsam den Aermel bildende Shawl ist an den Seiten durch Knöpfe an den Mantel befestigt, wie die Abbildung sehen läßt. Der untere Besatz desselben zeigt dieselben Borten zu geraden Streifen verwendet.



Aladin.



Camara.



1305.

Dezigns zu Kandel-, Betpult- und Altar-Decken in Filet- und Häkelarbeit.



Designs

zu Kanzel-, Betpult- und Altar-Decken in Filet- und Häkelarbeit.

Auf mehrfach ausgesprochenen Wunsch sehen wir uns veranlaßt, eine Auswahl solcher Muster in Filet- und Häkelarbeit mitzutheilen, welche zur Ausschmückung der Kirchen geeignet sind.

Um verschiedenen Forderungen dieser Art gleichzeitig zu genügen, geben wir Vorten, Eck- und Mittelstücke zu großen und kleinen Altartischen, zu Kanzel- und Betpultdecken.

Die Ausführung derartiger Muster in Filet- wie in Häkelarbeit ist so leicht und allgemein bekannt, daß eine Erklärung derselben unersparlich bleibt und wir nur noch die einzelnen Nummern namhaft zu machen haben:

Nr. 1. Mittelstück einer großen Altardecke.

Nr. 2. Eckstück zu einer solchen.

Nr. 3. Eckstück zu einer kleinen Altar- oder Kanzelpultdecke.

Nr. 4. und 5. Mittelstücke zu kleinen Altar-, Kanzelpultdecken u. s. w.

Nr. 6. Bordüre zu einer kleinen Altar- oder Kanzelpultdecke.

Nr. 7. Bordüre zu einer großen Altardecke.

Jede solche Decke erhält als Vollendung eine schwere weißbrillirte Franze.

[2248]

Borte

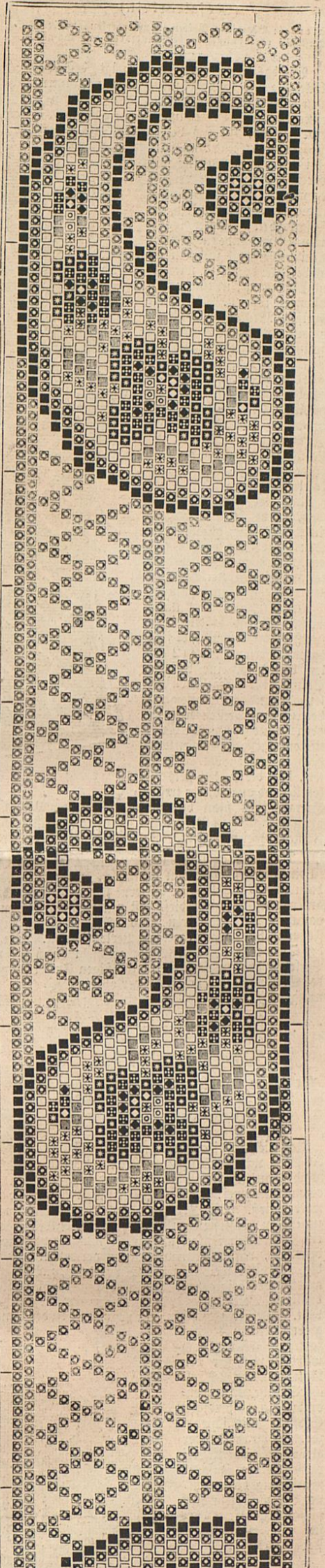
zu Kleidern, Burnous, Mänteln in Knäuel- und Zupren.

Die Mode und der Zeitgeschmack fordern, daß Stickereien an obengenannten Garderobe-Artikeln stets in derselben Farbe ausgeführt werden, wie der Stoff des Kleides, Mantels oder Burnous, dieser Stoff sei nun Sammet, Tuch, Seide oder Cashmir; die Regel gilt auch für das vorliegende graziose Muster, welches, dem modernen Geschmack angemessen, jedes der genannten Kleidungsstücke auf gediegenere Weise zu schmücken vermag, als die reichste Posamentierarbeit.

Die Genauigkeit der Schraffirung macht eine detaillierte Anleitung zur Stickerei des Musters unnöthig, und bemerken wir nur noch schließlich, daß als Verzierung eines Kleides mit doppeltem Rock (à deux jupes) diese Borte, je nach dem Stoff der Robe entweder mit gleichfarbiger Seide oder Mooswolle über den glatten Saum des zweiten Rocks gestickt, von eleganter Wirkung sein würde.

In bunter Ausführung auf Tuch, Tibet oder andern Wollenstoff eignet sich dieses Muster auch zu Vorten um Negligé- und Papierkörbe, und bleibt es dem Geschmack der Stickerin überlassen, die Farben der Stickerei nach der Farbe des Grundstoffes effectvoll zu wählen.

[2249]



◻ Krystall, ◻ milchweiss, ◻ hellgrün, ◻ dunkelgrün,
 ◻ bronzegold, ◻ hellroth, ◻ mittelroth, ◻ dunkel-
 roth, ◻ schwarz, ◻ Kupferperlen.

Stoßenzug.

Borte

zu Kleidern, Burnous, Mänteln u. s. w.

Muster zu einem Glockenzug.

(Mosaikarbeit.)

Material: Böhmishe Perlen, Kupferperlen, weiße Guitpürechnur oder dünner weißer Bindfaden zum Schnüren.

Wie das vorliegende Muster zeigt, besteht dieser Glockenzug aus dichten buntschattirten Palmen und einem netzartigen Geflecht von weißen Perlen. Die Palmen werden zuerst, für sich bestehend, gearbeitet, und kann man dabei ganz nach Willkür mit jeder beliebigen Reihe verjert liegender Perlen beginnen — ja die Eigenthümlichkeit der Mosaikarbeit gestattet sogar, daß mehrere Hände zugleich sich dabei betheiligen und ein an sich bedeutendes Werk, wie diesen Glockenzug, in kurzer Zeit vollenden können. Das innere türkische Muster der Palmen ist auf milchweißem Grunde auszuführen und kann man für dasselbe die Farben nach Angabe der Typen oder in anderer beliebiger Zusammenstellung wählen. Eine hübsche Veränderung wäre namentlich, wenn man im Innern der Palme die an's Schwarz grenzende Krystallperlenreihe dunkelblau arbeitete.

Nach Beendigung der Palmen, welche, da sie rechts und links gleich sind, allenach einer Seite gearbeitet werden können, beginnt man dieselben in der auf dem Muster angegebenen Weise zusammenzufügen.

Aus Krystall- oder milchweißen Perlen arbeitet man zuerst die auf dem Muster sichtbaren 3 Perlenreihen (2 Perlen breit) an eine beliebige Palme in der angegebenen Perlenzahl, und schlingt sie an die betreffenden Stellen einer andern Palme fest, welche der ersten entgegengekehrt stehen muß; doch ist dabei wohl zu beachten, daß die Perlen stets verwechselbar aneinander treffen. Hierauf füllt man die Zwischenräume der Perlenreihen netzartig mit gleichen Perlen aus, wozu das Muster selbst die deutliche Anweisung giebt. Selbstverständlich ist diese letzte Erklärung auch für das verbindende Perlengeflecht, in der Biegung ist eine große Quaste von demselben Material. Man läßt sich dazu vom Drechsler eine hölzerne Form in Gestalt einer Glocke anfertigen, überzieht diese erst mit weißem dichten Zeug, alsdann mit Perlenreihen, und umgiebt den untern Rand dieser Form mit langen gedrehten Perlenfransen. Die Befestigung der Quaste an den Glockenzug geschieht durch mehrere einzelne Perlenreihen, welche, in regelmäßigen Entfernungen am Ende des Glockenzuges befestigt, in der oberen Öffnung der Quaste sich vereinigen. [2247]

Muster zu Schuhen

für kleine Kinder von 1/2 bis 1 Jahr.

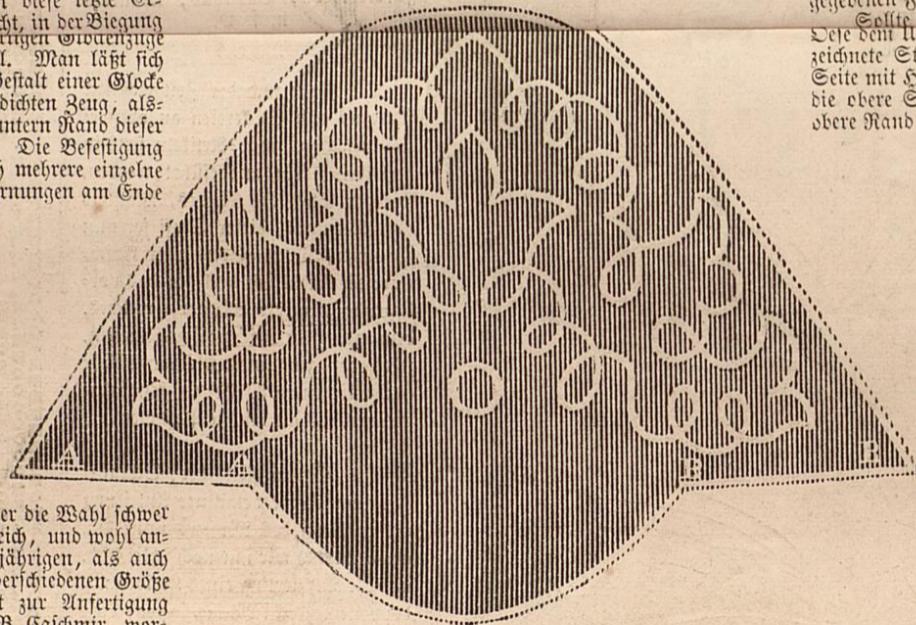
Material: weißer Caschmir, farbige drillierte Seide oder schmale Lige, weißer feiner Shirting zum Futter.

Von vielen unserer Abonentinnen ist uns die Bitte um ein Muster zu kleinen Kinderschuhchen ausgesprochen worden; wir bringen deren heute zwei, da uns die Zierlichkeit Weiber die Wahl schwer werden ließ. Die Größe der Schuhe ist gleich, und wohl anzunehmen, daß sie eben so leicht einem halbjährigen, als auch ein Jahr alten Kindersüßchen, je nach der verschiedenen Größe desselben, passen können. Man verwendet zur Anfertigung dieser Schuhe weiches feines Wollzeug, z. B. Caschmir, worauf sich das beigegebene Dessin eben so wohl in Kettenstich mit drillirter Seide, als auch mit schmaler Besatzlize ausführen läßt. Weißer Caschmir, mit rosa, cerise oder blauer Stickerei, giebt allerdings den zartesten Effect; doch würden wir für den täglichen Gebrauch solcher Schuhe zur Anwendung eines farbigen Stoffes, mit schwarzer, hellgrauer oder gleichfarbiger Stickerei rathen. Die Zusammenfügung dieser kleinen Schuhe ist sehr einfach und auf dem Muster selbst durch Buchstaben angegeben.

Nr. 1. Wie aus der Abbildung ersichtlich, hängt bei diesem Muster das Obertheil mit der Sohle ohne Naht zusammen, und ist die Form der Sohle mir



Nr. 1. Muster zu Kinderschuhchen.



Nr. 2a. Muster zu Kinderschuhchen, Vordertheil.



Nr. 2b. Muster zu Kinderschuhchen, Seitentheil.

angegeben, danach eine Einlage von steifer Leinwand innerhalb des Schuhs zu befestigen und diesem dadurch mehr Halt zu geben. Um die Füßchen eines Kindes für die ersten Versuche des Gehens auszurüsten, wäre es nicht unzweckmäßig, eine Sohle von weichem Leder außerhalb des Schuhs anzunähen. Der Einschlag der Nähte ist auf dem Muster mit berechnet, darf also beim Zuschneiden des Oberzeuges, so wie des Shirtingsutters nicht zugegeben werden.

Der Schuh wird von der Spitze, also von A bis B zusammengenäht. Die 3 Buchstaben A müssen beim Annähen der Spitze sich begegnen und wird das obere Theil derselben beim Annähen an das untere etwas angehalten. Die beiden Linien C werden ebenfalls zusammengenäht und alsdann die beiden Linien D verbunden. Beim Nähen werden stets 3 Theile des Stoffes zusammengefaßt, der 4. (Futtertheil) mit Saumstichen über die Nahtränder genäht. Der Schlit ist zu beiden Seiten, an den auf dem Muster bezeichneten Stellen, mit Schnürlöchern zum Zuschnüren versehen, denen man zur größeren Haltbarkeit einen schmalen Streifen fester Leinwand unterlegt. Der obere Rand des Schuhs wird mit einer passenden Seidenfranze garnirt.

Nr. 2. Beim Zuschneiden zweier Schuhe nach diesem Muster ist besonders darauf zu merken, daß man die beiden Seitentheile nicht für einen Fuß passend schneiden, indem die zum Ueberrücken bestimmte Klappe nach außen fallen muß. Die beiden Theile des Schuhs sind in der Weise zusammenzufügen, daß die Linien A und B der Seitentheile auf die gleich bezeichneten Linien des Vorderblattes bis dahin, wo der

letzterem der Bogen beginnt, rechts aufgesteppt werden. Das Futter übernäht man auf der linken Seite mit Saumstichen. Die zu diesem Schuh gehörige Sohle ist nach der auf Nr. 1 angegebenen Form zu schneiden und passend einzunähen.

Sollte man die leichtere Art des Schließens mit Haken in der Form des Ueberrückens vorziehen, so wäre die zu Knöpfen bezeichnete Stelle mit Seidenösen, die Klappe auf der inneren Seite mit Haken zu versehen und die Knöpfe als Verzierung an die obere Seite der Klappe zu befestigen. Letztere, sowie der obere Rand des Schuhs wird mit schmalem Seidenband, übereinstimmend mit der Farbe des Stoffes oder der Stickerei, eingefast; auch kann man statt dessen das Oberzeug und das Futter gegen einander einschlagen und mit Kettenstich oder Lige eine einfache oder doppelte Linie den Rand entlang nähen. Jedenfalls ist es nöthig, den oberen Rand des Seitentheils beim Einfassen etwas einzuhalten, damit er einen festen Schluß erhält. [2244]

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 17.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Mai 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

V. Band.

Mai.

Sonett.

„Mai“ heißt des Schöpfers zärtlichster Gedanke,
Ein Vatergruß, den Kinder wohl verstehen,
Dem — wie die Däfte einer Blütenranke —
Des Glückes sanfte Genien entwehn.

„Mai“ heißt der Augenblick, wo jede Schranke
Wir zwischen Erd' und Himmel fallen sehn,
Wo auch der Arme „lebt“, wo selbst der Kranke,
Ja der Verbrecher fühlt: Die Erd' ist schön!

Die Erd' im Mai . . . als bräutliches Gescheide
Fügt einen Schmuck sie still dem andern zu,
Begrüßt den eignen Reiz mit stolzer Freude,
Sich selber eine fromme Augenweide —
Und spricht zum Himmel dann in sel'ger Ruh:
Nun liebe mich — ich bin so schön als Du!

Marie Harrer.

Der Weg zum Lachen.

Von

Jakob Corvinus.

Schluf.

9.

„Ja, ich will nach Hause gehen!“ sagte der Professor der Astronomie Jodocus Homilius, trank einen kleinen Schluck Zuckerswasser und schüttelte sich, als ob ihn fröstelte. „Uf!“ sagte er und schaute zu einer lichten Stelle zwischen dem Baumzweig über ihm empor. Eine kleine, rötliche Wolke zog langsam am Abendhimmel daher, und unwillkürlich verfolgte der Alte sie mit dem Auge.

„Wenn sie vorüber ist, marschiere ich ab!“ sagte er.
Der Professor Homilius war ein systematischer Mann und berechnete gern Alles, was er that oder ließ; er erschrak daher nicht wenig, als er sich nach einer halben Stunde noch immer in

die Luft starrend fand. Er hatte nicht bedacht, daß in gewissen Seelenstimmungen der unbedeutendste Fleck dem Menschen zu einem Theater werden kann, auf welchem Alles mit der größtmöglichen, wenn auch unbewußtesten Aufmerksamkeit verfolgt wird. Auf ein düstiges Volkengebilde war ein anderes gefolgt; einzelne Vögel, Schaaren weißer Tauben waren hin und her geschossen, Mückenwolken hatten vor der Nase des gelehrten Mannes getanzet und sonderbare, seltsame, wehmüthig-lustige Gedanken hatten sich zwischen das Alles geschlungen, segelnd mit den Wolken, flatternd mit den Vögeln, tanzend mit den Mücken. —

„Oh, oh, oh,“ sagte der Professor, als er endlich durch ein trocken's Zweiglein, welches ihm auf die Nase fiel, erweckt wurde. Ein warmer, düstender Windhauch, von Süden her, bewegte das Blätterwerk der Laube und schüttelte auf den Tisch, auf das Lieberbuch des Quintus Horatius Flaccus, in das Glas Zuckerswasser des gelehrten Mannes und auf den gelehrten Mann selbst, neckisch, seinen Regen von welken und grünen Blättchen, trocknen Blütenhüllchen, Käfern und Raupen.

Ueber die Ode: „D Venus, Königin von Cythos und von Baphos“ — lief eine kleine, rothe Glücksspinne, und in dem Wasserglase zappelte ein winziges Käferchen mit goldglänzenden



Der Mai.

Flügeldecken und suchte sich vergeblich auf ein Blütenblatt zu retten. Es ruderte, — es arbeitete mit seinen Beinchen, — verzweiflungsvoll, — es sank! ...

„Hm, hm!“ brummte der Professor, „ist doch ein schöner Abend; — wir wollen den kleinen Kerl retten!“

Mit dem hölzernen Löffel wurde das kleine Wesen hervorgeholt und aufmerksam betrachtete es der Professor, wie es regungslos in seiner hohlen Hand lag.

„Es ist todt! — Nein, — halt! — es bewegt ein Bein! — Sollte es wohl wieder zum Leben erwachen? — Wahrhaftig, wahrhaftig! Es sucht wieder auf seine Füße zu kommen! Hm, hm; ich wollte, ich könnte hier eine Parallele ziehen! — Da fliegt es hin!“ ...

10.

„Es ereignet sich doch Mancherlei in der Welt!“ sagte der Professor Jobocus Homilius und wiegte bedächtlich das Haupt. Wie kam er plötzlich von dem wieder aufgelebten Käferchen auf den jungen Handwerksgehilfen, der vor einigen Stunden von der Pumpe vor seinem — des Professors — Fenster seine Wandererschaft angetreten hatte? Was ging dem gelehrten Herrn in diesem Augenblick die kleine, traurige Dienstmagd an, die jetzt wahrscheinlich schluchzend in ihrer verrauchten Küche saß?

„Ich bin doch eigentlich recht verkümmert!“ brummte der Professor und schielte seitwärts auf seinen Regenschirm, der neben ihm auf der Bank lag. — Er athmete aus voller Brust auf.

„Wie ist mir denn? das Zuckerrwasser kann mich doch nicht berauscht haben?“

Was würde Frau Magdalena gesagt haben, wenn sie ihren Herrn in diesem Augenblicke gesehen und gehört hätte? Der alte Burfsche hatte beide Beine weit von sich gestreckt, die Hände auf den Magen gefaltet und — brummte — nach dem Abendhimmel hinaufblinzeln — ein Studentenlied seiner Jugend vor sich hin.

„Ich wollte, — ich hätte — Jemand, mit dem ich jezt — ein — Glas Wein trinken könnte!“ Der Herr Professor — liebt — hm — kein Collegium, drum ist es besser ...“ Ich glaube, ich komme doch noch einmal zum Lachen!

Der Alte hatte seinen Horaz aufgegriffen und schlug damit den Takt zu seinem Gebrumm. Eben hätte er beinahe das Buch in seinem taumelnden Behagen in die Luft geworfen, um es wieder zu fangen, als es ihm glücklicher und anständiger Weise entglitt und zur Erde fiel. Es schlug auseinander, und als der Professor es aufnahm, warf er natürlich einen Blick auf die zu Tage liegenden Seiten und — erblickte — einen — Druckfehler in der Ode an die Lydia!! ...

„Oh, oh, oh!“ brummte er, und fast hätte er Alles um sich und in sich wieder darüber vergessen. Die Unterlippe hing schon an herabzusinken, als plötzlich ein Name, der über die Seite hingekritzelt war, seinen Blick fesselte und den Gesichtsausdruck des gelehrten Mannes total veränderte.

11.

„Natalie Born!“ sagte der Professor.

12.

War das noch dieselbe Laube von Geißblattranken, Holunder und jungen Buchen? War das noch derselbe Professor der Astronomie Jobocus Homilius vor dem alten wacklichen Tisch? Hatte ein Zauberstab die Laube, den Tisch, das Glas Zuckerrwasser und den alten Herrn selbst berührt? War das Wort „Natalie“ eine Zauberformel, vor welcher alle vertrockneten, versandeten Quellen des Lebens von Neuem aufsprudelten, vor dem das Tobte auferstand und das Gegenwärtige Vergangenheit wurde?

„Natalie!“ sagte der Professor und senkte sinnend das Haupt. Er nahm den Hut ab und blickte lange vor sich hin, sein Auge ward feucht, eine — Thräne rollte langsam über die runzlige Wange des alten Mannes: — der Professor war auf dem besten Wege zum — Lachen!

„... Es wäre Manches anders gekommen! ... es hätte Manches anders kommen müssen!“ murmelte der Alte ... „O Natalie Born, Natalie Born! — Ach, es war nicht deine Schuld. ... Du sie wohl noch lebt? Ob sie wohl glücklich ist? — Träume ich denn oder wache ich?“ fuhr er lauter fort. „Bei Gott, wenn ich mich nicht durch eine Gewaltthat ermuntere, wird es mir gehen wie dem Zauberer Merlin in seiner Waldwibnisi! ... Kellner, Kellner! Heda, Kellner, eine — Flasche Wein — Rheinwein! ... O, Natalie Born!“ ...

13.

„Hier, Herr!“ sagte der Kellner, den begeherten Trank auf den Tisch stellend und mit einem eigenthümlichen Blick auf den alten Herrn das Glas Zuckerrwasser fornehmend.

„Was hindert mich, noch einmal jung zu sein?“ rief der Professor, ein gefülltes Glas gegen das Licht haltend:

„Der Erinnerung!“

Eine wohlthuende Wärme durchströmte den Alten.

„Dem Leben! ... Ich wollte, — ich sähe hier nicht so allein!“

„Dem Vergangenen! ... Ich will mit der Erinnerung trinken.“

„Dir, — dir — Natalie Born! Natalie Born!“

Eine kleine, weiße Hand, die zwischen den zierlichen Fingern ein gefülltes Weinglas hielt, schob sich vorsichtig leise zwischen dem Geizweig im Rücken des Professors durch; zwei braune zwischen Lachen und Weinen funkeln Augen leuchteten aus dem Grün hervor. Der Hand folgte ein hübscher, runder Arm, und — der Professor schrad nicht wenig zusammen, als sein Glas plötzlich berührt klang, und eine weiche Stimme wie ein süßes Echo seinen Trinkspruch aufnahm und sagte:

„Natalie Born!“

14.

Mit weitoffenen Augen schaute der Astronom in das Gesichtchen, welches jetzt ganz aus dem Blätterwerk neben ihm lugte, wie ein Genietkopf aus einem Blumenkranz von Cornelius de Heem. Er fuhr mit der Hand über die Stirn: War sein langes Leben wirklich nur ein Traum gewesen? War er allein alt und grau geworden, während Alles um ihn her jung und blühend geblieben war?

„Natalie, Natalie!“ murmelte er, „bist du es? Sprich, sprich! bist du es wirklich, Natalie Born? Habe ich nur geträumt? — Träume ich?“

„Ich heiße Ida Weber,“ sagte das junge Mädchen. „Meine Mutter und mein Vater“ ...

„Ida Weber? Ida Weber!“ murmelte der Professor.

„O, o — und deine, — Ihre Mutter war — ist — heißt — Natalie“ ...

„Natalie Born! Verzeihen Sie, daß wir Ihr Selbstgespräch belauscht haben, Herr Professor Homilius! Sehen Sie da“ —

„Ich träume, ich träume!“ rief der Gelehrte. — Ein ältliches Paar — eine freundliche, grauhaarige Frau, gestützt auf den Arm eines behäbigen Mannes — erschien an dem Eingange der Laube des Professors.

„Guten Abend, Homilius!“ rief der Mann, lachend seine Hand dem Professor entgegenstreckend. „Kennst du mich nicht mehr? Meine Frau scheint dir noch gar gut zu kennen! Na, na, alter Junge, — eifersüchtig werde ich nicht mehr. Sieb ihm die Hand, Natalie, geborne Born, verehelichte Weber!“

Die Frau machte sich von dem Arme ihres Gatten los, faßte beide Hände des Professors, der einem erweckten Nachtwandler gleich dastand, und schüttelte sie herzlich.

„Wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen!“ sagte sie.

„Ich träume, ich träume!“ rief der Astronom.

„Und hier ist unsere Tochter!“ rief der alte Weber. „Komm heran, Thörlin! — Was meinst du dazu, Jobst? He, willst du sie haben?“

Erstbünd drängte sich das junge Mädchen an ihre Mutter, drehte sich aber rasch nach einem plötzlich eintretenden jungen Manne um, der die letzten Worte des alten Weber gehört haben mußte; denn mit eifriger Stimme rief er:

„Ich protestire, ich protestire! Verschonen Sie gefälligst, was Ihnen gehört, Papa Weber! Was der Papa sich doch einbildet, Ida“ ...

„Ja wohl, Papa, du weißt:

Einmal gegeben und wiedergelassen,
In die Hölle gekommen!“

rief Ida und ward dabei wo möglich noch röther als zuvor; der Papa Weber fragte sich lächelnd hinter dem Ohr und sagte: „Jobst, Jobst, ich glaube, du bist wieder einmal zu spät gekommen!“

„Alter Freund!“ sagte Natalie, indem sie sich zu dem Professor, der auf seine Bank gesunken war und von Einem zum Andern schaute, herabbeugte, „alter Freund, ich — freue mich — in der That sehr, Sie wiederzusehen!“

„Na, Alte!“ rief Weber und wandte sich, komisch die Achseln in die Höhe ziehend, an den jungen Mann. „Da hast du das Weibervolk, Friß! laß es dir eine Warnung sein!“

Dann wandte er sich wieder an den Professor. „Erlaube, Jobst, daß ich dir hier meinen künftigen Schwiegerjohn, den Herrn Supernumerar Galldorf, einstigen Vicesuperintendentenamtamterjustizcollegialdeputationsassistentenrath vorstelle! — Herr Professor Homilius — Herr Friedrich Galldorf, — und umgekehrt!“

Der Professor machte zwar seine Verbeugung, aber sein Auge hing wie festgebannt an dem lächelnden Gesichtchen Idas. War es doch dieselbe sonnige Stirn, dasselbe klare Auge, in welchen sich ihm vor langen, langen Jahren einmal Alles concentrirt hatte, was ihm die Welt Schönes und Seliges bieten konnte! Eine unendliche Wehmuth bemächtigte sich seiner, ein Gefühl, welches nur durch den Begriff — Heimweh bezeichnet werden kann. Himmel — leitet die deutsche Sprache von dem alten Worte Heime, Heimath — ab, und des Menschen Heimath ist im — Glück. Sehnt sich das Erdenkind nach einem höheren, seligeren Glück, seiner weiteren, — unbekannt Heimath, so nennt es sein Sehnen — Glaube; sehnt es sich nach einem verlorenen irdischen Glück, so nennt es sein Sehnen — Heimweh!

„O Jugend, Jugend!“ seufzte der Professor und schauete in alle die alten und jungen lächelnden Gesichter um ihn her.

„Da kommt die Schwester Cäcilie mit den Kindern!“ rief Ida. „Hierher, hierher, Schwager!“

15.

War es möglich, daß ein Ehepaar eine solche Schaar von Kindern aufweihen konnte?! — Von allen Größen waren sie plöglich da, und kamen jubelnd in die Laube gestürzt, — eine wahre Sturmfluth rothwangiger Gesichter! Kinder überall! — Auf dem Tische, unter dem Tische, an den Rocksößen des Großvaters, an den Kleibern und auf den Armen der Großmutter und Tante saßen sie, krochen sie, hingen sie, ohne daß man wußte, wie sie dahin gekommen waren.

Ganz betäubt saß der Professor da. „Das ist mein Schwiegerjohn, der Affessor Weber, das ist meine älteste Tochter Cäcilie!“ schrie ihm der Großvater Weber ins Ohr. „Hier, Leutchen — Wetter, kann man wohl sein eigenes Wort hören?! hier, der Professor Homilius, — ein Jugendfreund von uns beiden Alten! — Ist es denn nicht möglich, diesem wilden Heer die Mäuler zu stopfen?! Heda, junges Volk! Achtung! — Wer in zehn Minuten die meisten Schneckenhäuser gefunden hat, ist der — Beste, und kriegt — das dickste Butterbrod! Fort mit Euch!“ ...

Hurrah! Allgemeines Getümmel! Freudengeschrei! Aufbruch nach allen Seiten! — leer die Laube!

„Gottlob!“ rief der Großvater, lächelnd wie ein Diplomat nach einem gelungenen Staatsreich. „Also, Cäcilie,

Affessor! — hier — der Professor Jobst Homilius, ein großer Gelehrter, Kinderfreund und — Bewunderer des schönen Geschlechts, einst mein“ ...

„Nimm dich in Acht, Alter!“ rief lächelnd die Großmutter.

... gewaltiger Widersacher, der mir beinahe einmal das Lebenslicht ausgeblasen hätte, weil — nun — ich Schweige ja schon! Ein braver Schläger — du kannst hier noch die Narbe sehen, Affessor! Hurrah, Jobst! — jetzt wollen wir aber auch unser Wiedersehen feiern, alter Trummer! Haben wir hier Alle Platz?“

„Wir Alten wohl!“ rief der Professor, seinen Regenschirm von der Bank schleudernd. „Aber die Kinder?! da kommt schon Einz, — da ein Zweites! Die Kinder müssen dabei sein!“

„Wir wollen den — Onkel Homilius mit in unsere Laube nehmen,“ sagte Ida. „Sein Sie fröhlich, Onkelchen — wir wollen schon gute Freunde werden! Wenn ich Sie besuche, lassen Sie mich auch wohl einmal durch ein großes Fernrohr nach dem Monde gucken; — nicht wahr?! das ist einer meiner höchsten Wünsche!“

„Nun, kleines Volk, wer hat die meisten Schneckenhäuser?“ fragte der Affessor.

„Ich!“ — „Ich!“ — „Ich!“ — „Ich habe sechs!“ — „Ich habe acht!“ — „Ich habe die meisten!“ ...

„Ach Gott, ach Gott, die reinen Schürzen und Kittel! Liebste, beste Kinder, bringt die Thiere wieder fort!“ rief die Frau Cäcilie. „Bitte, seht sie wieder ins Gras!“ ...

„Kinder!“ rief der Großvater Weber. „Bünnet Ihr wohl diesen Onkel Jobst, wie er da ist, ganz leise und behutsam in die nächste Laube bringen. In dieser ist nicht Platz genug für uns Alle!“

Sechzehn braune, blaue, graue Kinderaugen richteten sich auf den Professor. Stille — wie vor einem ausbrechenden Sturm! Jest! — — Allgemeiner Jubelruf! Sturm, — Dran, — Hurrikane! ... Sechzehn Händchen bemächtigen sich des Alten. Er steht auf den Füßen, ohne zu wissen wie! Er wird gezogen — geschoben; — er schwankt, — er verliert den Hut ...

„Langsam, langsam!“ ruft der Affessor, vergeblich die wilde Schaar von dem Alten abweisend. Den Horaz und den Hut faßt Ida, den Regenschirm und Stock rettet die Großmutter, der halbgeleerten Weinflasche bemächtigt sich der Großvater Weber; — der Professor der Astronomie Jobocus Homilius ist hinter dem grünen Gebüsch der Nachbarlaube verschwunden ...

16.

„Wo mag er nur stecken?“ sagte kopfschüttelnd Frau Magdalena, die angezündete Lampe auf den bücherbedeckten Arbeitstisch in der Studirstube des gelehrten Mannes stellend. Wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist! Da schlägt es schon zehn Uhr! Ich habe seine Schreibereien so schön geordnet; ach Gott ach Gott! wenn er sich nur kein Leid angethan hat?! Die Nachbarin Klappmann hat immer gesagt, er würde sich noch einmal erhängen“ ...

Ein Schritt ließ sich auf der Treppe hören.

„Ist er das? Sein Gang ist's! — Nein, — doch nicht! Wahrhaftig er ist's! — — Alle Heiligen!“ ...

Die gute Frau prallte drei Schritte zurück, als sie die Thür öffnete.

Der Professor trat ein! Frau Magdalena erkannte ihn fast nicht wieder! —

Der Hut saß ihm etwas seitwärts auf dem Kopfe und gab ihm ein ganz jugendliches Ansehen; in der linken Hand trug er einen großen Blumenstrauß und in der rechten schwang er den Stock. Den Regenschirm hatte er verloren.

„Ob ich's wag' und ob ich's thu',
Ob's die Herr'n auch lassen zu?“

Guten Abend, Frau Magdalena!“ sang und sagte er und fuhr fort:

„Himunter den Plunder!
Himunter den Plunder!“

Himunter, himunter, hin — unter mit ihm!“ ...

„O je, o je, Herr Professor!“ stammelte die Wirthschafterin. „Aber Herr Professor“ ...

„Frau Magdalena!“ sagte der Professor. „Ein Wort für tausend! Morgen besucht mich der Hans, der Friß, Fräulein Zettchen, Lottchen, Lieschen, und so weiter, und so weiter — große Gesellschaft habe ich morgen, Frau Magdalena: alte Leute hübsche Leute, kleine Leute, große Leute, niedliche Leute! — Magdalena, sieh doch nicht so verärgert, so — brummig aus — Ha, ha ha! — Eine große Gesellschaft, Magdalena! Großvater und Großmutter, Väter und Mütter, — Braut und Bräutigam! — Wie ich sehe, Magdalena, hast du einmal wieder meine ganzen Schriften und Bücher auf deine Weise geordnet — du hast mich dadurch ärgern wollen — ha, ha ha — ich danke dir dafür! Bin ich nicht Onkel geworden? wer ich nicht bald Pathe, — Gevatter, he?! — Also, — Alles klar gemacht auf Morgen, die Spinnweben heruntergerissen in die Fenster gepust! — Viele Damen kommen und — die hübscheste darunter heißt — Ida! — Ida ist das nicht ein hübsch Name?“ ...

„Der jüngste Tag ist gekommen!“ rief die Wirthschafterin schlug die Hände zusammen und stürzte hinaus.

Der Professor aber füllte ein Glas mit frischem Wasser und setzte seinen Blumenstrauß hinein.

„Ida!“ sagte er. „Einst dachte ich, es gäbe keinen schöneren Namen als — Natalie!“ ...

Er zog seinen alten Lehnstuhl an den Tisch, stützte das Haupt auf beide Hände und richtete das Auge fest auf die Blumen.

„Ich hab's gekonnt! Ich hab's gekonnt! Wer hätte gedacht, daß ich heute noch zum — Lachen kommen würde?“ sagte der Professor der Astronomie Jobocus Homilius. Schüttelte sich dabei wie Jener, der endlich das Gruseln gelert hatte, aber er schüttelte sich vor Behagen. — Hundert Jahre alt kann der Professor Homilius werden! —

Zwei Tulpengeschichten.

Von M. Rosenhahn.

1.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts herrschte beinahe in Holland die Tulpenmanie, die manchen Vätern reich und manchen Kindern arm machte. Denn wie jetzt mit Staatspapieren, so speculirte man damals mit Tulpenzwiebeln, eine gefährliche Speculation, die Diefen zum Bettler und Jenen zum Millionär machte.

In Harlem lebte damals Herr van der Lücken, ein stämmiger Mann, der aber so geizig war, daß er sich und seiner Tochter Cleonore kaum einen Bissen Brod gönnte. Auch van der Lücken speculirte mit Tulpenzwiebeln und hatte sich dadurch ein großes Vermögen erworben. Er verkaufte Tulpenzwiebeln nach England und Frankreich, und ließ sie sich theuer bezahlen.

Die Eucht nach schönen Tulpen war damals so groß, daß manche Zwiebel mit vier-, fünf-, der Semper Augustus sogar mit sechsstaufend Gulden bezahlt wurde.

Herr van der Lücken wußte aus dem Tulpenrausche seiner Landsleute den größten Nutzen zu ziehen. Er gab einer und derselben Zwiebel wohl zehn verschiedene Namen, von denen der eine immer noch leuchtender und glänzender als der andere war. Eine dieser Zwiebeln nannte er Regina mirabilis, ein Name, der gar nicht mit Geld zu bezahlen war.

Eines Tages ließ sich ein Engländer bei ihm anmelden. „Wahrhaftig ein Tulpenliebhaber! Man lasse ihn ein!“ sagte van der Lücken. Der Fremde überreichte dem Tulpenfabrikanten einen Empfehlungsbrief von van der Lücken's Bruder in London, welcher sich seit einer Reihe von Jahren dort niedergelassen hatte. Van der Lücken quetschte eine Brille auf den Sockel seiner Nase und las: „Mein sehr werther Herr Bruder! Der reichste Kaufmann Londons, der eine Reise nach dem Continent unternimmt, um sich dort eine Frau zu suchen, weil er eine entschiedene Abneigung gegen die Schönen seines Vaterlandes hat. Ich gab ihm einen Brief an Dich, weil ich weiß, daß Du eine schöne Tochter hast. Wenn Deine Cleonore ihm gefällt, so bin ich fest überzeugt, daß er sie heirathen wird, und daß Du gern einwilligst, da Master Littleboom ein Vermögen von mindestens 800,000 Pfd. Sterl. besitzt.“

Van der Lücken konnte nicht weiter lesen. 800,000 Pfund Sterling! Die Zahl weckte in seiner goldgerigen Seele eine Unzahl sanguinischer Vorstellungen, die ihn in die heiterste Stimmung versetzten. „Acht mal hundert tausend Pfund!“ sprach er zu sich selbst, und fiel dem Engländer um den Hals, drückte ihn an seine Brust, ließ ihn 3000 Mal willkommen, und lud ihn zugleich zum Frühstück ein.

„Das Frühstück nehme ich an, denn ich habe einen pferdemäßigen Hunger.“ sagte der Engländer.

„Edele Offenherzigkeit, die mich bis zu Thränen rührt,“ erwiderte der Freundschaft heuchelnde Tulpenkaufmann. Er klingelte, worauf ein Diener eintat, dem er ein Wort ins Ohr flüsterte; dieser ging wieder ab und kam bald darauf mit einem Frühstück zurück, das aus Hering, Porter und Käse bestand. „Acht mal hundert tausend Pfund Sterling! Wenn der mein Schwiegerohn würde, ich könnte ihn vor Liebe auffressen,“ so dachte der Holländer und lud den Engländer ein neben ihm Platz zu nehmen.

„Sie sollen eine Tochter haben,“ sprach der Engländer. „Zu dienen, Herr Littleboom.“ „Ist sie schön?“ — „Wunder schön, wie mir aus dem Gesichte geschienen.“ Der Engländer warf einen trocknen Blick auf sein vis à vis, das der Ausdruck der Häßlichkeit selbst war, und konnte sich des Lachens nicht erwehren. „Wie alt ist Ihre Tochter?“ fragte der Engländer. „Siebzehn Sommer,“ antwortete der Holländer. „Könnte ich sie wohl einmal sehen?“ fragte der Engländer. „Gleich will ich sie holen; sie wird aber noch im Neglige sein, denn es ist noch sehr früh; jedoch das hat nichts zu sagen.“ „Au contraire,“ sagte der Engländer; „ist sie blond?“ „Sehr blond,“ sprach der Holländer. „Essen und trinken Sie, als wären Sie hier zu Haus. Gleich bin ich wieder bei Ihnen.“ — 800,000 Pfund! Ein Goldjunge! sprach er bei sich selbst, und ging ins Seitengewach, um seine Tochter zu holen.

Der Engländer ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er öffnete die zweite Flasche Porter, da er die erste bereits geleert hatte, und entwickelte nun einen Appetit, der alle Grenzen des Anstandes überstieg; er verschluckte einen Hering nach dem andern und entforckte jetzt die dritte Flasche.

„Was sind denn das für Dinger dort auf dem Teller? Vermuthlich Zwiebeln zum Hering.“ Er roch daran. „Ganz recht, es sind Zwiebeln!“ Darauf schälte er eine nach der andern und verschluckte sie theilweise mit dem Hering.

Jetzt kam van der Lücken zurück. „Meine Tochter wird bald hier sein.“ „Schon gut, es hat keine Eile.“ „Schmeckt es Ihnen, wenn ich fragen darf?“ „Gut, recht gut. Sie sehen, ich habe so ziemlich Alles aufgegessen, was auf dem Tisch stand.“ Van der Lücken warf den Blick auf die fast leeren Teller und stieß einen fürchterlichen Schrei aus. „Herr Gott!“ rief er aus, und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Warum schreien Sie so?“ fragte ruhig der Engländer, und spülte den letzten Bissen, der ihm noch in der Kehle saß, mit einem tüchtigen Schluck Porter hinunter.

„Herr, wissen Sie wohl, was Sie da gegessen haben?“ schrie der Holländer.

„Nun, doch nicht etwa Gift?“ antwortete der Engländer ruhig.

„O, wäre es nur das, da würde ich mich wohl zu trösten wissen, aber Sie haben mir fünf Zwiebeln aufgegessen.“

„Ja, das hab' ich! Ist denn dies ein so großes Unglück?“ „Freilich ein Unglück, ein großes Unglück, ein schauder-erregendes, schauderhaftes Unglück! Die Zwiebeln waren ja keine gewöhnlichen Zwiebeln.“

„Was denn sonst?“ „Tulpenzwiebeln, kostbare Tulpenzwiebeln, die ich, bevor Sie kamen, einpacken und nach Amsterdam senden wollte. Sie haben einen Semper Augustus für 5210 fl., einen Admiral

Liefken für 4800 fl., eine Regina mirabilis für 4600 fl., und eine Donna Maria für 3200 fl. gegeben. Herr, das ist ein Frühstück, das mich banterott macht (er rang die Hände, die Thränen standen ihm in den Augen) — ist mir der Mensch meine schönen Tulpenzwiebeln, meine kostbarsten Hoffnungen! Mann des Satans, schaffen Sie mir die fünf Zwiebeln wieder, oder Sie sind ein Kind des Todes! Sie müssen mir meine fünf Zwiebeln zurück verschaffen, oder mir 20,000 Gulden Schadenersatz leisten.“

„20,000 Gulden Schadenersatz? Das werde ich wohl bleiben lassen. Warum liefern Sie die Zwiebeln auf dem Tische liegen, ohne mich davor zu warnen? Das ist Ihre Schuld!“

„Warumafen Sie diese Zwiebeln, ohne mich zuvor um Erlaubniß zu bitten?“

„Weil ich glaubte, daß es gewöhnliche Zwiebeln seien, die Sie, als zum Frühstück gebührend, mit auftragen ließen.“

„Vor Wuth könnte ich mich selbst mit Füßen treten.“

„Thun Sie das wenn es Ihnen Spaß macht.“

„Herr, keine Echerze! Ist mir der Mensch meine kostbarsten Tulpenzwiebeln! Wenn ich eine dieser fünf Zwiebeln zur Mitgift hätte geben wollen, jeder Graf würde sich dann ein Vergnügen daraus gemacht haben, sie zur Frau zu nehmen.“

„Die Zwiebeln oder die Tochter?“

„Herr, wenn Sie sich untersehen, noch einmal einen Echerz zu machen, so bringe ich Sie um. Reizen Sie mich nicht, wecken Sie nicht den schlummernden Löwen!“

„In diesem Augenblicke trat Cleonore, die Tochter van der Lücken's, ein. Der Engländer erblickte sie — ihre Schönheit elektrisirte ihn dergestalt, daß er betroffen zurück trat.“

„God damn, das ist die schönste Tulpe, die Sie besitzen,“ sagte er zu van der Lücken. „Die Tulpe muß mein werden, verlangen Sie, was Sie wollen, ich gebe Alles!“

„Wollen Sie auch diese Tulpe verschlingen?“

„Ja, vor Liebe!“ rief der Engländer.

Cleonore erröthete und schlug das Auge nieder. Sie gleich jetzt einer Engelsgestalt von Carlo Dolce. Der Engländer war entzückt, und bat um ihre Hand. Drei Tage nachher wurde die Verlobung gefeiert.

2.

Ein holländischer Gärtner war mit einem heimathlichen Schiffe glücklich in dem mittelländischen Meere eingelaufen. Er hatte die portugiesische und spanische Küste schon weit hinter sich und kam dem Endpunkte seiner Reise, der Insel Sicilien (wo er eine Kiste prächtiger und werthvoller Tulpenzwiebeln, die er mit sich führte, umzusetzen gedachte) immer näher. Da erhob sich ein furchtbarer Sturm. Das Schiff neigte sich bald von der einen, bald von der andern Seite in das Meer; ein Mastbaum nach dem andern trennte sich von dem beschädigten Fahrzeuge, welches wie ein Ball bald in die Höhe gehoben, bald zur Tiefe hinabgeschleudert wurde. Endlich zerfiel es wie Glas an einer schroffen Felsenwand. Von sechs und achtzig Mann, welche auf dem Schiffe waren, war einzig und allein der Gärtner am Leben geblieben. Die Wellen hatten ihn an das Ufer geworfen. Aber die Gewalt des Sturmes hatte ihn so mächtig gegen die Küste geschleudert, daß er geraume Zeit wie ein Todter da lag. Als er aus der Betäubung erwachte, fand er nicht Einen seiner Schiffsgefährten neben sich, und seine ganze Habe, auf welche er seine Zukunft und alle Hoffnung gebaut hatte, war vom stürmischen Meere verschlungen worden.

Während der Unglückliche bewußtlos am schroffen Ufer lag, kamen viele reiche Sicilianer, um auch heute, wie sie nach jedem Schiffsbruche gewohnt waren, die Trümmer des gestrandeten Schiffes zu sehen. Sie waren gewöhnt, den Anblick, welchen das Ufer nach solchen Unglücksfällen bot, als ein sehr unterhaltendes Schauspiel zu betrachten. Natürlich gehörten auch, um das Gemälde eines Schiffes zu vollenden, an das Ufer getriebene Leichname zum großartigen Ganzen, und nicht selten weilte die vornehme Welt mit vielem Interesse bei den Verwüstungen, welche das erzürnte Meer angerichtet hatte. Nachdem die Schaulust befriedigt war, ging man davon, ohne daran gedacht zu haben, ob auch vielleicht Einem der Verunglückten noch zu helfen sein möchte. So auch heute.

Da kam am späten Feierabend, müde von des Tages Last und Hitze, ein armer Tagelöhner, seiner friedlichen Hütte zuschreitend, in die Nähe des Verunglückten. Obgleich armer gekleidet als Alle, die von bloßer Neugier gelockt, vor ihm am Strande auf- und abgegangen waren, schlug doch unter seinem Kittel ein ungleich edleres Herz.

Raum bemerkte er den Fremdling, da loderte das Feuer reiner Menschenliebe in seiner Brust auf. Er trat zu ihm, betrachtete die bekümmerten Züge, sah die Hilflosigkeit des Unglücklichen, und dies war genug, einen Entschluß zur Reise zu bringen. Er machte dem Fremdling durch Zeichen bemerklich, daß er ihn zu seiner Hütte begleiten möge, und dieser verstand ihn, lehnte sich auf den dargebotenen starken Arm und ging mit dem menschenfreundlichen Manne der Wohnung desselben zu. Hier empfing die Eintretenden die sorgsame Rosinella, die Gattin des armen Sicilianers, welche alsbald Milch, Wein und Süßfrüchte, so viel es der Vorrath des kleinen Hüttchens gestattete, darbot, und eiligst Alles herbeiholte, was nach ihrer Meinung zur Sättigung und Stärkung ihres Mannes und des unglücklichen Fremdlings dienen konnte. Darauf bereitete sie den beiden Erschöpften ein weiches Nachtlager.

Nachdem der Holländer einige Tage bei diesem gastfreundlichen Paare verweilt hatte, erwachte er am vierten Morgen so ziemlich gestärkt. Er schaute zum Fenster hinaus über das Meer und bemerkte zu seiner größten Freude ein beladenes Schiff mit holländischer Flagge. O, blühte ihm doch dasselbe ein freundlicher Bote aus seinem heimathlichen Holland zu sein, gesehnt, ihn der trauten Heimath wieder zuzuführen. Er säumte nicht, demselben zuzueilen, und nahm von seinen Wohlthättern herzlichen Abschied, ihnen durch Gebarden noch den tiefsten Dank seines Herzens ausdrückend und, indem er traurig auf seine leeren Taschen zeigte, ihnen andeutend, daß er Nichts bestze, womit er im Stande sei, ihre treue Pflege zu vergelten. Sein stehend nach oben gerichteter Blick schien auszusprechen: „Vergelt' Euch Gott Alles, was Ihr an mir gethan!“

Die guten Leute hatten gleich anfangs auf keine Bezahlung gerechnet, sondern aus reiner, uneigennütziger Menschenliebe sich des Verlassenen angenommen; daher fühlten sie sich nicht betroffen, als ihr Gast ohne Bezahlung von ihnen schied. Nein, sie begleiteten ihn mit derselben Freundlichkeit zum Strande, mit der sie ihn in ihre Hütte aufgenommen hatten. Frau Rosinella gab ihm noch allerhand Süßfrüchte und kühlendes Getränk mit auf die Reise.

Am Strande angekommen, bemerkte der Holländer, bevor er sich noch von seinen Gastfreunden trennte, einige der Tulpenzwiebeln, nachdem die Kiste zerschellt worden war, an das Land getrieben.

„Nehmt dieses Wenige meiner verlorenen Habe!“ sprach er durch Zeichen, — „Gott wird es segnen!“ Zugleich suchte er seinen Begleitern begreiflich zu machen, wie sie mit diesem Geschenke verfahren sollten. Hierauf schied er von ihnen.

Nach an demselben Tage übergab das Ehepaar, wie ihnen angedeutet worden war, diese Zwiebeln dem Schooße der Erde. Und sie harrten nicht umsonst. Bald sproßten grüne Spitzen aus der Erde hervor. Nach einige Wochen, und — hoch über den breiten grünen Blättern wiegte sich die schwellende Knospe, bis endlich Tulpen, so schön, wie man sie auf der ganzen Insel noch nie gesehen, in üppiger Fülle sich entfalteten.

Jetzt erst verstanden die guten Leute die Deutung des Zeichens ihres fernem Freundes: „Vergelt' es Euch Gott!“

Bald verbreitete sich das Gerücht von den wundervollen Blumen, welche dem armen Maestoso durch den Holländer zu Theil geworden waren, auf einem großen Theile der Insel, und viele vornehme Herren und Damen verschmähten es nicht, die kleine Hütte und das niedliche Gärtchen des armen Sicilianers zu besuchen, um die in prachtvoller Blüthe stehenden Tulpen, welche der Fremdling zurückgelassen, zu sehen. Man machte Bestellungen auf Zwiebeln für den nächsten Herbst, und manches blanke Goldstück wanderte in die Tasche des guten Maestoso, welcher auf diese Weise recht sichtlich von Gott für seine menschenfreundliche That segnet wurde. Er lag nunmehr mit allem Fleiße der Blumenzucht ob und begründete dadurch den Wohlstand, dessen er und seine Nachkommen sich zu erfreuen hatten.

So wurden diese Tulpenzwiebeln ein Mittel in der Hand des gerechten Gottes, wodurch der Segenswunsch des dankbaren Holländers: „Vergelt' es Euch Gott!“ in reiche Erfüllung ging. [2187]

Frühlingslied.

Es geht ein Frühlingsgrüßen
Hin durch die weite Welt,
Die duftigen Weiden spritzen,
Es grünet Wald und Feld.

Die Nachtigallen singen,
Die Blüthe nickt vom Baum;
Das ist ein Jubeln, ein Klingen
Im blauen Himmelsraum!

Das Herz schaut ganz erschrocken
In all die Lust hinein,
Die Blumen schmeicheln und locken:
„Du mußt auch fröhlich sein!“

Das will nicht leicht ihm dünken,
Der Winter war so trüb' —
Doch fort und fort sie winken,
Die Blumen gar zu lieb.

Da wirft's das Joch der Schmerzen
Weit ab und und jauchzet frei, —
Lenz draußen und Lenz im Herzen,
Der Winter ist vorbei! —

Antonie v. Rohwedell.

Der Wind.

Ein Bruder „Luftig“ ist der Wind:
Er spielt mit jedem Blatt;
Dienstfertig reißt er stets geschwind,
Wird nimmer müd' und matt.

Er bringt herbei viel Hälmchen Stroh
Manch unbenuhten Nest —
Schenkt sie dem Vogel, welcher froh
Damit erbaut sein Nest.

Die Samenkörner trägt er weit
Zum Felsen, rauh und kahl,
Daß dort erblüh'n zur Sommerzeit
Die Blumen, wie im Thal.

Und manchen Gruß nimmt er vertraut
Mit fort in's ferne Land;
Doch, wer auf eine Antwort baut —
Der hat ihn nicht gekannt.

Die Mode.

Der Ernst der kirchlichen Feste im Verein mit dem Frühling haben den rauschenden Vergnügungen des Winters ein Ende gemacht, die Attribute der Balltoilette werden bei Seite gelegt, und sogar die reizenden Coiffuren von Crepp, Goldperlen, Federn und Blumen finden höchstens noch im Theater ihre Anwendung.

Die letzteren freilich, Federn und Blumen, sind deshalb nicht verabschiedet, sondern haben nur ein anderes Relief erhalten, als beliebteste Verzierung der leichten Frühjahrsblüte von Crepp, Taffet und Blonde, welche bis zur völligen Herrschaft der Strohhüte in wärmerer Jahreszeit mit Vorliebe zur Promenadentoilette getragen werden.

Die Federn, dieser einst nur winterliche Schmuck, ist jetzt zu solcher Zartheit ausgebildet und steht in so hoher Gunst, daß er sogar den Blumen ihren Platz auf den Hüften streitig macht und streitig machen wird.

Die Form der Frühjahrsblüte unterscheidet sich in Nichts von den Putzhüten der letzten Saison, als höchstens in dem Bestreben, die für einen Hut mögliche Kleinheit zu erreichen und ihn auf ein reizendes „Etwas“ zu reduciren, welches ein freundliches Lächeln auf den Scheitel der Dame „geweht“ zu haben scheint. Wer könnte die lustigen Phantastiegebilde, die ich meine, mit dem Ausdruck verunglimpfen: „den Hut aufsetzen“, sie scheinen in Wahrheit angezogen.

Durch Nr. 14 des Bazar, bei Gelegenheit der neuen Strohhüttenformen der Elster'schen Fabrik, werden unsere Leserinnen über die Eigenthümlichkeiten der diesjährigen Sommerhüte bereits unterrichtet sein; dennoch glauben wir, durch Beschreibung einiger Frühjahrsblüten jenen mehr den Strohhüten geltenden Bericht vervollständigen zu dürfen.

Hut von weißem Crepp und gelbem Taffet (bouton d'or). Der originellste Schmuck desselben besteht in einem weißen, mit schwarzem Schmelz geschnitten, mit schwarzen Schmelzfransen besetzten Tüllschleier, welcher, vorn in der Mitte des Schirms durch ein breites, mit schwarzem Sammet und Schmelz verziertes Band etwas zusammengefaßt, über den Kopf hinweg als Fanchontuch auf das Vavolett fällt, das von gelbem Taffet und mit entsprechender Sammetgarnitur versehen ist. Nach dem Schirm zu hat der Schleier die gleiche Verzierung der Schmelzfransen, herabfallend auf die im Innern der Passe angebrachte Quirlende gelber Jonquillen. Schleife von gelbem Taffetband mit schwarzen Rändern.

Eine für Bräutchen empfehlenswerthe Capote war aus orange Taffet, schwarzem Sammet, schwarzen Spitzen und Büscheln orangefarbener Azaleen gearbeitet; — für eine zarte Blondine passend ist dagegen ein Hut von rosa gestreiftem Crepp mit rosa Hyacinthenzweigen im Innern des Schirms, einem rosa Paradiesvögel an einer Seite der äußeren Capote und rosa Kinnisfleise. Die Paradiesvögel überhaupt, sehr verschieden von denen früherer Zeit, werden in diesem Sommer, Dank der Kunstfertigkeit einiger Pariser Fabrikanten, einen beliebtesten Schmuck der Hüte bilden, denn jene Künstler haben das Feste der kleinen Wandervogel so zu variiren gewußt, daß er auf jedem italienischen oder Neisstrohhut placirt werden kann, mit welcher Farbe derselbe auch garnirt ist. Es giebt Paradiesvögel in allen Farben, also ist es ein Leichtes, sie mit der Garnitur des Hutes übereinstimmend zu wählen.

Daß Glöckchen zu den beliebtesten Verzierungen der Hüte gehören, erwähnten wir bereits, und liefern die Abbildungen der Strohhüte in Nr. 14 dafür einige Beweise; wie hübsch sich die

Glöckchen von Stroh auch auf andern, als Hüten desselben Materials ausnehmen, hatten wir an folgender Capote zu bemerken Gelegenheit: Sie war von pensée Crepp, um Passe und Vavolett mit schwarzen Spitzen und einer dichten Reihe von Strohglöckchen besetzt, die Kopfgarnitur dem entsprechend aus schwarzen Spitzen, welche, in Touffen zusammengefaßt, den zierlichen Strohglöckchen als vortheilhafte Folie dienen. Weichenbouquets an den Seiten des Hutes, im Innern des Schirms eine Reihe feinerer Bouquets derselben Blumen vollendeten die distinguirte Einfachheit dieser Capote.

Die Sommermäntel dürfen wir hier übergehen, da denselben in diesmahliger Nummer ein besonderer Raum gewidmet ist, und wenden unsere Aufmerksamkeit den Kleidern zu, der Rangordnung gemäß mit den seidenen beginnend.

Schwere Stoffe mit reichen Blumen- und Arabeskenmustern in chinitem Geschmack (à la Pompadour) werden zu Staatsroben gern gewählt, wie überhaupt das chinitre Genre auch an andern Gegenständen der Toilette noch stets sich geltend macht.

Besatz des unteren Rockes muß etwas über die Stelle hinausreichen, wohin der Saum des oberen Rockes trifft. Die Garnitur dieses zweiten Rockes geschieht ganz in derselben Art, nur daß die breiten Bänder der Pyramiden unten $\frac{2}{16}$, oben nur $\frac{1}{16}$ Elle auseinander stehen und gerade auf die des unteren Rockes treffen müssen. Die langen Schöße der hohen Taille und die breiten Volants der Ärmel erhalten dieselbe Verzierung in kleineren Dimensionen.

Als Promenadenkleider besonders zu empfehlen sind die Roben aus Wolle und Seide mit abgepaßter Garnitur, welche den seidenen kuschelnd gleichen, sich nie zerbrüchen, und auf der Straße, schon ihres geringeren Preises wegen, jenen vorzuziehen sind.

Die Kleider sind immer noch so weit, daß sie die Unterfüßung steifer Unterkleider nicht entbehren können. (Was zweckmäßig haben sich die Fischbein-Farbe erwiesen (verzeihen Sie den Ausdruck, aber ich finde keinen bezeichnenderen); durch Bänder lose zusammenhängende Fischbeinreifen von erforderlicher, nach oben zu abnehmender Weite, in weißbaumwollenem, gewebtem Ueberzug.

Diese Art Steifröcke sind leicht zu tragen, leicht zu verpacken und sehr dauerhaft, obgleich nicht ganz wohlfeil.

Das eleganteste steife Unterkleid ist jedenfalls das ohne Beihilfe von Stahl oder Fischbein aus dem von Constant-Jourdran in Paris erfundenen Gewebe: tissu impérial gefertigte, welches allerdings der Wäsche unterworfen ist, aber durch dieselbe Nichts von seiner ursprünglichen Steife verliert.

Des Steifrocks können wir nicht entbehren, schon unserer langen Kleider wegen nicht, die ja so schon auf den Straßen mannigfachen Gefahren ausgesetzt sind.

Wie sehr die Berührung der nassen, schmutzigen Trottoirs den Kleidern verberlich ist, haben wahrscheinlich schon alle die erfahren, denen eine Equipage nicht ständlich zu Gebote steht, und deren giebt es Viele; seit längerer Zeit bedient man sich zur Schonung der Kleider zwar der sogenannten „Pagen“, aber die Unterkleider, die armen weißen Unterkleider kommen dem ungeachtet selten steckenlos bei einem Geschäftsgange im Regenwetter davon.

Diesem Uebelstande abzuwehren, haben einige verständige Pariserinnen sich entschlossen, bei Regenwetter auf der Straße nicht nur das Kleid hoch aufzuschürzen, sondern — auch keinen weißen Unterrock zu tragen, und haben dafür einen bunten Unterrock in die Mode gebracht. Er ist aus rothem Wollstoff mit schwarzen Querstreifen, und wird wahrscheinlich im künftigen Winter auch hier in Aufnahme kommen. Wenigstens glaube ich,

daß eine so hübsche und zugleich ökonomische Tracht bei den Frauen Deutschlands, namentlich bei denen des Mittelstandes, Anklang finden müsse.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß ein bunter Unterrock der Eleganz feindlich gegenüberstehe, indessen muß man bedenken, daß bei nothwendigen Wanderungen auf nassen Trottoirs die Forderungen der Eleganz in den Hintergrund treten, und daß ein besetztes weißes Gewand unendlich häßlicher ist, als ein besetztes buntes.

Wir kehren von dieser Abschweifung nach einem von der Mode selten betretenen Gebiet in allerdings schönere Regionen zurück, um bei der Gesellschaftstoilette junger Damen einige Augenblicke zu verweilen. Roben von klaren Stoffen, mit Volants oder schürzenartig durch Bouillonés verziert, werden von der Jugend am liebsten getragen. Fichur's und Berthen dienen zur Verzierung des ausgehauenen Leibchens, durch ihre Bandgarnitur mit der Farbe des Kleides harmonirend.

Eine reizende Neuheit dieses Genres sind die Berthen ganz von Posamentierarbeit, welche, da sie vorzugsweise schwarz ge-



Pariser Moden.

Zur Promenadentoilette und zu einfachen Gesellschaften sind Kleider von klein-carrirem Taffet sehr beliebt, z. B. rosa Carre mit grau und weiß chiniten, oder graue mit grünen abwechselnd und das Ganze bedeckt von einem feinen schwarzen Netz. Schwarze Kleider sind und bleiben elegant, besonders zur Haus- und Promenadentoilette. Man fertigt sie jetzt weniger mit Volants, als à doubles jupes, und giebt beiden Röcken eine übereinstimmend schürzenartige Verzierung; vielleicht dürfte die genauere Angabe einer solchen in einfacher Weise erwünscht sein; so lassen wir denn die Beschreibung eines Besazes folgen, welcher Einfachheit mit Eleganz vereinigt.

Die Robe hat zwei sehr weite Röcke, der erste ist namentlich hinten sehr lang, der zweite bis unter das Knie reichend. Jeder dieser Röcke wird zu beiden Seiten mit einer Pyramide von schwarzem Sammet garnirt. Jede dieser Pyramiden besteht aus 2 Streifen breiten Sammetbandes ($\frac{1}{2}$ Viertel Elle breit), von unten nach oben in abnehmender Entfernung (von $\frac{7}{16}$ — $\frac{5}{16}$ Elle) aufgesetzt und verbunden durch leiterartige Querstreifen schmaleren, zollbreiten Sammetbandes. Dieser

fertigt werden, zu jedem Kleide anwendbar sind. Diese Vertheilungen im Ganzen über 1/4 Elle breit, bestehen aus breiter, mit dichten offenen Rüschem oder Glöckchen versehenen Guimpe, welcher sich eine breite Franze anschliefst, oder sind in anderer, doch ähnlicher Weise geschmackvoll arrangirt. Sehr vortheilhaft für die Figur sind solche, die auf dem Rücken eine kleine Spitze bilden und, vorn etwas auseinanderfallend, sich schmaler werdend zum Schluß der Taille herabsinken.

Den eigentlichen und wesentlichen Erfordernissen des Sommers, den Sonnenschirmen, wie den Sommermantillen, werden wir in den nächsten Nummern ausführliche, durch Abbildungen erläuterte Berichte widmen, und begnügen uns heute mit der Bemerkung, daß die im vorigen Sommer gekauften Knicker noch völlig „modern“ sind und auch von den scrupulösesten Modedamen gebraucht werden können. [2241]

Erklärung des Modenbildes.

Frühjahrstoiletten.

Figur 1. Robe von hellgrauem Taffet, mit in den Stoff gewebten dünnem Bouquets. Der Rock hat 3 breite Volants, besetzt mit Rüschen von rosa Seidenband. Das Leibchen ohne Schöße ist vorn und hinten mit einer Schneppe versehen und wird vorn durch rosa Glöckchenbüschen geschlossen. Die von oben an ganz glatten Ärmel endigen in zwei, mit rosa Bandrüschen besetzten Volants. Unterärmel aus einem doppelten Tüllpuff, mit englischer Spitze verziert. Krage von englischer Spitze. Schwarzes Spitzentuch. Sonnenschirm von grünem Taffet, mit schwarzen Spitzen überzogen und besetzt mit einer breiten schwarzen Spitze. Hut von rosa Crepp, mit Blonde und rosa Federn verziert, welche lesteren als Kranz sich um den äußeren Schirm legen und an den Seiten in gekrümmelten Touffes endigen. Im Innern des Schirmes eine weiße Blondentrübe mit rosa Acazienzweigen. Rosa Kinn-schleife, gelbe gestickte Handschuhe.

Figur 2. Kleid von grünem Taffet, am Rock zu beiden Seiten mit übereinanderfallenden Schleifen schwarzen Sammetbandes in einer doppelten Einfassung schwarzer Spitzen garnirt. Leibchen mit Schneppe ohne Schöße und entsprechendem Besatz schwarzen Sammetbandes und schwarzer Spitzen, welcher vorn die Mitte der Taille bezeichnet und zu beiden Seiten tragbandartig über die Schultern bis zum Schluß des Rückens hinabgeht. Ärmel, oben in Puffen gezogen und mit 3 Reihen Sammet-schleifen garnirt. Die am Unterarm placirte Reihe dieser Schleifen dient zugleich zum Aufnehmen eines breiten Volants von Taffet, der mit Sammet-schleifen und Spitzen eingefast ist. Spitzenkrage, Unterärmel von Tüll, aus zwei großen Puffen bestehend, an denen in gewissen Entfernungen kleine violette Band-schleifen ohne Enden befestigt sind; lila Handschuhe; weiß und lila gestreifter Crepp-hut, mit großen Stiefmütterchen und persee Seidenband garnirt. Schleier von Seidentüll mit Blonde besetzt, welcher auf die Blumen des Schirmes zurückfällt. Auf der Stirn eine Guirlande von Stiefmütterchen, welche sich an einer Seite des inneren Schirmes hinabzieht, während die andere von einer Blondentrübe ausgefüllt wird. Kinn-schleife von violetttem Taffet. [2260]

Das Auge.

Das Auge ist der vollendende Schlussstein, womit Gott den Wunderbau des menschlichen Körpers krönt, eine Gabe, durch welche der Allgütige seine ganze herrliche Welt ins Bereich unseres Gemüthes stellte, eines Gemüthes, der, unabhängig von Rang und Reichthum, allen Menschen frei gegeben ist, d. h. — allen Sehenden.

Doch von Kindheit an gewöhnt, im Ueberfluß der Gemüthe zu schwelgen, die durch das Auge uns dargeboten werden, achten wir des kostbaren Talismans oft gar wenig, dessen Zauber-macht täglich eine farbenreiche, bewegte, blühende Welt vor uns erschließt, der uns zeigt, daß wir einer endlosen Kette gleichgeschaffener Wesen als engverbundenes Glied angehören. — Wer blind geboren, den Schatz eines sehenden Auges also nie gekannt, kann seinen Verlust nicht betrauern, aber wer aus dem Licht ins Dunkel der Blindheit geschleudert wird, der ist zu beklagen wie ein Reicher, der dem Mangel, der Armut anheim-fällt, und es gehört eine sehr große Seele, ein sehr demuth-volles Herz dazu, müthig und ohne Murren ein Leben in der Finsterniß zu ertragen. Wohl ist es recht und pflichtmäßig, den Körper, die Wohnung unseres Geistes, in einem Zustande zu erhalten, daß der edle Bewohner sich ohne Zwang und Schmer-zen darin bewegen könne, daß der himmlische Gast sich heimlich fühle in seiner irdischen Hülle; wie wichtig dabei die Erhaltung des Augenlichts, bedarf keiner Erörterung. Sind doch die Augen gleichsam die Fenster des Gottestempels, den wir „un-seren Körper“ nennen; suchet sie klar zu erhalten, damit das Bild der Welt ungetrübt in eurer Seele sich abspiegelt.

„Schonet die Augen!“ Oft hören wir diese Mahnung aus dem Munde besorgter Mütter und zärtlicher Väter, wenn die Töchter, über seine Handarbeiten gebeugt, oder auf enggedruckten Blättern das Schicksal einer Romanheldin bis über die Dämmerung hinaus verfolgend, an Schonung ihres köst-lichsten Besitzthums nicht denken. Vielleicht hat manche meiner Leserinnen diese Mahnung schon vernommen, ohne sie zu beachten, dennoch wage ich sie hier zu erneuern, selbst auf die Gefahr der Nichtbeachtung, und in einigen Worten meine Be-trachtungen über Pflege und Erziehung der Augen auszu-sprechen.

Regelmäßiges Waschen Morgens und Abends mit frischem, jedoch nicht eiskaltem Wasser ist den Augen sehr zuträglich, wenn man nicht verabsäumt, sie sogleich mit einem reinen, weichen Leinentuche wieder abzutrocknen. Das Baden derselben aber in jenen kleinen, eigens dazu bestimmten Gefäßen ist höchst nachtheilig, da die verhältnißmäßig lange Berührung einer Flüssigkeit den Augen überhaupt nicht zuzusetzt, was schon die Thränen beweisen, deren salzige Beimischung diese schädliche Wirkung noch erhöht.

Der Gebrauch der Brillen und Vornetten schwächt stets das Auge, besonders dann, wenn sie ohne dringende Notthwendigkeit, nur um der Mode zu fröhnen, getragen werden. Erheischt jedoch der Zustand des Auges die Unterstützung eines optischen Werkzeuges, so nehme man stets die besten Gläser und solche, die beim Durchblicken dem Auge keine Anstrengung verursachen, oder durch zu große Schärfe es überreizten. Sehr wesentlich bei der Wahl einer Brille ist, die zuweilen ver-schiedene Sehraft der Augen zu berücksichtigen und jedem derselben das ihm zusagende Glas zu geben.

Gesunde Augen haben das Licht nicht zu scheuen, es ist die ihnen gebührende Nahrung. Daher sind verdunkelte Zim-mer und blaue oder grüne Brillen nicht einmal schwachen Augen zu empfehlen, nur ganz Kranken könnte nach ärztli-chem Gutachten diese Maßregel von Nutzen sein, welche, ohne Noth angewandt, das Auge dem Lichte entfremdet, das doch sein eigentliches Element ist.

Auch ohne besondere Warnung wird man sich hüten, das Auge lange blendendem Lichte auszusetzen, z. B. durch anhal-tenbes Betrachten der Sonne ohne den Schutz eines gefärbten Glases, oder indem man den Blick auf blanke, das Licht grell reflectirende Gegenstände richtet. Sogar der Widerschein eines hell getünchten, von der Sonne beschieneenen Hauses hat eine schädliche Wirkung, und obgleich die dadurch verursachte Blen-dung bald verschwindet, so kann die Ueberreizung der Sehnerven dennoch nachhaltig von den übelsten Folgen sein.

Augenkrankheiten, wenn man nicht durch sogenannte Hausmittel zu bekämpfen, was nie ist Quacksalberei gefäh-licher und die Hilfe eines erfahrenen, geschickten Arztes nöthiger als bei den Leiden der Sehorgane; doch nur einen anerkannt geschickten Arzt frage man um Rath. Um schwache Augen zu stärken, hat sich das Rommerzhausensche Augenwasser (iren wir nicht, so ist dies empfehlenswerthe Augenwasser zu beziehen durch Apotheker Seif [oder Geif] in Alken bei Magdeburg) als vortreffliches Mittel bewährt. Man mischt 1/4 davon mit 3/4 Regenwasser, und befeuchtet damit vermöge eines Stückchens feiner, weißer Leinwand die Augenlider. Es kann Morgens und Abends geschehen, doch nur unter der Bedingung, daß man eine Stunde lang nach dem Gebrauch die Augen ruhen läßt, d. h. ihnen keine, auch nur einigermaßen anstrengende Beschä-ftigung giebt, z. B. Lesen, zeichnen, nähen u. s. w.

Auch der Gebrauch des mit Salz destillirten Franzbrant-weins ist dem Auge heilsam, sobald man nach Ansehung der Lider die ebenwähnte Schonung gegen dasselbe beobachtet.

Wie so manche andere Krankheiten, haben auch die der Augen häufig ihren Grund in einer Schwäche des Unterleibes und schwinden, sobald diese Ursache gehoben ist. Sogar die ge-fährlichste Augenkrankheit, der schwarze Star, welche das Messer auch des geschicktesten Operateurs nicht immer zu bannen vermag, ist in den meisten Fällen eine Folge vernachlässigter Unterleibsbeschwerden.

Anstrengungen sind dem Auge stets schädlich; doch ist Anstrengung nicht zu verwechseln mit Übung. Übung allein kann jene unermesslichen Fähigkeiten ausbilden, welche der Schöpfer dem Auge verlieh. Das Auge ist eben so bildungs-fähig, wie die Hand, das Ohr, die Zunge, die Kehle — doch selten oder nie wird es durch Erziehung dahin gebracht, Alles zu sehen, was es sehen könnte. Welche Kraft in diesem Organ schlummert, zeigen uns einzelne Beispiele.

Der Seemann bemerkt auf der Fläche des Oceans ein Schiff, wo der Landbewohner Nichts erblickt; der Eskimo unter-scheidet in weiter Ferne den über das Schneefeld eilenden weißen Fuchs; der rothe Indianerhute hält furchtlos seine Hand als Füchsheide in die Höhe, überzeugt, daß die Pfeile seines Ge-fährten zwischen den ausgebreiteten Fingern hindurch gehen. Der Astronom sieht mit unbewaffnetem Auge da einen Stern, wo der Laie an dem dunklen Himmelsgewölbe keinen Lichtstern bemerkt, und dem Mosafarbeiter zeigen sich Farbemunter-schiede da, wo ein unkundiger Blick keine gewahrt.

Unzählige Beispiele ließen sich anführen zum Beweise dessen, was Erziehung aus dem Auge zu bilden vermag, doch könnten uns alle nur die eine Lehre geben: Gewöhnt euer Auge zum Sehen; denn Niemand ist mehr blind, als der nicht sehen will.

Die Augen sind die Thore, durch welche „Wissen und Können“, diese größten Mächte unseres Jahrhunderts, am leichtesten Eingang finden zu dem Thron des Geistes, wenn wir diese Thore ihnen öffnen wollen. Und nicht nur Wissen und Können allein bringt durch das Auge zum Geiste — durch das Auge geht auch der nächste Weg zum Herzen.

Glied und Freude, Liebe, Bewunderung, Gotterkenntniß und das sanfte Mitleid, der Wohlthätigkeit Mutter, ziehen ins Herz durch das Auge.

Vergessend, daß ich einen „Toilettenartikel“ schreibe, habe ich zu meinen Leserinnen nur von Gesundheit und Er-ziehung der Augen geredet und hätte vielleicht — von Schön-heit derselben reden sollen?

Triffst mich deshalb ein Vorwurf, so ist es sicher nur ein vorübergehender, denn Ihr wißt ja so gut als ich, daß, unab-hängig von Farbe und Form der Augen, es für das Weib kein sichereres Mittel giebt sie schön erscheinen zu lassen, als Seelen-adel und Herzensgüte. [2198]

Einsamkeit und Geselligkeit.

Einsamkeit.

Einsamkeit, hehre, holde Einsamkeit, süße Gefährtin des träumenden Dichters, heilige Göttin des denkenden Weisen, traute Freundin des strebenden und ringenden Christen! Wie lieblich tönt Dein Name, und doch wie verschiedene Gefühle fluthen und wogen in dem Herzen der Staubgeborenen bei Dei-nem Klange.

Der Trauernde, getrennt durch den unerbittlichen Herrscher „Tod“ von denen, die seinem Herzen einwärts, die ihm die Erde zum Paradiese machten, allein geblieben in dem verbö-ten Hause, wo einst die Stimmen der Liebe voll unschuldigen Scherzes und heiteren Lachens ertönten, fühlt Deine bangen Schauer, Einsamkeit, und weint gefenken Hauptes, wenn Du mit kaltem Hauche hin über seine erlabte Wange wehst!

Sie, die gewohnt das Leben als bunten Maskenscherz zu betrachten, die es für eine ihrer würdigen Bestimmung halten, sich tief hinein in Herz und Sinn betäubende Vergnügungen zu tauchen, die sich der Welt und dem, was sie Lust zu nennen be-lieben, für immer zu Leibeigenen gegeben, erschrecken und bebend weichen auch sie zurück, wenn Du, liebliches Wort, Einsamkeit, an ihre Sinne, die nur auf den betäubenden Lärm der Gesell-schaft zu lauschen lieben, unerwartet ertönst. Und wohl haben sie Ursache zu zittern, denn Du, o reinigende Einsamkeit, würdest ihnen nur zu bald den eiteln, erborgten Fitterstaat abstreifen und die ganze nackte Häßlichkeit ihres Nichts ihnen offen-baren!

Aber demungeachtet sei hoch gepriesen, süße Einsamkeit! Wer die ganze Fülle Deiner Segnungen einmal gekostet, in des-sen Herzen wird für alle Zeiten Dein Name mit melodischem Laute widerhallen. Nur die Einsamkeit, die Verlassenheit sind zu fürchten, die uns zuweilen mitten in dem bewegten Treiben der Gesellschaft heim sucht, wenn wir tief trauend fühlen, daß unsere Seele, unser besseres Selbst, unverstanden, unerkannt inmitten der Menschenrausch sich befindet, und je bewegt, je lebhafter die uns umringenden Gefährten, desto tiefer der Schmerz des Herzens, daß es allein ist und bleiben muß.

Doch das Alleinsein mit Gott und mit uns selbst, die stille Einsamkeit ist nimmer zu fürchten, ein tiefes Bedürfniß ist sie dem strebenden Menschen, denn sie läutert und reinigt die sündigen Seelen, ohne sie müßigen wir verloren gehen in dem betäubenden Strudel der Welt, aber in ihrem erquickenden Schatten finden wir uns selbst wieder und unsere höhere Be-stimmung; sie lenket den Blick von den Schätzen der Erde, wie sehr sie auch locken und glänzen, hin zu ewigen Höhen; gereinigt und gestärkt zu dem Kampfe des Lebens, treten wir aus ihrer Umarmung in das bunte, laute Getümmel der Welt, das uns fortan ergötzt, erheitert, aber ohne Einfluß auf unsere geläuterte Seele bleibt.

Sei darum gesegnet, o Einsamkeit!

Geselligkeit.

Wenn auch so eben das Lob der Einsamkeit von unsern Lippen ertönte und wir uns bemühten zu zeigen, wie tief un-entbehrlich sie dem strebenden Menschen ist, so kann und wird uns dies nicht hindern, der nicht minder lieblichen Gefährtin der Menschheit, der holden Geselligkeit, die gebührende Huldigung zu zollen und ohne Scheu zu bekennen, daß der Kreis ihrer Anbeter und Verehrer ein noch weit ausgebreiteter ist, als der der Einsamkeit.

Durch alle Schichten der Gesellschaft spricht sich dieser angeborene, natürliche Hang des Menschen in den verschiede-nen Nuancirungen aus; er vereinigt die spielenden Kinder, die plaudernden Mägde am Brunnen, die Damen am Kaffeetisch, die Männer bei der traulichen Pfeife oder der wohlriechenden, fashionablen Havanna, die Großen der Erde in den von Lurus und Eleganz strahlenden Salons! Ueberall führt die Ge-selligkeit, der Drang nach Mittheilung, nach Aussprache, das Verlangen, im Umgange mit Andern den Tages Sorgen, dem Alltagsleben für einige Zeit zu entfliehen, den Menschen dem Menschen näher und läßt in dem Verkehr mit Seinesgleichen ihm die schönsten, reichsten Freuden des Daseins erblühen! Nur als Seltenheit sieht man hier und da einen Misanthropen, der, durch Leiden oder Kränkungen verbitterten Gemüthes, mit Verachtung jede Berührung mit Wesen seiner Gattung zurück-sißt, sich in die tiefste Einsamkeit verbirgt, doch ohne ihren reichen Segen zu empfinden, mit dem sie nur Denjenigen weilt, der sie seines Herzens und Sinnes sucht, aber nimmer einer mit Haß gegen ihre Flügel erfüllten Seele.

Wie aber jede zu weit getriebene Neigung und Leidenschaft Unheil und Verderben mit sich führt, so ist dieses ganz beson-ders mit der Liebe zur Geselligkeit der Fall; wird dieser Hang, mit Andern traulich zu verkehren und so neue Kraft und Heiter-keit zur ferneren Arbeit zu gewinnen, wird dieser Hang zur Ver-gnügungssucht, zum rastlosen Jagen nach immer neuen Ge-nüssen, zur Lebensaufgabe, so führt er sicher und unrettbar ins Verderben, d. h. er macht den Menschen seiner höheren Be-stimmung abwendig, nur die Welt mit ihren vergänglichem Gütern scheint ihm begehrenswerth und er ist unfähig, ernste Pflichten mit Hingabe und Eifer zu erfüllen.

Und die Welt, die Gesellschaft, der er sich als Knecht ver-dungen, was reicht sie ihm zum Lohn für ein vergeudetes Leben? — nur Langeweile und Unzufriedenheit; und doch ist er zu schwach und entnervt und zu unfähig für jede gehaltvolle Beschäftigung geworden, um sich mit kräftigem Entschlusse von seinen entwürdigenden Banden zu befreien. Darum möge Ein-samkeit und Geselligkeit, beide dem Menschen zur Vermehrung seiner wahren Glückseligkeit gegeben, Hand in Hand zusammen wandeln, und möge aus der Umarmung der Einen froh jeder Mensch in die Arme der Andern sinken; denn nur wer Beide liebt und verehrt, kann seine Lebensbestimmung würdig erfüllen, wirkliches Glück und Vergnügen empfinden und frohen, ver-trauenden Blickes gen Himmel schauen! — [2274]

Antonie v. Rohwedell.

Polterabend = Scene.

Personen:

Der Mai.
 Der Polterabend (ein Harlekijn).
 Der grüne } Hochzeittag.
 Der silberne }
 Der goldene }

Polterabend (tritt rasch ein).

Ergebener Diener, Ihr Herren und Damen
 Nehmen Sie meinen innigsten Dank,
 Denn daß Sie mir zu Ehren kamen,
 Ist klar wie der Sonnenuntergang . . .
 Wie? Alles stumm! Kein frohes Begrüßen?
 Aha — nun fährt es mir durch den Sinn . . .
 Die Leute wissen nicht, wer ich bin.
 Werde mich selber wohl nennen müssen.
 O, über der Menschen kurzes Gesicht,
 Sie leben in mir, und kennen mich nicht!
 Doch soll ich mein eigener Verkünder sein,
 So hüll' ich den Namen in Räthsel ein:

Ich habe einen schönen Bruder,
 Ihm geh' als Heralde ich voran,
 Und glaubt mir, wahrlich sehr verschieden
 Hat die Natur uns angethan.
 Wohl kann er ohne mich bestehen,
 Doch leider ich nicht ohne ihn.
 Ihm ward der Ernst, die süßen Thränen,
 Der Myrthe holder Schmutz verliehen;
 Ich bin, so schöner Zier entbehrend,
 Nur mit dem Schellenhut bedacht,
 Zufrieden, wenn, statt mich zu preisen,
 Man über mich recht herzlich lacht.
 Und doch bin ich Gebieter, König
 Von einer großen Geisterchaar! —
 Mein Zaubervort erweckt zum Leben,
 Was niemals ist und niemals war.
 Nach meinem Willen ruf' ich diesen
 Und jenen Geist ans Licht heraus,
 Verleih' ihm Körper, Sinne, Sprache
 Und führ' ihn in der Menschen Haus.
 Ihr sagt: „Das ist ja unverträglich
 Mit der Vernunft, das kann nicht sein!“
 Ihr fragt: „Warum?“ „Wie ist das möglich?“
 Ja dann bedauere ich unglücklich —
 Auf Gründe laß' ich mich nicht ein!
 Die Lanne herrscht in meinen Reichen,
 Spielt, wie sie will, mit Raum und Zeit,
 Das Hergebrachte muß ihr weichen:
 Sie kennt nicht die Unmöglichkeit!
 Erathet Ihr . . .

(laufend)

Wer pochte an die Thür?

Hochzeittag (tritt ein).

Polterabend.

Was seh' ich — Bruder — bist Du auch schon hier?
 Willst von mir Armen gar Dir Zeit noch borgen?
 Fort, fort! Der Hochzeittag kommt ja erst morgen!
 (Versucht ihn hinauszu drängen.)

Hochzeittag (ironisch).

Gehst es bei Dir so strenge nach dem Recht?
 Ei, Bruder, so verstand ich Dich wohl schlecht,
 Als ich, von Deiner Stimme überrascht,
 Noch eben glücklich dieses Wort erhascht:

(mit parodirender Declamation)

„Die Lanne herrscht in meinen Reichen,
 Spielt, wie sie will, mit Raum und Zeit,
 Das Hergebrachte muß ihr weichen,
 Sie kennt nicht die Unmöglichkeit.“

Du schweigst! Aha, Brüderchen schämt sich,
 Und sein ehrliches Narrenherz grämt sich,
 Windet sich in der Neue Gefüßeln,
 Weil es wollt' den Philister spielen.
 Lieber Bruder, höre mich an:
 Werde Du kein vernünftiger Mann!
 Quäle Dich nicht mit solchen Dingen,
 Die nur Klugen und Weisen gelingen,
 Als da sind: Logik und Sentenzen,
 Oder subtile Consequenzen —
 Glaube, das wäre Dir nicht gesund
 Und die Welt ginge drüber zu Grund,
 Sollte das Reichthum Thorheit auf Erden
 Auch noch in Weisheit verwandelt werden.
 Thorheit hat jetzt einen schlimmen Stand,
 Fühlt sich nirgend mehr sicher im Land,
 Wie ein armer Sünder schon halb gerichtet,
 Ueberall ihr Mhl vernichtet,
 Hat in der Angst sich zu Dir geflüchtet.
 Ich bitte Dich, nimm sie wohl in Acht;
 Was ist die Welt, wenn man nicht mehr lacht?!

Polterabend (schmolend).

Aber mir ist es nicht zum Lachen,
 Daß Du willst den Murrpator machen. —
 Ich rufe den Mai herein,
 Der mag Richter sein —
 (Er schwingt langsam seinen Stab in der Luft, beschwörend — dazu Musik)

(laut und langsam)

Mai!
 Komm herbei!
 Sag' uns, wer im Rechte sei!

Mai (erscheint).

Du ruffst so laut, als wäntest Du im Hain
 Mich schlummernd unter fernem Blütenbüschen,
 Wo Deinem Rufe sich im Abendschein
 Der Nachtigallen Liebeslieder mischen.
 Ich, den Du fern geglaubt, ich war Euch nah!
 Nicht nur, wo unterm blauen Himmelzelt
 Im Brautgewand die Erde prangt, nicht da
 Allein ist meine Heimat, meine Welt,
 Auch dort, wo sich in zweier Menschen Seelen
 Die Liebe ihren Himmelsthron erbaut,
 Wo so wie hier sich Bräutigam und Braut
 Zu ew'gem Bund der Liebe trenn vermählen,
 Wo, von der Liebesonne Nacht geweckt,
 Viel holde Wunderblumen sich entfalten,
 Die, sonst im Keime schlummernd fest gehalten,
 Selbst nicht der Ahnung scharfer Blick entdeckt,
 Hier wohn' ich auch. — Sag' mir, Du glücklich Paar,
 Ist nicht wie draußen, so die Welt in Euch
 In Wonne, an Gesang, an Blüten reich?
 In Euch ist Mai — er stieg vom Himmel nieder —
 O, nehmt des Glückes, nehmt des Lenzes wahr!
 „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder!“

Polterabend.

Das fährt mir wirklich in alle Glieder —

(sich besinnend)

Ich hatte doch etwas fragen wollen;
 Mir fällt's nicht ein —
 Was mag's gewesen sein —

(zum Hochzeittag)

Du hättest Dir's doch behalten sollen!

Hochzeittag (neidend).

Willst Du Dir heut schon mein Gedächtniß borgen?
 Du weißt ja, Bruder, es erwacht erst morgen! —

(zum Mai)

Laß heute schon mich jenes Paar begrüßen.

Mai.

So komm'!

(führt ihn zum Brautpaar)

Ihr Alle kennt mich mild und warm,
 Es sprossen Blumen unter meinen Füßen,
 Als Freund begrüßt mich jubelnd Reich und Arm,
 Ich biete Labung dem, der schwach und krank,
 In milder Luft und goldenen Sonnenblicken,
 Der Jugend bring' ich Liebe und Entzücken
 Und Blumenduft und Nachtigallensang.
 Für alle Wesen hab' ich schöne Tage —
 Ihr wißt, mein Füllhorn ist an Gaben reich —
 Doch diesen Tag,

(auf den Hochzeittag deutend)

den schönsten, bring' ich Euch,
 Daß er empor zu höchstem Glück Euch trage.

Polterabend (vornurfsvoll zum Mai).

Ist das väterlich gesinnt?
 Bin ich nicht auch Dein Kind?
 Soll ich daneben stehen,
 Wenn man den Bruder preist,
 Da Du doch gut weißt,
 Ich bin auch schön
 Und klug dazu —

Mai (ihn begütigend).

Halte jetzt Ruh'!
 Wir Alle sind heut Deine Gäste,
 Und als Wirth vom Feste
 Sei beschreibener, feiner;
 Merke Dir das, Kleiner!

Hochzeittag (zum Brautpaar).

O laßt, eh' noch des Morgens Glühen
 Verklärend sein Gewand umfäumt,
 Den Tag an Euch vorüberziehen,
 Den Eure Herzen längst geträumt.

(zur Braut)

Zwar wird in Deiner Seele streiten
 Ein tiefer Ernst, ein Freudenglühen,
 Weil Dich die neuen Seligkeiten
 Dem längst bekannnen Glück entziehen;

Doch war das Glück, das Du genossen,
 Nur eine Knospe, hart verhüllt,
 Die sich zur Blume jetzt erschlossen
 Und ihres Daseins Zweck erfüllt.

(einen Kranz überreichend)

Nimm denn des Hochzeittages Gabe —
 Die Myrthen, Rosen auch dabei,
 Die schon mit seinem Zauberstabe
 Hervorgehört der junge Mai —
 Nimm sie —

Polterabend.

Ich muß Dich unterbrechen.
 Da muß ich doch auch ein Wort mit sprechen:
 Zauberer nennst Du den Mai!
 Meiner Treu —

Etwas, weil die Blumen auf der Wiese blühen,
 Weiße Wälfchen durch den blauen Himmel ziehn,
 Weil die Vögel in den Fliederbüschen singen,
 Weil die Frösche lustig in dem Sumpfe springen,
 Weil der Bach sich schwabend durch die Erlen drängt,
 Dreist der Schmetterling sich an die Rose hängt,

(zum Mai)

Weil Du Herr von einunddreißig schönen Tagen,

Die die Menschen oft mit Schnee und Stürmen plagen,
 Wo ist da Zauberei?
 Das ist nicht neu!
 Kommt alle Jahr,
 Ist nicht mehr wunderbar!
 Und der grüne Hochzeittag so zierlich — —
 Was ist da weiter?
 Der kommt ganz natürlich.
 Mai, sei geschiedter,
 Nenne Dich keinen Zauberer mehr!
 Ja, wenn ich's wär' —!
 Wenn ich nur wollt',
 Rief' ich zwei Hochzeittage her,
 Einen von Silber und einen von Gold!
 Ihr lacht?! Das macht mich nur dreister.
 So sei's gethan —

(Musik, Beschwörung)

— Kommt an
 Ihr Geister!
 — Silber und Gold —
 — Wie Ihr wollt —
 Erscheint — erscheint — im Licht!!!

(Silberner und goldener Hochzeittag erscheinen)

Nun, ist Polterabend nicht
 Der größte Hexenmeister?

Hochzeittag.

Der Schalk hat Recht — sie kommen — treten vor —
 Der Mächtigste bleibt immer der Humor.

Mai.

So geht es auch im großen Weltenhaus,
 Wie oft lacht da der Narr den Weisen aus!

Goldener Hochzeittag.

Der mächt'ge Schalk, der hier gebet,
 Rief uns hervor aus dunkler Zukunft Schooß;
 Wir folgen seinem Rufe hoch erfreut.

(Verbeugt sich gegen Polterabend.)

Silberner Hochzeittag (eben so).

Ja, seine Macht ist groß!
 Wir danken Dir,
 König der Geister,
 Und loben den Meister.
 Gern sehen wir
 Schon heute das glückliche Paar,
 Das über fünf und zwanzig Jahr
 Ich krönen soll mit dem Silberkranz.

Goldener Hochzeittag (die Braut betrachtend).

Der Augen Glanz,
 Der Wangen Blüthe, der lächelnde Mund
 Der holden Braut, sie thum mir kund,
 Wie des Mannes fester, warmer Blick:
 Sie werden genießen ein bauernbes Glück.
 Ja, lange Jahre voll Heil und Frieden
 Sind diesem Paare beschieden.
 Ueber fünfzig Jahr, wenn der Frühling neu
 Die Erde schmückt, dann wecke mich, Mai!
 Wohl finde ich dann auf des Mädchens Wangen
 Nicht mehr die Rosen der Jugend prangen;
 Ich finde sie wieder mit Locken so bleich,
 Aber die Herzen an Liebe noch reich.
 Rasch werden die Jahre vergehn;
 Den Glücklichen fliehn
 Die Tage schnell dahin.
 Ich freue mich auf das Wiedersehn!
 Lebt wohl — sieh die Braut, wie hold —
 Ich wette, der Kranz von Gold
 Steht ihr schön —
 Lebt wohl — auf Wiedersehn!

Silberner Hochzeittag.

Auf Wiedersehn!

(Beide verschwinden.)

Polterabend (zu den Uebrigen).

Sagt Ihr nicht auch: „Auf Wiedersehn!“

Hochzeittag.

Das soll wohl heißen: „Jetzt könnt Ihr gehn!“

Polterabend.

O nein — zwar bin ich Herrscher am Ort,
 Und es wäre ein Leichtes, ich schickte Euch fort,
 Aber — mir scheint
 Es besser zu fragen, was die Braut dazu meint.
 Will sie den Mai noch im Zimmer genießen,
 Will sie ihn wieder ins Herz verschließen,
 Will er hinaus, wo die Bächlein fließen,
 Mir ist's recht; wenn sie den Hochzeittag
 Heute schon um sich dulden mag,
 Meinestwegen!
 Ich habe Nichts dagegen —

(zur Braut)

Aber mich — gib mir Dein Wort —
 Schickst Du jetzt noch nicht fort!

Marie Harrer.

Das obige Scene nur bei einer Vermählung im Monat Mai anwendbar, darf kaum erwähnt werden. Die Darstellerin desselben trägt ein weißes Kleid mit Frühlingsblumen geschmückt, einen Kranz von eben solchen Blumen, welche auch den Stab, den sie in der Hand hält, umwinden. Die drei Hochzeittage erscheinen ebenfalls mit grünem — silbernem — goldenem — Kranz und entsprechendem Besatz des Kleides — mit oder ohne Schleier, nur alle drei übereinstimmend costümir. In der Erscheinung des Polterabends, dessen Anzug halb knabenhaft ist und etwas phantastisch sein muß, sind unerlässlich: eine Schellenkappe und ein mit bunten Bändern umwickelter Stab, an dessen Spitze eine Schelle befestigt; übrigens sind bei dieser Rolle brillante Costüm und leichtes, grazioses Spielhauptbedingungen.
 [2254]

Gedichte

von Leopold Schefer.

3.

Jugendpflicht.

„Das weiß ich nicht! Das hab' ich nicht!“
Das soll kein Junger sagen.
Geh', such' Dir's! Das ist Jugendpflicht:
Zu fragen, erjagen und wagen.

[2222]

4.

Der Reidiſche.

Ohne Sonne will ich gehn —
Wenn die Andern nur nichts seh'n!

[2224]

5.

Eitelkeit.

Die geringste Eitelkeit
Macht auch großen Werth zu schanden;
Groß Verdienst durch Jahre Zeit
Schmilzt im Nu, wie nie bestanden;
Nief ein Gott selbst hoch vom Plan:
„Kommt, Ihr Kumpe, staunt mich an!“
Und die schönste Herzensherrin
Wird verlacht als eitle Narrin.
Denkſt Du nur: „ich bin beſcheiden“,
Biſt Du werth den Stolz zu leiden;
Wüßte ein Kind: „ich bin ein Kind“,
Aus iſt's mit dem Kind geſchwund!

Du, Du ſei ein braver Mann —
Aber denke niemals dran!

[2225]

6.

Du verlange nur Dich.

Willſt Du um die Vergänglichkeiſt nie klagen noch weinen,
Sei die Vergangenheit schön Dir, und zum Danke
Dir lieb!

Anderſ mußte der Gott ſelbſt Sterblichen nicht zu genügen —
Oder er mußte ſie nicht ſenden in's Leben. — O ſchad!
Darum lebe beglüct; und dazu lebe voll Unſchuld,
Menſch, und verlange die Welt nicht! . . . Du verlange
nur Dich!

[2226]

Schule und Haus.

Fünftehnter Artikel: Weibliche Handarbeiten.

Welch eine Fülle von Poesie und innerer Glückseligkeit ruht in der Anfertigung von weiblichen Handarbeiten! Dieselben gewähren eine Freude, wie es bei wenigen Arbeiten der Männer der Fall ist, oder sein kann. Der Mann muß bei seinen Arbeiten zumeist ganz sein; er darf Blick und Geist nicht abwärts schweifen lassen, während die Frau mit jedem Stich, mit jeder Nadel, die sie durch die Finger gleiten läßt: Wünsche, Träume und Gedanken mit verarbeitet.

Manche solcher Arbeiten gleichen dem Tagebuche, das ein stilles, verschwiegenes Herz für sich geführt — und das die Anfertigerin nur allein zu lesen vermag. Darum aber sind auch diese Arbeiten weniger geisttödtend, als viele Arbeiten der Männer; darum ermüden dieselben nicht so, als es ohne dies Abschweifen der Gedanken sein würde.

Auf der andern Seite haben aber auch diese weiblichen Handarbeiten einen entscheidenden pädagogischen Nutzen, einen Nutzen — der leider häufig in seiner ganzen Größe nicht erkannt wird.

Das Stricken, so einförmig, langweilig es zu sein scheint, ist dennoch für junge Mädchen von unberechenbarem Nutzen. Dieselben gewöhnen sich dadurch nicht allein an eine Ausdauer, an eine Stetigkeit im Arbeiten, sondern sie haben auch Freude an der Sache, die ihnen eine geistige Beschäftigung nicht sofort geben kann — sie sehen, fühlen und empfinden den praktischen Nutzen und Werth ihrer Thätigkeit. Ein Mädchen, von Jugend an gewöhnt, sich Strümpfe selbst anzufertigen, wird leichter eine Selbstständigkeit gewinnen, die sie veranlassen wird auch in anderer Hinsicht zu suchen, ohne Hilfe Anderer fertig zu werden. Es wird Lust und Liebe zur Arbeit bekommen, es wird seine innere Kraft stärken — und Trieb haben, größere, schwerere Arbeiten zu versuchen, zu vollführen. Es ist eine gänzlich unzweifelnde Verästelung, jungen Mädchen diese einfachen weiblichen Handarbeiten nicht anzuerlegen; sie vielmehr zu lehren, diese Sachen gering und nichtachtend zu behandeln. Viel Familien-Ünglück in der Welt rührt daher, daß die jungen Mädchen mehr für das Äußere, für die Gesellschaft, als für das Haus erzogen werden. Es ist ein Haschen und Zagen nach Kenntnissen, die das Leben verschönern würden, wenn nicht der Kern desselben, die Häuslichkeit, das Glück der kleinen, scheinbar unbedeutenden Beschäftigungen darüber zu Grunde gingen.

Viele meiner Leserrinnen werden vielleicht nicht mit vorstehenden Worten übereinstimmen und denken: diese einfachen, weiblichen Arbeiten, das Nähen, Stricken, bedarf mein Kind nicht; es ist besser, dasselbe lernt die feineren weiblichen Fertigkeiten, lernt nur Sticken, Häkeln und dergleichen mehr. Aber offen gestanden! Können selbst diese feineren, mehr blendenden Arbeiten sauber, schön angefertigt werden, wenn das Kind nicht von Jugend an gewöhnt wurde, Ausdauer, Sauberkeit, Geschmak und Geschick in den Elementen weiblicher Handarbeiten zu zeigen? — Es ist gewiß eine weise Verordnung der Vorsehung, daß in den niederen Schulen für weibliche Handarbeiten jene feineren weiblichen Handarbeiten nicht gelehrt werden sollen; oder höchstens nur dann, wenn die Elemente gehörig fest und sicher gehandhabt werden.

Erkennt man den Mann an seinen Büchern, so lernt man die Frau an ihrem Strickstrumpf kennen.

Der Bazar hat das erste Bestreben, sämtliche weibliche Handarbeiten zur höchsten Vollkommenheit, verbunden mit praktischem Nutzen für Haus und Leben, zu bringen; er verkennt auf der andern Seite aber auch keineswegs, daß diese Vollkommenheit nur erzielt, nur erreicht werden kann, wenn Stetigkeit, Festigkeit, Sauberkeit und Ausdauer in den ersten Elementen weiblicher Handbeschäftigungen ausgebildet und erreicht wurde.

Die sogenannten Industrieschulen für die weibliche Jugend werden ein Segen für die Menschheit werden, wenn sie richtig geleitet, auch von den Müttern in ihrer ganzen Ausdehnung gewürdigt werden. Ein weibliches Wesen, ausgerüstet mit einer Fülle geistiger Kenntnisse, aber mangelhaft in der Anfertigung der einfachsten weiblichen Handarbeiten, wird sich ruheloser, unglücklicher, hilfloser im Leben fühlen, als ein geistig beschränktes, das aber wohlbewandert in diesen Künsten ist.

[2278]

f. P.



Wir wollen auf das Erscheinen zweier Bücher aufmerksam machen, welche unseren Leserinnen zu empfehlen wir nicht unterlassen können, obgleich das Prädicat „neu“ in Bezug auf den Buchhandel nur dem zweiten Werke zukommt. Es sind: Gedichte von Robert Prutz (vierte verbesserte und vermehrte Auflage) und der Sonnwendhof, Volksschauspiel von Rosenthal.

So verschieden das Genre ist, dem diese Werke angehören, haben sie in ihrer mehrjährigen Existenz ihre Anziehungskraft stets ungeschwächt bewiesen und dadurch gezeigt, daß ihr Werth kein ephemerer sei.

Robert Prutz's Muse, so kräftig als holdselig, so unverfälscht an Gefühlen als vollendet in der Form, ist in ganz Deutschland gekannt und anerkannt.

Rosenthal's Sonnwendhof hat sich durch die Darstellung auf der Bühne ins Herz des deutschen Publikums gedrängt, es wird geliebt, wo es erscheint, und das ist ein Urtheil, welches jeder Autor seinem Werke wünschen möchte, die mächtigste Kritik, vor deren Stimme das Zischen tadelstüchtiger Recensenten verstummen muß.

Von der Bühne herab dieses Bild naturwüchsigem Gefühlsliebens an sich vorüberziehen sah, wird durch das Lesen des Wertes sich den hohen Genuß lebhafter Erinnerung bereiten.

Die elegante Gediegenheit der Ausstattung beider Bücher zeigt, daß die Verlagsbuchhandlung (J. J. Weber in Leipzig) von dem Grundsatz ausgegangen ist, das Schöne nur in schöner Hülle zu geben.

[2279]



Die kleine Erzherzogin Sophie, älteste Tochter des Kaisers von Oesterreich, zeigt eine große Vorliebe für Soldaten und nicht selten einen allerliebsten kleinen Eigensinn, wo es sich darum handelt, Soldaten, dieses Entzücken aller Kinder, zu sehen. Eines Tages sollte die kleine Prinzessin ausfahren, weigerte sich aber entschieden, Handschuhe anzuziehen. Jedes Bemühen der Kammerfrauen, den runden Händchen die Fesseln des verhassten Glace anzulegen, war vergeblich.

Endlich kam eine der rathlosen Damen auf die Idee, die Liebe zum Militair zu Hilfe zu rufen, und sagte: „Wenn Sie die Handschuhe nicht anziehen, tritt die Wache am Thor nicht heraus; vor einer Prinzessin ohne Handschuhe präsentirt kein Soldat das Gewehr.“ Dies Mittel half; die Erzherzogin hielt geduldig still, ließ die Handschuhe anziehen, und als der Wagen zum Thor hinaus fuhr, streckte sie augenblicklich die Händchen zum Wagenfenster hinaus, damit die Soldaten die Handschuhe sehen und das Gewehr präsentiren möchten.

[2270]

Von Fräul. Janauschek, welche kürzlich in Berlin gaſtete, circulirt folgende Anekdote. Zu ihren persönlichen Gelehrten oder den Verehrern ihrer außertheatralischen Persönlichkeit gehört auch ein sehr junger Herr aus guter Familie, der endlich seiner still gehegten Leidenschaft in einem gebräuchlich duftenden Billete, das er an die Gefeierte abschickte, Sprache lieh, und um Zulaf zu einem Besuche bat. Fräul. Janauschek antwortete sogleich auf das artigste und schloß mit dem Versprechen, daß der Herr der Erste sein werde, an den sie eine Einladung ergeben lasse, sobald sie, was nächstens geschehen solle, einen Kinderball gebe.

Daß die industrielle Bewegtheit der Amerikaner vor keinem Unternehmen zurückschreckt, haben mehrere Beispiele bewiesen; nachstehende Thatsache aber hebt allen bisherigen die Krone auf, und läßt in Zweifel, ob man über die Zümmoralität eines Volkes, wo dies möglich ist, klagen, oder über die eigenthümliche Erfindungs-gabe desselben lächerlich sein soll.

Nach dem Verschwinden des berühmten Schwindlers Barnum nimmt gegenwärtig in New-York ein Mr. Perham dessen Stelle ein und wird ihn bald im amerikanischen Humberg übertreffen. Derselbe hat nämlich in den sogenannten „Chineſe Aſſembly Rooms“ zu New-York am Montage den 23. Februar d. J. ein großes bewegliches Panorama eröffnet, zu dem jeder Besuchende für den Eintrittspreis von einem Dollar ein Loos zu einer bisher ungewöhnlichen Auspielung erhält, deren Hauptgewinn nichts weniger als eine junge und schöne heirathsfähige Dame mit 25,000 Dollars in der Hand und ein bekannter heirathsfähiger Gentleman mit 50,000 Dollars sind. Am Eröffnungstage ward diese junge Dame sehr zahlreich versammelten Gesellschaft, die aus den ersten Kreisen der Stadt gebildet war, vorgestellt. Ein Mitglied des zur Ueberwachung des Unternehmens und zur Sicherstellung des Publicums aus bekannnten Personen der Stadt gebildeten Comité's führte die Dame vor. In dem jugendlichen Glanze ihrer Schönheit trug dieselbe einen weißen fashionablen Sperrmantel mit zartem Rosa gefüttert und befestigt, ließ einen Theil ihrer schön gefärbten weißen Schultern sehen, streckte unter dem eleganten seidenen Kleide ein nur handgroßes Füßchen hervor, kokettirte mit ihren schönen schwarzen Locken, verneigte sich mit erröthendem Gesichte und verschwand vor den vollständig bezauerten, in großer Zahl versammelten Herren, von denen natürlich viele nichts Eiligeres zu thun hatten, als mehrere Loose zu kaufen. Gleichzeitig wurde den Anwesenden eröffnet, daß, wer einen von diesen Capitalpreisen gewinne und nicht gebrauchen könne, wie verheirathete Leute, oder wenn Preis und Gewinn sich nicht gefielen, die Summe von 5000 Dollars als Ersatz gezahlt werden solle. Die Verloosung soll alsbald vor sich gehen, wenn durch die Besucher des Panoramas und die eingezahlten Dollars die Summe voll ist, die der ehrenwerthe Mr. Perham zur Deckung seiner Kosten für nöthig hält.

Eigenschaften des Kaffees. Der Kaffee, versichert ein deutscher Arzt, ist das kräftigste Mittel, die unangenehmen Wirkungen animalischer oder vegetabilischer Fäulniß zu verhindern, sie gänzlich aufzuheben. Zur Bekräftigung seiner Ansicht führt er mehre Thatsachen an, unter andern die folgenden:

Ein Zimmer, in welchem viele Tage in Fäulniß übergegangen Fleisch gestanden, ward augenblicklich von jedem üblen Geruch befreit, als man ungefähr 1½—2 Pfund frisch gebrannten Kaffee hineintrachte.

In einem andern Raum, welcher mit Schwefel vermishtes Wasserstoffgas und Ammoniak in großer Menge enthielt, verschwand der Geruch augenblicklich durch Anwendung ½ Pfundes frisch gerösteten Kaffees.

Dem Ausspruche desselben Arztes zufolge zerfällt der Kaffee auch den Geruch des Bisam und sogar Asafetida. Um dies zu bewirken, sößt man in einem Mörser eine Quantität ungebrannten Kaffees und streut ihn auf eine mächtig heiße Eisenplatte, so daß er eine bräunliche Farbe erlangt.

Der Kaffee besitzt auch noch eine andere, beſcheidene, doch sehr nützliche Eigenschaft; er bewahrt die Milch vor dem Umschlagen. Vermischt man Milch mit etwas Kaffee, so kann sie mehrere Tage aufbewahrt werden und zeigt beim Wärmen keine Veränderung, als die von der Vermischung mit dem Kaffee herührende.

Bei dieser Gelegenheit mag noch ein einfaches Mittel erwähnt werden, wodurch man sich überzeugen kann, ob unter dem gemahlen gekauften Kaffee Sichorie befindlich sei. Man füllt ein Gefäß mit Wasser, und streut den Kaffee auf die Fläche desselben. Der Kaffee schwimmt oben, das Sichorienpulver sinkt augenblicklich zu Boden und färbt das Wasser gelb.

[2271]

Ein Gärtner in Rethel (Ardennen), Namens Millet-Brulé, hat die Entdeckung gemacht, die Zahl, die Form und die Stellung der Zweige eines Baumes oder Strauches zu bestimmen. Die Lösung dieses Problems war schon von vielen Gärtnern fruchtlos versucht worden, und ist nun dem genannten Erfinder durch ein höchst einfaches und profaisches Mittel gelungen. Bisher war es noch Niemanden eingefallen, die Ursachen zu ermitteln, welche die gabelförmige Spaltung der Aeste verursachen. Den aufmerksamen Beobachtungen Millet-Brulé's zufolge genügt der Biß oder Stich eines Insectes an einer Astknospe, um sie zu verdoppeln, verdrei- oder vervierfachen, um dieselbe in mehrere Knospen zu zertheilen, welche sich selbstständig entwickeln und alle Aesten der Vegetation durchmachen. Millet-Brulé hat mit einem Messerschnitte dieselbe Erscheinung hervorgerufen, welche das Insect erzeugt, und somit das Mittel gefunden, die Zahl und Stellung der Aeste und Zweige beliebig zu ordnen.

[2272]



Seidene und wollene Stoffe zu waschen.

Man läßt 2 Pfund Kleie mit 14 Pfund Wasser kochen, gießt dieses Wasser dann durch ein leinenes Tuch und wäscht damit Foulards, seidene und wollene Kleider und Schürzen, Tücher und Bänder. Nach dem Waschen wendet man die Stoffe aus — bei den seidenen bedient man sich dazu eines leinenen Tuches — und plättet sie noch feucht.

Die Bänder werden auf feines Leinen zum Trocknen ausgebreitet, in eine leichte Auslösung von Haufenblase getaucht, um ihnen Glanz zu geben, mit den Händen möglichst gut ausgebüttelt, und wieder auf der Leinwand ausgebreitet. Wenn sie halb trocken sind, legt man auf das Plättbrett einen Bogen Papier, ein Stück des halbfeuchten Bandes darauf, auf dieses wieder ein Blatt Papier, fährt mit dem heißen Eisen darüber, und zieht das Band glatt und glänzend hervor.

Zum Waschen wollener Stoffe bedient man sich auch der sogenannten Seifenwurzel; man läßt sie kochen, wie oben bei der Kleie beschrieben, gießt das Wasser durch und wäscht damit. Auch die wollenen Stoffe müssen vor völligem Trocknen geplättet werden. [2265]

Lippenpommade.

Man stellt ein Gefäß mit etwas weißem Wachs (Zingfernwachs) in kochendes Wasser und läßt es auf diese Weise schmelzen — dazu dreimal so viel Mandelöl und ein wenig Wurzelrinde der Pflanze, die man Ochsenzunge nennt, um der Pommade Farbe zu geben. Ist das Ganze hinreichend verbunden, so gießt man es durch ein Tuch, reibt es in einem Porcellan- oder Steinmörser, thut einen Tropfen Rosenessenz hinzu und füllt es in Büchsen. [2263]

Feine Lederhandschuhe zu waschen.

(Ziegen- und Lammsleder.)

Man befeuchtet ein Stückchen dichten Flanells und drückt es leicht in Seifenpulver. Den Handschuh, entweder auf eine Form gezogen, oder jeden Finger durch ein Stäbchen ausgefüllt, reibt man mit diesem Flanell, welcher die Unreinigkeit des Leders annimmt. Ist der Handschuh trocken, so gießt man ihm neuen Glanz durch Einreiben mit pulverisirtem Talkstein. [2264]

Bürsten durch Schwämme ersetzt. Man hat schon oft bemerkt, daß die Bürste Fettflecken von einem Kleidungsstück wegnimmt, um sie auf das andere überzutragen. — Man reinigt damit einen Gegenstand auf Kosten des andern, wie deutlich zu sehen ist, wenn man am Rande eines Tisches über weißes Papier mit einer Bürste hinfährt. Das bloße Ausklopfen des Kleides ist noch besser als das sogenannte Reinigen desselben mit einer fettigen Bürste. Ein wohl gewaschener, in einer reinen Serviette gut ausgedrückter Schwamm ersetzt die Bürste vollkommen, wenn man das Tuch, den Sammet, den Vespel des Hutes u. s. w. dem Strich nach damit bestreicht, und sogar der Rest von Feuchtigkeit im Schwamm ist zur Entfernung der meisten Flecken geeigneter als die scharfe, nicht völlig reine Bürste. [2266]

Quittensgrup. Man nimmt ein Duzend sehr reife Quitten, befreit sie von Kernen und Schalen, stampft das Fleisch, legt es in ein reines Tuch und drückt mit den Händen den Saft in ein dazu bereit stehendes Gefäß. Darin läßt man ihn eine Weile stehen und klärt ihn dann ab. Zu einem Pfund Saft gehört ein Pfund Zucker, das mit einem Glase Wasser kochen muß, bis es perlt. Ist der Zucker in diesem Grade des Siedens, so thut man den Quittensaft hinzu und läßt Beides zusammen so lange kochen, bis der Syrup Faden zieht. Dieser Syrup ist, mit Reiskwasser genommen, ein vorzügliches Mittel bei Störungen des Magens. [2267]

Eibischgrup oder Althee. Ein Pfund Zucker muß mit einem Glase Wasser so lange kochen, bis es perlt, dann gießt man Eibischthee hinzu, der auf folgende Art bereitet wird: Man kocht in zwei Quart Wasser drei Viertel Pfund klein geschnittene Eibischwurzel, nachdem sie vorher sorgfältig gesäubert und gewaschen. Wenn das Wasser beim Untersuchen am Finger klebt, wird es sammt den Wurzeln in ein reines starkes Tuch gegossen und durchgedrückt, so lange, bis die Wurzeln keinen Saft mehr enthalten. Nachdem dieser starke Eibischthee sich gesetzt, gießt man das Klare davon mit dem gekochten Zucker zusammen und läßt Beides so lange kochen, bis sich ein consistenter Syrup daraus gebildet. Dieser Syrup ist ein wirksames Mittel gegen Katarrh. [2268]

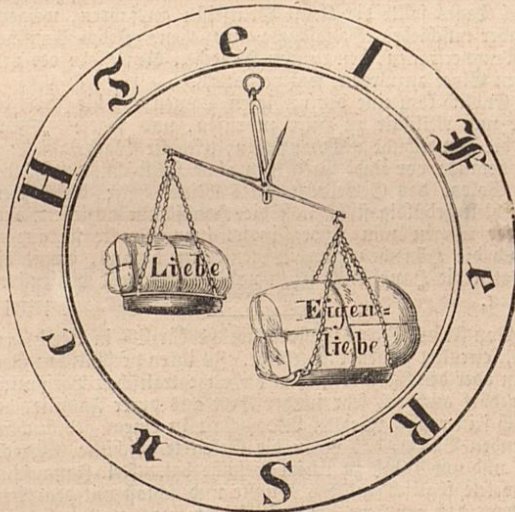
Tintenflecke kann man, wenn sie auch sehr alt sind, ausbringen, wenn man feingeriebene Klee- oder Zuckerfäure mit Wasser zu einem Brei macht und auf den Fleck über Nacht wirken läßt; dann nimmt man mit einem Messer die Säure weg und streicht einen feinen Brei von Chloralkali darüber, den man so lange darauf läßt, bis der Fleck weg ist; selten braucht man die zwei Operationen zu wiederholen. Papier wäscht man dann dadurch aus, daß man es in warmes Wasser öfters eintaucht und abrinnen läßt und dann das Blatt zwischen 2 Tischen hängend trocknen läßt. [2269]

Räselprung - Aufgabe.

gen	Baum	im	schön	Von	Wö	ben	Sang
Busch	so	thau	Der	glanz	Durch	Schmerz	D
D	Mor	und	Thal	Die	Far	gel	bebt
ist	in	Höhn	weicht	weit	lings	blau	der
jaucht's	Früh	wie	Früh	und	je	das	zeit
dust	nen	luft	und	Klang	solch	Raum	melz
lings	laut	D	Wü	im	je	dem	Serz
Son	then	glanz	in	hol	D	Him	dem

[2258]

Rebus.



[2273]

Auflösung des Rebus in Nr. 15.

Fast alle Dummköpfe dünken sich Wunder wie geisticht.



Einer offenen Bitte oder einer frohigen Forderung widerstehen, zeugt noch nicht von Charakterfestigkeit; diese Eigenschaft besitzt nur Derjenige, welcher der Schmeichelei und Verstellung gegenüber in seinen Entschlüssen nicht wankt.

Ein Hauch reicht zwar hin den Glanz des hellpolirten Stahls zu trüben, doch schon nach wenig Augenblicken strahlt die glatte Fläche wie vorher; wiederholt sich jedoch unvorlässiger Weise dieser Hauch öfters, so zeigen sich endlich die Spuren des Rostes, welche meist nur schwer — manchmal auch gar nicht zu vertilgen sind. — So wirkt die Berührung mit niedrigen, gemeinen Seelen auf einen edlen Charakter erst nur einen leichten Schatten, welcher unter dem Glanze anerkannt guter Eigenschaften bald verschwindet, aber durch unachtsame Wiederholung endlich Flecken zurückläßt, die der Betheiligte, wenn er sie — gewöhnlich zu spät — gewahrt, nur schwer oder auch nie verwischen kann.

Man erringe den Muth, sich arm zu zeigen, so raubt man der Armuth den schärfsten Stachel.

Offenheit ist das Siegel des Edelmuthes, der Scham und Stolz des Mannes, der süßeste Reiz des Weibes, der Spott des Schurken und die seltenste Tugend der Gelehrten.

Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Ihm ist die Welt gegeben; was er nicht hat, ist er. Denn ob Du einsam auf einer wüsten Insel darbst, ob Du einsam im wüsten Herzen geniehest: Du bist nicht glücklich, wenn Du einsam bist.

Die Probe eines Genusses ist seine Erinnerung.

Wenn ein Geiziger gestorben, hebt sein Schatz erst an zu leben: Jeder wünscht bei diesem Rinde einen Pathen abzugeben.

Das gegenwärtige Leben ist nur ein Augenblick, und der gegenwärtige Augenblick nur ist das Leben.

Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an. Er heißt Muth!

Die Religion ist die beste Führerin durch das Leben, die beste Leiterin in frohen Tagen, die beste Hüterin im Unglück. Der Grund aller Religion ist feste, unerschütterliche Ueberzeugung von dem Dasein Gottes, von seiner Vorsehung, von dem hohen, Alles überwiegenden Wert der Tugend, von der Unsterblichkeit unseres Wesens, und der Vergeltung nach dem Tode für unser Leben hier auf der Erde.

Wie Wind im Käfige, wie Wasser in dem Siebe Ist guter Rath im Ohr der Thorheit und der Liebe. [2261]



Correspondence.

- Fr. Fr. G-r. in R-n. In Nr. 15 des Bazar (Correspondenz) haben wir bereits den Fehler berichtigt und gesagt, daß nicht Nr. 5 der Strohhut Modelle, sondern Nr. 6 (der runde Hut) gemeint war.
- H. B. in L-g. Mit Dank empfangen.
- Pepino in P-th. „So ziemlich.“
- Fr. v. W. in -m. Erhalten und danken schön.
- Fr. Josef Maria L. in W-n. Es sind viele Briefe eingelaufen, welche, wie Sie, auf die fragliche Angelegenheit näher eingehen. Wir haben aber zu bedauern, daß die Tendenz des Bazar, so viel Treffendes Sie auch zur Sprache bringen, ein weiteres Verfolgen dieser Idee nicht erlaubt, und müssen uns begnügen, dieselbe zur Sprache gebracht zu haben.
- Fr. M. Th. in G-n. Die nächste Nummer bringt Abbildungen neuer Mantillen; die darauf folgende Nummer liefert Schnittmuster dazu.
- Fr. Ludmilla in G. Wäsche, welche durch zu langes „Liegen“ gelb geworden ist, erhält ihre volle Weiße wieder, wenn man sie mit kochender Pottaschenlauge übergießt und sie 24 Stunden darin weichen läßt, dann in eine Auflösung von Chloralkali so lange als nöthig legt, sie hierauf auspült, in Seifenwasser kocht, wieder spült und trocknet.
- Man bringt vergilbte Wäsche auch wieder weiß, wenn man sie in Buttermilch, welche man einige Tage stehen und völlig sauer werden läßt, einweicht und sie eine Zeit lang darin liegen läßt (gröbere Wäsche länger als feine); hierauf arbeitet man die Wäsche gut durch, wäscht sie mit Seife in lauwarmem Wasser, spült sie in kaltem Wasser nach, ringt sie aus und trocknet sie.
- Fr. Th. G. in G. Wir denken das Dessin so bald als es möglich ist zu liefern. Aber eine solche Abwechslung in den Zeichnungen, wie Sie wünschen, erlaubt der Raum nicht; wir können höchstens ein Dessin von der Länge einer halben Elle geben, welches bei der Ausführung wiederholt wird.
- Fr. Frfr. v. P. in -t. Wir liefern diese Schnittmuster; nur ist jetzt noch nicht die Zeit; aber sie folgen bald.
- Fr. L. N. in B. Wir bringen bald neue Faillenschuhte.
- Fr. H. W. in R-e. Wir bitten, den Auftrag dem betreffenden Post-Amt zu übergeben, bei dem Sie auf den Bazar abonnirten.

Redaction und Verlag von L. Schärer in Berlin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, sowie von allen Post-Ämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, sowie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.

Die Administration des Bazar.



Nr. 18.

Alle 8 Tage erscheint eine Nummer.

Berlin, 8. Mai 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

V. Band.

Tapissierie-Muster

zur Fußbank oder zum Fußkissen.

Material: feiner Ganevas, Filofelle (Halbseide) und Zephyrwolle.

Zu einer kleinen Fußdecke.

Material: starker Ganevas, Berliner Wolle.

Es wird kaum ein Tapissieriemuster geben, das bei so großer Einfachheit so belohnende Resultate liefert, als dieses, welches durch die Leichtigkeit der Zeichnung die Ausführung in einer Farbe möglich macht, ohne sich in Unklarheit zu verlieren. Das Muster selbst wird zu einer Fußbank in Filofelle (die zu Tapissierie-Arbeiten gebräuchliche Halbseide), die Füllung in Zephyrwolle ausgeführt. Einer bestimmten Farbenangabe enthalten wir uns, da den verschiedenen Geschmacksrichtungen gerade bei diesem einfachen Muster ein weites Feld gelassen ist, und sprechen nur unsere Ansicht dahin aus, daß zwei Farben derselben Schattirung der Stickerei ein distinguirtes Ansehen geben würden; z. B. das Muster hellgrüne Seide, Füllung dunkelgrüne Wolle; das Muster hellroth, Füllung dunkelroth u. s. w.; auch die so beliebte maizgelbe Seide, zum Muster verwandt, in dunkelrother oder dunkelgrüner Füllung würde von guter Wirkung sein, nicht minder eine schattirte Füllung, z. B. grün: in der Mitte des Musters, im Innern des ausgezackten

ovalen Kreises mit Schwarz beginnend, und, der Form der Arbeit nach, zum Rande hin, durch dunkle zu helleren Farben übergehend.

Als Fußbank erhält die Stickerei entweder eine Schnur in entsprechender Farbe als Einfassung, oder wird mit Messingzwecken (Nägeln) an das Gestell befestigt. Als Fußkissen ist eine drillierte Franze zum Befestigen vorzuziehen.

Für den Zweck eines kleinen Fußteppichs, wie solcher vor dem Schreibtisch oder vor dem Bett seine Anwendung findet, könnten wir die obigen Rathschläge in Betreff der Farbensammensetzung nur wiederholen, mit dem Unterschied, daß beim Teppich das Muster nicht in Filofelle, sondern, wie die Füllung, in Berliner Wolle gearbeitet wird.

Die Vollendung der Stickerei als Fußteppich geschieht durch ein Futter von ungebleichter Leinwand und den Befestigung durch eine Schnur oder wollenen Franze. [2282]

Die Sonnenschirme.

Es gehört mit zu unsern angenehmsten Pflichten, von den Sonnenschirmen zu sprechen, von den zierlichen Schildern, bestimmt, die Pfeile brennender Strahlen aufzufangen, welche nicht nur mancher zarten Haut, sondern auch manchem klaren

Auge Gefahr drohen. Wie gern greifen wir zu dieser leichten Schutzwaaffe; haben wir doch nicht nöthig, gegen einen Feind sie zu brauchen, sondern nur gegen die überströmende Glut unserer gemeinschaftlichen Freundin, der allerwärmenden, allbelebenden Sonne. — Solche Waffen zu tragen, ist keine Last, die Mode hat dafür gesorgt, daß es keine sei, sondern ein reizendes Spielzeug, womit man tändelnd sich schützen kann.

Wir erwähnten bereits, daß die kleinen sogenannten Kinder, welche im vorigen Sommer allgemein getragen wurden, für die diesjährige Saison beibehalten sind, und ist diese dauernde Gunst wohl zu erklären durch die Zierlichkeit dieser Schirme und deren zweckmäßige Gliederung, welche ihrer Verpackung sogar in eine mäßig große Reisetasche keine Schwierigkeiten entgegenstellt.

Wo es darauf ankommt, gegen Eventualitäten des Wetters gerüstet zu sein, z. B. zu Landpartien oder bei weiten Geschäftswegen, wo weniger ein elegantes Ensemble der Toilette gefordert wird, bedient man sich noch häufig der großen seidenen Schirme, „Zweifler“ oder „en tout cas“ genannt, welche gleich brauchbar sind als Stütze, wie zum Schutz gegen Regen und Sonnenschein.

Doch diese Schirme gehören nicht eigentlich in das Bereich der Mode, da das Princip der Nützlichkeit allein ihrem Gebrauch zum Grunde liegt und sie von manchen Verzierungen ausschließt, welche die Eleganz den modischen Schirmen erlaubt, ja gebietet.



Tapissierie-Muster.

Chatelaine-Tasche.

Material: schwarzer oder dunkelfarbiger Sammet, und Stahlperlen.

Diese Taschen werden bekanntlich am Gürtel getragen und mit einer kleinen Klappe, welche mit an die Rückseite der Tasche geschnitten ist, geschlossen. Man verziert nur die vordere Seite der Tasche mit einer reichen Perlenstickerei, und zur Ausführung einer solchen in Stahlperlen ist das vorliegende Dessin

bestimmt. Die schraffirten Partien werden plattstichartig mit Perlen gefüllt, die einfachen Linien durch einzelne Perlenreihen gebildet. Hierzu verwendet man kleine Stahlperlen, deren man bei den Linien stets drei zu einem Stiche aufreißt, diesen Stich genau der Contour nach richtet und den nächsten so dicht wie möglich an dem vorhergehenden beginnen läßt, damit in der Perlenreihe keine Lücken entstehen. Die Reihen einzelner Punkte an den Blumen des Dessins werden ebenfalls mit Stahlperlen, doch mit größeren, gearbeitet.

Den unteren Rand der Tasche, von den Spitzen zu beiden Seiten gerechnet, verziert man mit einer reichen Stahlperlenfranze oder einer Garnitur, in der Art, wie wir sie unseren Leserinnen in Nr. 16 des Bazar an der gestrickten Börse mitgeteilt haben. Zu bemerken ist noch, daß der Tasche jedenfalls oben querüber durch ein eingenahtes Fischbeinsläbchen Steife gegeben werden muß. Will man diese Tasche am Arm tragen so müssen beide Seiten derselben mit Stickerei verziert und zum Schließen die Tasche mit einem Stahlbügel versehen werden.

[2294]

Wir wenden uns also nach dieser kurzen Abschweifung den eleganten Schirmen wieder zu, um ihre Toilette mit Aufmerksamkeit zu betrachten — und das ist heut nicht so schnell geschehen, als es vielleicht vor — 10 Jahren geschehen wäre. Damals trugen die Schirme mehr oder weniger einfache Kleider, jetzt ist ein einfacher Schirm fast nicht mehr zu finden, und wo er zu finden, zu feiner Toilette nicht passend.

Jeder elegante Schirm ist (durch seidenes Futter) mindestens doppelt, sehr häufig aber auch dreifach bekleidet, durch einen Ueberzug von schwarzem Tüll oder Spitzen, welcher die ganze Größe des Schirmes einnimmt. So verschwenderisch dies klingt, hat diese Mode doch ihre sehr ökonomische Seite. Wenn ein heißer Sommer dem vielgebrauchten Schirm den Lüfte der Neuheit geraubt, und der weibliche Sparsinn gegen den Ankauf eines neuen Schirmes sich sträubt, ist ein verabschiedeter Spitzenshawl, eine Tüllmantille, welche schon anderweitig Dienste geleistet, im Stande, des gebrauchten Schirmes kleine Schwächen unter dem Mantel modernster Eleganz zu verhüllen.

Die gebiegensten Stoffe zu Schirmen sind: Moiré antique und mit Sammet broschirte Seidenstoffe in den verschiedensten Farben — doch auch leichtere Seidenstoffe verschiedener Art, wie Tasset, Marcelline, Seidenbast, werden zu Schirmen verwandt, feiner weißer Mull sogar, mit passendem Muster zierlich gefärbt auf farbige seidener oder auch weißer Unterlage darf zu den eleganten Stoffen gerechnet werden. Der Vortheil solcher Schirme von Mull ist selbstverständlich in ihrer Waschfähigkeit zu suchen, welche es möglich macht, nach einjährigem Tragen dieselben vollkommen neu wieder herzustellen.

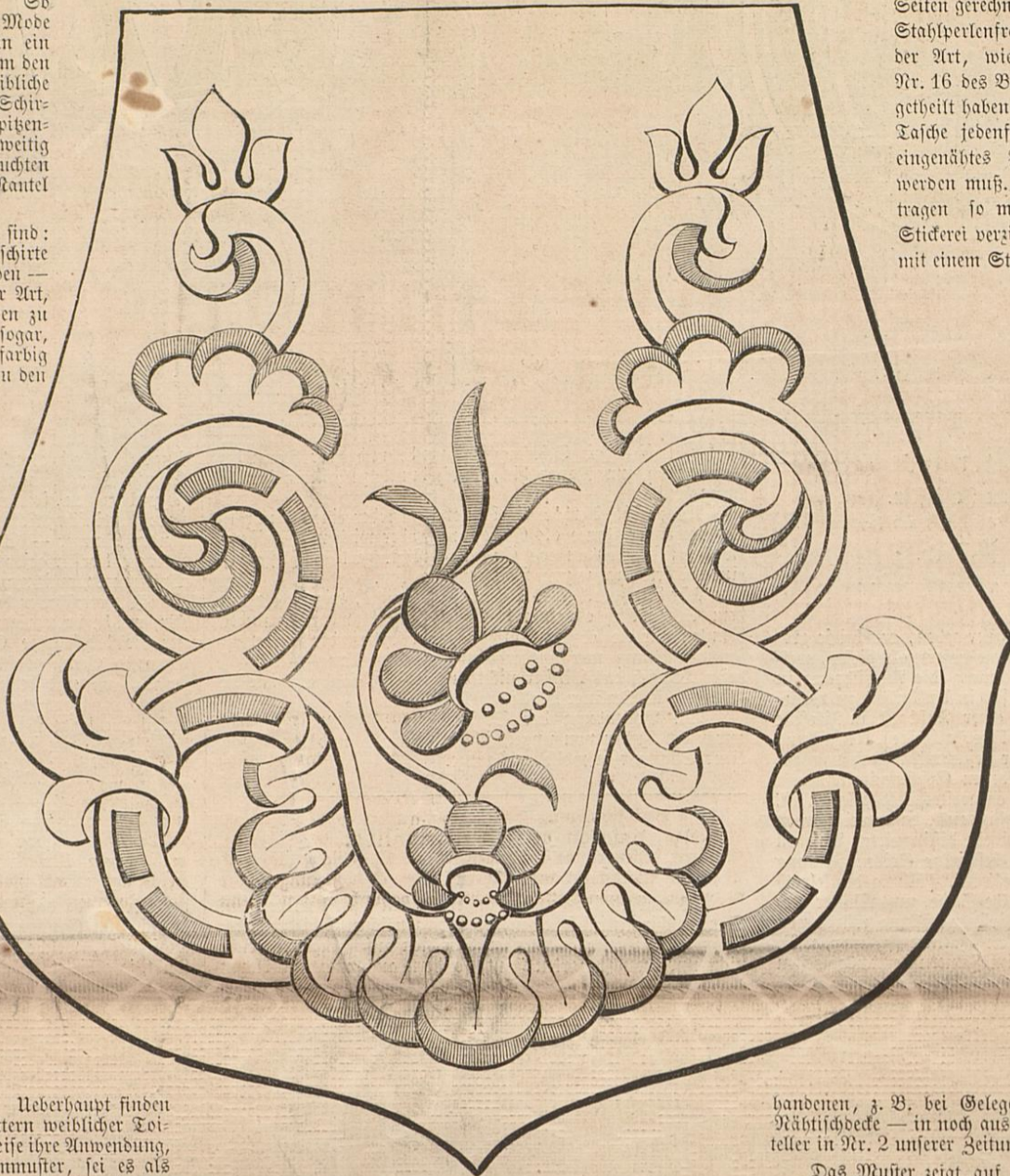
Zum Befestigen seidener Schirme verwendet man am häufigsten seidene Franzen, welche zuweilen, am Futter befestigt, unter den ausgeklagelten Festons des Ueberzuges hervorkommen, oder letzterer wird ebenfalls mit Franzen besetzt, welche die des Futters nicht völlig bedecken, wodurch namentlich bei der Zusammenstellung von Weiß mit Rosa, Himmelblau oder andern zarten Farben die Contrastsehr angenehm ins Auge fallen.

Schirme von leichtem Seidenstoff erlaubt die Mode mit mehreren bis über die Mitte hinaus reichenden Volants zu verzieren, eine Freiheit, welche dem conservirenden Talent der Frauen nicht minder Gelegenheit zur Uebung gestattet, als die Ueberzüge von Tüll und Spitzen. Eine beliebte Verzierung ist auch ein in der Mitte rings um den Schirm laufender Puff von der Breite 1/2 Viertelelle, mit schmalen Franzen oben und unten aufgesetzt und mit Perlen oder Schmelzquimpe garnirt. Ueberhaupt finden Schmelz und Perlen, diese beliebten Zierden weiblicher Toilette, an den Schirmen in verschiedener Weise ihre Anwendung, sei es als Bestandtheile größerer Arabeskenmuster, sei es als Klein, zu kleinen Blumen oder Sternchen vereinigt. In Berücksichtigung des so entschieden auftretenden Geschmacks für derartige Schirmverzierungen bringt das diesmalige Supplement unserer Zeitung einige Dessins: mit Seide und Perlen, mit Schmelz und Perlen und mit weißer Baumwolle auf weißem Mull zu sticken. Nur fassen wir bei dieser Gelegenheit, vor Beginn einer solchen Arbeit ja das genaue Maas eines Theiles des Schirmes abzunehmen, dem die Arbeit als Ueberzug bestimmt ist, da eine kleine Differenz leicht die ganze Arbeit vergeblich machen oder mindestens den Ankauf eines neuen Gestelles verursachen könnte.

Unsere Muster, nach der durchschnittlichen Größe der Schirme entworfen, können gleichwohl nicht zu der Größe Aller passen, müssen daher vor dem Gebrauch geprüft und den zu stickenden Schirmtheilen entsprechend eingerichtet werden.

Bei der jetzigen Beliebtheit leichter Schirmüberzüge findet die Ausdauer junger Damen auch Gelegenheit, sich an feinen Häkel- oder Filetarbeiten für diesen Zweck zu üben. Weißer Filet, mit durchzogenem Muster, auf blauer oder rosa Unterlage, ist eben so modern als schwarzer Seidenfilet auf demselben oder dunklerem Grunde mit Verzierung schmalen schwarzen Sammetbandes. Grauseidene Schirme mit Ueberzug von schwarzem Tüll, Spitzen oder Filet werden zur Halbtrauer häufig getragen. Schließen oben in der Mitte der Schirme sind stets noch eine beliebte Verzierung derselben.

[2284]



Chatelaine-Tasche.

Dessin

zu einem Flaconteller, Lampenteller oder zum Boden eines Körbchens.

(Mosaik.)

Material: böhmische Perlen in den unter dem Muster angegebenen Farben.

Unsere Angabe für die Bestimmung dieses Musters zu einem Flacon- und Lampenteller zugleich wird durch die Verschiedenheit der Perlen gerechtfertigt, deren Anwendung in dieser oder jener Größe die Arbeit für den einen oder den andern Zweck passend macht. Als Boden zu einem Körbchen läßt sich die edige Form, wo diese nicht geeignet ist, durch Weiterführen des Perlengrundes, zu einer runden gestalten; und wäre dazu nur nöthig, mittelst eines Zirkels von einer der beiden Spitzen des Musters aus eine Kreislinie zu ziehen und dasselbe darnach zu vervollständigen.

Eine Anleitung für die Arbeit selbst wiederholen wir hier nicht, sondern verweisen auf die in den letzten Nummern mehrfach vorkommenden, z. B. bei Gelegenheit des Klingelzuges und der Nähtischdecke — in noch ausführlicherer Weise bei dem Lampenteller in Nr. 2 unserer Zeitung.

Das Muster zeigt auf dunkelblauem Grunde eine bunte Palme, und sind die dazu gehörenden Farben der Perlen in jeder der Abbildung selbst erklärt. Das Weiß in der Palme ist ebenfalls in dichten (nicht Krystall-) Perlen zu nehmen, bei dem darauf befindlichen bunten Muster hingegen jede beliebige Veränderung gestattet. Vollendet, wird die Arbeit auf eine nach der Form geschnittene, weiß beklebte Pappe genäht und — als Korbboden, in bekannter Weise an den Korb geheftet — als Flacon- oder Lampenteller mit einer Perlenfranze oder einer kunstvolleren Garnitur umgeben, zu welcher die ersten Nummern dieses Jahrgangs Abbildungen liefern.

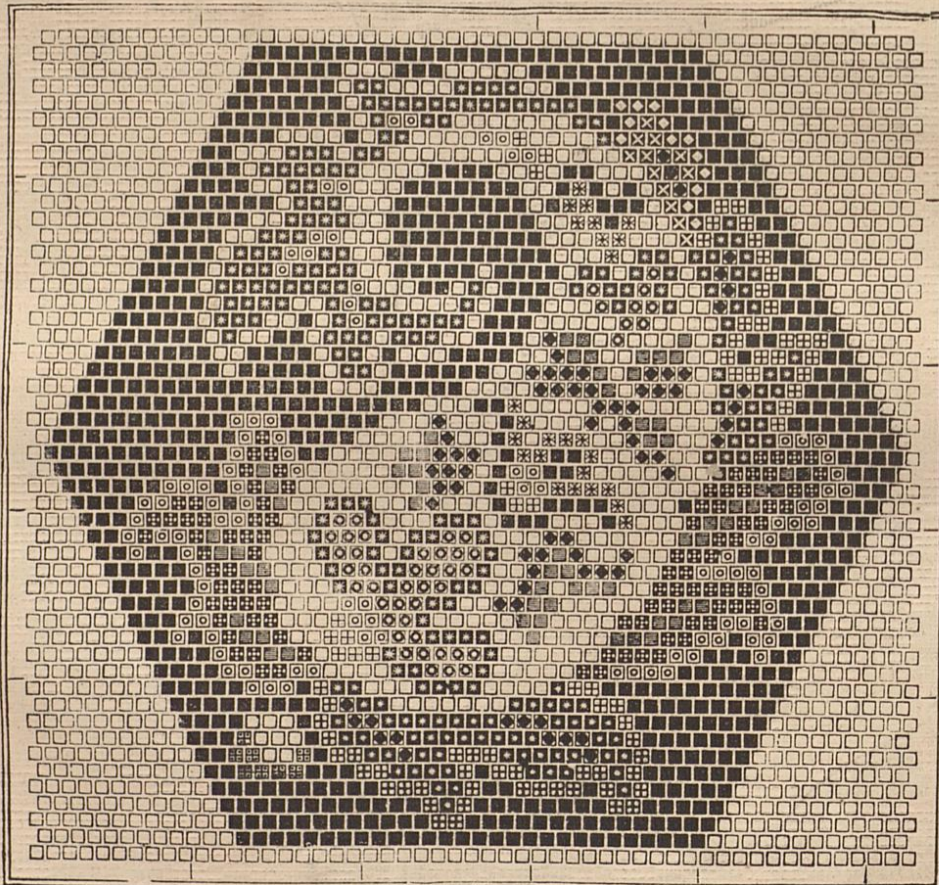
Einige Alphabete

zum Zeichnen der Wäsche.

Der Wunsch einiger Hausfrauen, mehrjähriger Abonnentinnen des Bazar, veranlaßt uns zur Mittheilung dieser einfachen Alphabete, welche ihre Anwendung finden zum Zeichnen der Gesinde- oder starker Hauswäsche, deren Stoff oder Bestimmung eine Bezeichnung mit gestickten Buchstaben und Zahlen schwierig und überflüssig macht.

In Betreff der Ausführung wie der besonderen Verwendung der verschiedenen Alphabete und der Zahlen ist keine Anleitung nöthig.

[2295]



Erklärung der Zeichen: □ weiß, ■ grau, ⊙ gelb, ⊞ orange, ⊠ braun, ⊚ rosa, ⊛ karminroth, ⊞ zinnoberroth, ⊞ hellgrün, ⊞ dunkelgrün, ⊞ dunkelbraun, ⊞ hellblau, ⊞ dunkelblau.

Dessin zum Flaconteller, Lampenteller oder zum Boden eines Körbchens.



Alphabele und Zahlen.

Deffin zu Notenmappen.

Material: graues Leder, schwarzer Sammet, Goldlitze, Goldperlen und schwarze Perlen.

oder zu Decken kleiner Tische u. s. w.

Material: silbergraues oder modifarbenes Tuch, schwarzer Sammet, schmale Litze, schwarze geschliffene Perlen.

Die Anfertigung dieser Arbeit geschieht ganz nach der in Nr. 12 unserer Zeitung bei Gelegenheit der Tasche beschriebenen

Weise, nur bringen wir hier noch in Erinnerung, beim Auflegen der Sammetfiguren ja mit größter Accurateffe zu verfahren und sie denen auf Tuch oder Leder gezeichneten ganz genau anzupassen, was bei der großen Dehnbarkeit so schmaler Sammetstreifen jedenfalls ein schweres Unternehmen ist.

Zu Berücksichtigung dieser Schwierigkeit machen wir den Vorschlag, denjenigen der 2 schwarzen, das Muster bildenden Streifen, dessen runde Schlingen sich der Mittelfigur zuneigen, in breiter Plattschmur auszuführen. Diese Erleichterung könnte sogar eine geschmackvolle Abwechslung dadurch werden, wenn

man statt schwarzer Plattschmur kornblumenblaue, oder auch eine andere beliebige Farbe angewendet, welche in der Zusammenstellung mit schwarzem Sammet sich gut ausnimmt.

Das ganze Muster in Plattschmur zu arbeiten ist wegen der großen Eckfiguren und der entsprechenden Figuren des Mittelstücks unzulässig. Die auf der Abbildung weiß angegebenen Contouren sind in Litze, die Perlendessins in schwarzen geschliffenen Perlen auszuführen, mit Ausnahme derer, welche auf die mit Goldlitze besetzten Figuren des Musters zu stehen kommen. Zu diesen werden die Goldperlen verwandt



Deffin zu Notenmappen, Decken u. s. w.

die oben, zum Material der Notenmappe gehörig, genannt sind.

Es ist wohl kaum zu bemerken nöthig, daß bei jeder Art der Ausführung das Mittelstück mit dem äußeren Muster vollkommen übereinstimmend sein müsse.

Die Arbeit — als Notenmappe — wird einem Galanteriearbeiter zur Vollendung übertragen, — als Tischdecke — mit Franzen besetzt oder mit Schnur und Quasten versehen.

[2240]

Die Mantillen.

Originale des Magazins von Theodor Morgenstern, Paris, Rue l'Echiquier 8; Berlin, Friedrichstraße.

Es wäre ungerecht, wollte man der Mode den Vorwurf machen, daß sie ihre Verehrerinnen Mangel leiden lasse an irgend einem Toilettenbedürfnis, das zum Bedürfnis der Jahreszeit gehört; an ihr liegt es nicht, wenn an warmen Sommertagen wir, in drückende Hüllen gewickelt, die Hitze drückender empfinden, oder wenn die feuchte Kühle eines Frühlingsabends durch allzu leichte Bekleidung sich einen Weg bahnt.

Die Mode ist, wie gesagt, an den Störungen unserer Gesundheit unschuldig; wir selbst haben uns dieselben zuzuschreiben, indem wir nicht die rechte Wahl getroffen unter den zahllosen Umhüllungen, welche die Mode für jede Nuance des Wetters vorbereitet. Indessen ist ein Irrthum, man muß es zugeben, in dieser Beziehung deshalb so leicht, weil die Wahl so schwer ist unter den zahllosen Werken der Modeindustrie, welche wir als Mäntel und Mantillen kennen. Sie überbieten einander an Schönheit und Originalität der Formen, an Zweckmäßigkeit des Schnittes und Plastik des Faltenwurfs; kein Wunder also, wenn wir unter der Menge des Guten nicht gleich herausfinden, was für uns das Beste sei.

In vorhergehenden Nummern gaben wir bereits Abbildungen von Frühjahrs- und Sommermänteln und lassen nun die Mantillen folgen, ein schon seit Jahren beliebtes Attribut der Gesellschafts- und Straßen-Toilette. Nicht jede Mantille kann beiden Zwecken genügen, doch kann man im Allgemeinen annehmen, daß zwar alle Gesellschafts-Mantillen zur Promenade, nicht aber alle Promenaden-Mantillen zur Gesellschafts-Toilette zu tragen sind, wie z. B. die großen, tief hinabreichenden Façons, deren unsere Abbildungen eine unter dem Namen „Lopage“ zeigen.

Die schwarze Farbe ist zu Mantillen zwar die gesuchteste, doch nicht die allein herrschende; man trägt sie in allen Farben von den verschiedensten Seidenstoffen, Poulte de Soie, Noire antique, am häufigsten von Taffet und mit einem Reichthum der Verzierung, welche fast der Beschreibung spottet. Den deutlichsten Begriff von dieser Mannigfaltigkeit werden unsere Abbildungen geben, zu deren genauer Beachtung wir hiermit auffordern.

Alle hohe Befas aus drei mit Borte angelegten breiten Spitzen wird unterbrochen durch Pyramiden von etwas verschiedener Höhe, im Ganzen sieben an der Zahl, deren größten nach hinten, die kleineren nach vorn angebracht sind. Diese unten $\frac{1}{4}$ Elle breiten Pyramiden, dicht mit querlaufenden schmalen Spitzen besetzt und eingefasst durch eine nach außen stehende mit Borte aufgenähte Spitze, sind, die vorderen (nur halben) ausgenommen, nicht aufgesetzt, sondern eingefest, und

welches je die Phantasie einer Pariser Modistin geschaffen. Wir finden in der That keine Worte für die Figuren, aus denen die Mantille, die langen Achselklappen zusammengesetzt sind; so viel ist gewiß, daß zwischen den klaren Wellen des schwarzen Spitzeneinfasses die Inseln des braunen materielleren Seidenstoffes sich sehr schön ausnehmen. Der das Ganze umfassende Bolant läßt sich schon leichter mit Namen nennen. Er ist von braunem Taffet, unten ausgeschlagen, in der Breite von $\frac{1}{2}$ Elle bis zu $\frac{1}{4}$ Elle variirend, und darüber fällt ein Bolant von schwarzer Spitze ($\frac{1}{2}$ Viertel Elle breit); an den Vorderseiten einfach, am Rückentheile doppelt übereinander; der um den Halsauschnitt laufende Einsatz von schwarzer Spitze hat eine Verzierung schwarzer Seidenpuffeln; eine ähnliche Garnitur mit Ebenenborte umfaßt den Aufsatz des Bolants und die Schulterstücke.

Diane.

Mantille in Shawlfaçon von schwerem schwarzem Taffet, oben schuärzig geschnitten. Dieses sogenannte Fichu, in der Mitte des Rückens $1\frac{1}{2}$ Viertel Elle lang, ist durch einen, mit schmalen gebrannten Franzen besetzten Sammetstreifen garnirt ($\frac{1}{2}$ Viertel breit). Am Rande dieses Fichu entlang geht ein breiter Aufsatz von Taffet, welcher besonders in der Gegend der Arme nach unten zu sehr weit fällt, um diesen und dem Umfang des Kleides Raum zu geben. Die Garnitur dieses unteren Theiles der Mantille besteht aus drei Bolants von der Breite einer halben Viertel Elle, welche mit fingerbreitem schwarzem Sammetband und gebrannten Seidenfranzen besetzt sind.

Anguletta.

Mantille aus grünem Poulte de Soie mit eingewirktem schweren Sammetmuster, von sehr einfachem Schnitt, aber dennoch großer Eleganz, welche durch den Werth des Stoffes und dessen kunstvolle Arbeit hervorgebracht wird. Die Garnitur der Mantille besteht aus zwei Falbelas, deren obere $\frac{1}{2}$ Viertel lang, die untere etwas länger; sie sind nicht auf-, sondern angefest, die erste an den Rand der Mantille, die zweite an einen Streifen schwarzen Tülls, welcher zu diesem Zweck mit dem ersten Bolant zugleich an die Mantille befestigt ist.

Diese beiden Falbelas sind zweimal mit schwarzem Sammetbändchen und mit starken schwarz- und grünseidenen Franzen besetzt.

Ninon.

Mantille von schwarzem Taffet mit dreimaligem Befas schmaler gebrannter Franzen, breiter Sammetstreifen mit Spitzen eingefast und Rücken von gebranntem Florband. Alle drei Garnituren in der auf der Abbildung sichtbaren Folge beschreiben die Form eines spizen Luches. Die zweite Garnitur dient zugleich zur Bedeckung des Aufsatzes der hier angebrachten Vergrößerung der Mantille, welche, nach Erfordernis des Steifrodes unten sich erweiternd, rings um das Obertheil der Mantille gefest ist gleich einem breiten Bolant. Die zweite Garnitur hängt lose über diesem, während die dritte zugleich die Randverzierung des Aufsatzes und mithin der unteren Mantille bildet. Die Garnitur des Halsauschnittes und der Vorderseiten besteht in einer Bänderche und Spitzen.



Lopage.



Troubadour.



Diane.

Mignonette.

Mantille in Shawlfaçon von schwarzem Taffet, hinten eine stumpfe Spitze bildend. Die Garnitur derselben besteht aus vier in regelmäßige Falten gelegten Bolants in absteigender Breite (die untere ist $\frac{1}{2}$ Viertel Elle, die obere ein reichliches Sechszehnthel breit ohne Franzen). Diese Bolants, in deren Zwischenräumen die Mantille mit schmalen Sammetband besetzt ist, sind mit schmalen Seidenfranzen garnirt, welche auch den Ausschnitt der Mantille umgeben. Nur die zwei oberen Bolants gehen rings um den Rand der Mantille; die beiden unteren endigen in der Armbeugung. Der Anschlag des Halsauschnittes wird durch zwei kleine Einnäher an den Schultern bewirkt, und die Mantille vorn durch Haken und Dese geschlossen.

[2297]

Als häufig bemerkbare Eigentümlichkeit der diesjährigen Mantillen muß erwähnt werden, daß ein nach unten sich erweiternder, garnirter Aufsatz in der Gegend der Taille sie fast als ein großes, mit Bolants besetztes Fichu erscheinen läßt. Unsere Abbildungen, denen in nächster Nummer Schnitte folgen, werden diese Wahrnehmung bestätigen, und gehen wir jetzt zur Beschreibung der ersten über.

Lopage.

Mantille von schwarzem Taffet zur Promenaden-Toilette; sie ist, wie die Abbildung zeigt, im Verhältnis zu den andern von bedeutender Länge und von so eigentümlichem Schnitt, daß der Eindruck solcher Eleganz, durch originelle Garnitur gehoben, ihr zuerkannt werden muß. Der untere, eine Viertel

tragen wesentlich zur Erweiterung der Mantille bei. Oben am Ausschnitt der Mantille und an den Vordertheilen entlang läuft ein mehrfacher Befas schmaler Spitzen und Borte, weiter unten wird durch ähnliche Garnitur mit Zusatz einer breiteren Spitze ein tuchartiger Kragen gebildet. Die Mantille, hinten mit einer Naht, ist anliegend.

Troubadour.

Mantille von braunem Taffet und schwarzen Spitzen. Die Beschreibung steht ohnmächtig neben diesem reizendsten Labyrinth,

Erklärung

der auf dem beiliegenden Supplement befindlichen Stickerei-Deffins.

Nr. 1. Dessin eines Sonnenschirmtheils in Plattstich, Kettenstich und Perlen auszuführen. Das dazu nöthige Material ist: cordonirte Seide in der Farbe des zum Schirm bestimmten Seidenstoffes, schwarze geschliffene Perlen in der Größe, wie sie die Zeichnung angiebt. Acht solcher Theile gehören zu einem Schirm und muß beim Aufzeichnen derselben der Einschlag für die Nähte zugegeben werden. Das geschlängelte Muster ist der Contour nach mit Kettenstich zu arbeiten und nach Angabe der Zeichnung mit Perlen zu verzieren. Die runden Muschen des Pleins werden mit Plattstich gestickt und mit einer Reihe Perlen umgeben, auch kann man bei den Muschen anstatt der Perlen eine Reihe Knötchen arbeiten; diese Abwechslung würde keinesweges eine unvortheilhafte sein.

Nr. 2. Dessin zu einem Schirmtheil, in französischer Stickerei auf feinem weissen Mull mit weisser Baumwolle zu arbeiten. Ein solcher Schirm muß, um das Durchschimmern des Gestells zu verhindern, außer dem inneren losen Seidenfutter noch eine doppelte Unterlage von Mull erhalten. Das Dessin dieses Schirmes ist in seiner Ausführung sehr einfach, wir haben dieselbe schon erklärt, indem wir sie als französische Stickerei bezeichneten.

Nr. 3. Dessin zu einem Schirmtheil, auf Seidenstoff mit Schmelz und Perlen zu arbeiten. Das Muster erklärt sich durch die rund und lang gezeichneten Perlen, welche der angegebenen Richtung nach, jede einzeln, aufgenäht werden. Auf schwarzem oder ganz dunkeln Stoff wird durch Stahlschmelz oder Stahlperlen der schönste Effect hervorgebracht, auf hellen Stoffen ist eine Stickerei von schwarzem Schmelz und Perlen nicht minder schön.

Bei der Ausführung dieser Stickereien, welche in einem Rahmen geschehen muß, werden alle 8 Theile eines Schirmes in der Weise auf den Stoff gezeichnet, daß Spitze in Spitze trifft; erst nachdem die Stickerei beendet, schneidet man die Theile auseinander. Was die Garnirungen der Schirme betrifft, so verweisen wir unsere Leserinnen auf den in der heutigen Nummer gegebenen Bericht über Sonnenschirme.

Nr. 4 und 5. Dessins zu Carreaux in englischer Stickerei mit Fileteinsatz, welche zum Ueberzug eines seidnen Kopfstissens oder zu einer Tischdecke mit gleich großen ganz in Filet gearbeiteten Carreaux damenbretartig zusammengesetzt werden. Man stickt die Carreaux Nr. 4 und 5 auf feinem Battist oder Ranfoc und führt das äußere Dessin ganz in englischer Stickerei, das innere kleine Carreaux in seinem Filet aus. Dieses Filetcarreaux wird entweder so groß gearbeitet, daß es den Raum der inneren Languette ganz bedeckt und beim Arbeiten derselben an den

auch die gestickten, in Bezug auf ihre Verschiedenheit, in regelmäßigen Wechsel angebracht. Wie aus obiger Beschreibung hervorgeht, gehören 16 Carreaux zum Ueberzug eines Kopfstissens, d. h. zu einer Seite desselben, was auch völlig genügt, da die Rückseite von feinem weissen Stoff, durch eine vom Rand der Stickerei herabhängende Spitze verdeckt wird; ja die Stickerei kann sogar nur als Antimacassar auf das seidene Kissen geheftet werden.

der laufende Stielstichlinien zu arbeiten. Die Garnirung wird von A zu B, von B zu C eingekraust und unterhalb der eben bezeichneten Stielstichlinie auf der linken Seite an den Kragen genäht und zwar in der Weise, daß A an A, B an B und C an C trifft.

Nr. 7. Dessin zu einem Krage, in englischer und französischer Stickerei auf Battist zu arbeiten.

Die Bindlöcher-Festons, welche den Krage rings umgeben, werden nach außen — an der breiten Seite — languettirt, nach innen cordonirt (mit Stielstich gearbeitet). Alle Rundungen und Ovale, welche innen mit einem Punkte versehen sind, werden in englischer Stickerei ausgeführt; es bleiben hier also nur noch Punkte hoch zu stücken und werden davon die, welche dicht aneinander stehen, zusammenhängend gearbeitet, d. h. ohne den Faden dabei abzuschneiden. Vorn herunter wird der Krage entweder mit 2 oder, bis zur Spitze herunter, mit mehreren Chemiset- oder Manschetten-Knöpfen geschlossen. Derselbe erhält dazu an jeder Seite eine Reihe Knopflöcher.

Nr. 8 und 9. Kinderhaube, auf Mull oder auf Tüll mit unterlegtem Mull zu arbeiten. Die Ausführung des Dessins ist auf jedem dieser genannten Stoffe gleich. Auch hier werden die mit Punkten versehenen Figuren hohl, die mit einer Ader in französischer Stickerei getheilt gearbeitet. Die Zusammensetzung der Haube geschieht nach der Bezeichnung der Buchstaben; nur rathen wir vor dem Aneinandernähen der Theile, die Spitz an die betreffenden Zackeneinschnitte zu befestigen. Die Naht, welche beide Theile verbindet, garnirt man mit einer Spitze oder ganz schmalen Bandrücke. Mit einer Röhre von Tüll umgiebt man den äußeren Rand des Häubchens und zieht ein farbiges Band durch die daran grenzende Löcherreihe.

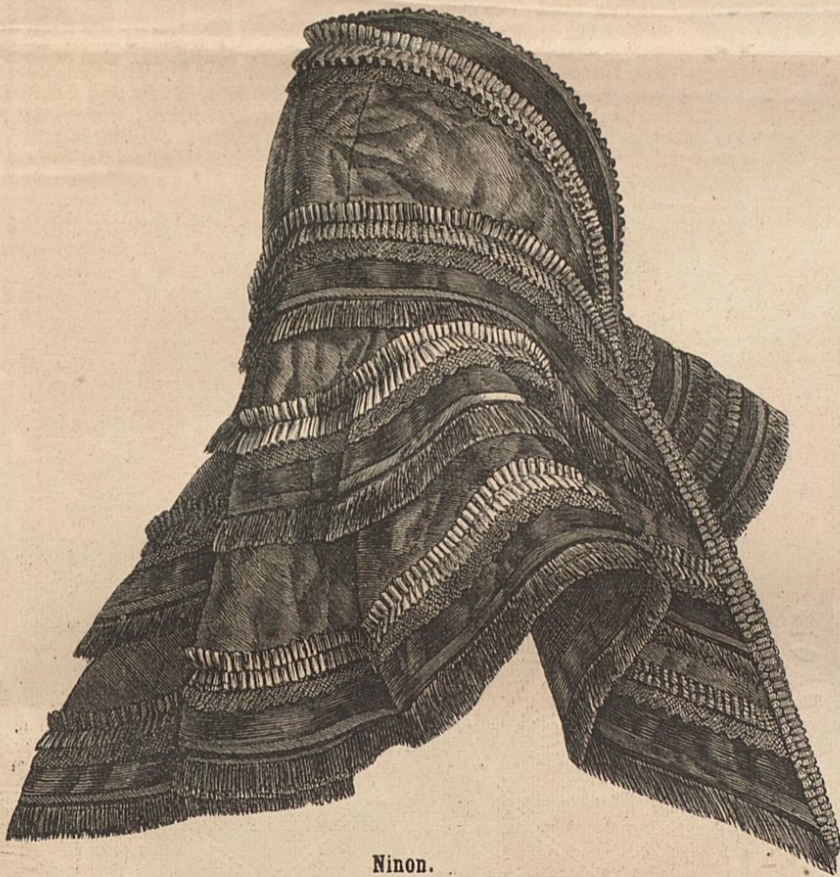
Nr. 10. Dessin zu einem Krage, in französischer Stickerei auf Mull zu arbeiten. Wir bemerken hierbei, daß die Ausführung des kleinen Dessins eine bedeutend leichtere und ebenso dankbare sein kann, wenn man die kleinen Blättchen der Guirlanden nicht getheilt arbeitet und von Blume zu Blume einen einfachen dünnen Stiel stickt. Letztere werden mit centralförmigen (nach der Mitte gerichteten) Stichen gearbeitet. Die kleinen Rundungen zwischen den Guirlanden sind als Punkte zu betrachten. Zur Vollendung des Krages garnirt man denselben am Rande mit einer feinen krausen Spitze.

Nr. 11. Dessin zu einem Krage, auf Ranfoc oder Mull zu stücken. Der Schnitt desselben ist ein sehr kleiner und für eine Garnirung von der Breite des Krages berechnet.

Diese kann entweder in einer passenden Spitze, oder einem mit dem Muster des Krages gestickten krausen Streifen bestehen. Bei der Ausführung nach französischem Geschmack, und wenn man den Krage zur Haustoilette bestimmte, können sie sogar ausaefüllten Formen des Dessins mit seinem rothen türkischen Garn hoch zu setzen, doch möchte der Geschmack unserer Le-



Anguletta.



Ninon.



Mignonette.

äußern Löcherreihen mit gefast werden kann, oder man führt das Filetcarreaux so viel kleiner aus, daß es, wie auf der Abbildung angegeben, mit seiner Guirlandenspur leicht an die Languette geschnitten wird, was natürlich, wie bei allen Guirlandearbeiten, vor dem Languettiren geschieht. Erst wenn das ganze Carreaux auf diese Weise völlig beendet ist, schneidet man den Stoff unter dem Filet hinweg. Man arbeitet nach jedem der unter Nr. 4 und 5 gegebenen Dessins 4 Carreaux. Dann noch 8 gleich große Carreaux ganz in Filet nach dem neben Nr. 4 befindlichen Dessin. Der Filetgrund hierzu muß ungefähr so stark, als der der kleinen Carreaux sein, und wäre es rathsam, durch eine kleine Filetprobe die geeignete Stärke des dazu nöthigen Filetstabes zu ermitteln. Es hängt das Gelingen dieser schönen Arbeit nicht allein von der zierlichen Ausführung der einzelnen Theile ab, sondern eben so sehr von der genauen Uebereinstimmung der Größe derselben. Die Carreaux werden, wie schon gesagt, damenbretartig zusammengestellt und

Zur Tischdecke können die hier gegebenen Dessins in beliebiger, durch die Größe des Tisches bedingter Zahl, doch stets in regelmäßiger Vertheilung angebracht werden. Das Ganze erhält auch hier seine Vollendung durch den Besatz einer breiten Spitze oder leichten Filetfranze. Nr. 20 des Bazar bringt die Ansicht einer fertigen Decke.

Nr. 6. Dessin zu einem Krage mit krauser Garnirung, auf feinem Mull in englischer Stickerei zu arbeiten. Wie auf dem Muster ersichtlich, ist die Garnirung nicht aus einem geraden Streifen Zeug, sondern der Form des Krages nach etwas erweitert geschnitten. Die englische Stickerei wird bei der Garnirung nur für die inneren Rundungen der kleinen Blumen angewandt, bei dem Krage außer diesen, für die dicht aneinander gereihten Ringe, sowohl die des Randes, als die der Festons. Alles Uebrige wird hoch gestickt. Die Doppellinie über der Randlanguette der Garnirung und des Krages ist entweder als einfache feine Languette, oder als 2 nebeneinan-

ferinnen sich nicht durchgängig dafür entscheiden und empfehlen wir in diesem Fall die schwarzen Formen hohl zu arbeiten — alles Uebrige wird hoch gestickt.

Nr. 12. Taschenbordüre (französische Stickerei und Languettenstich). Letzterer ist nicht nur bei den äußeren Bogen und der Einfassung der langen blätterartigen Felder anzuwenden, sondern auch die Doppelcontouren der ovalen Rundungen (Bindlöcher) und der großen Blätter des äußeren Randes sind mit Languettenstich auszuführen. Den Raum zwischen der äußeren Languette und den Bindlöchern mit Kantentisch auszufüllen, wäre allerdings eine Verschönerung der Bordüre, könnte aber nur von sehr geübten Händen und scharfen Augen vollführt werden. Wesentlich nöthig für den reichen Effect des Ganzen ist es jedoch nicht, und die Ausführung der Bordüre daher eine durchaus leichte zu nennen. Wie schon früher erwähnt, werden die Figuren, welche eine Ader haben, getheilt gestickt und nur die mit Punkten versehenen Rundungen hohl.

Nr. 13. Bordüre zu Kinderkleidern. Dieselbe kann sowohl mit weißer Baumwolle, als auch mit bunter Mooswolle auf weißem Piqué, oder farbigem Stoff ausgeführt werden.

den. Die Blätter und breiten Stiele arbeitet man in schrägem Plattstich, die Aehren und Ranken, welche auch in absteigender Farbe sein können, in schrägem Stielstich, die Beeren der Trauben in Querstich. Die Bordüre kann auch ohne Langnette, über einen Saum gestickt, verwendet werden. Als Verzierung der zum Kleide gehörenden Gürtchen wären etwas dicht aneinander gereichte Muschen übereinstimmend mit der Bordüre zu arbeiten.

Nr. 14. Bordüre zu Aermelfrisuren, in französischer und englischer Stickerei zu arbeiten, deren Anwendung durch Punkte oder Aehren bezeichnet ist. Die Doppelringe werden innerhalb mit einem Zwirnädchen verziert.

Nr. 15, 16, 17. Leichte Bordüren in englischer und französischer Stickerei, zu Garnituren an Negligés, an Kindergarderobe u. s. w. zu verwenden.

Nr. 18. Zwischensaß (englische Stickerei und Langnettenstich). Mit letzterem werden die beiden Contouren der glatten Ringe gearbeitet. Die geraden Linien zu beiden Seiten des inneren Musters können entweder als Saum, oder als zum Dessin gehörig mit einer Hohlnacht ausgeführt werden.

Nr. 19. Zwischensaß (englische und französische Stickerei).

Nr. 20. Kleine Bordüre zu englischer Stickerei, auf dieselbe Weise als Nr. 15, 16, 17 zu verwenden.

Nr. 21. Kleiner Blumenzweig, auf Tüll oder Mull als Plein in Hauben, Aermel u. s. w. zu appliciren. Das Innere der Blume wird entweder ausgeschnitten, so daß, wenn man den Zweig auf Tüll applicirt, der Tüllgrund zum Vorschein kommt, oder, wenn man Mull zum Grundstoff wählt, verziert man den Kern der Blume mit Rankenstich.

Nr. 22. Der Name Augusta. Wird mit Ausnahme der Schattenbindlöcher ganz hoch mit Querstichen gestickt.

Nr. 23. Agathe. Mit Querstich hoch zu stiften.

Nr. 24. Ottilie. Bei den kleinen Blumen wird jedes Blatt für sich hoch gestickt, alsdann der übrige Grundstich mit Querstichen getheilt gearbeitet.

Nr. 25. Gerline. Die kleinen Fasern werden mit feinem Stielstich, der daran grenzende Grundstich hoch gestickt, die Rundungen hohl.

Nr. 26. Ernestine. Die Grundstriche erhalten eine hoch gestickte Einfassung, deren Breite durch 2 nebeneinander laufende Linien bestimmt ist. Zu beachten ist bei der Ausführung dieser Einfassung, daß die Biegungen und Einschnitte derselben scharf markirt werden. Die inneren Rundungen sind entweder als Punkte oder Löcher zu arbeiten, die kleinen Blättchen werden jedenfalls hoch gestickt.

Nr. 27. G. S. Mit Federstich und kleinen Punkten auszuführen.

Nr. 28. L. P. verschlungen. Die mit doppelter Contour gezeichneten Figuren werden entweder mit einem hoch gestickten Rand ausgeführt oder die äußere Contour wird mit französischem Stielstich und der innere Kern dann hoch gestickt. Die Punkte in den Rundungen bestimmen für diese die englische Stickerei, doch kann man diese Angabe nach Belieben ignoriren und die Buchstaben gänzlich in französischer Stickerei ausführen.

Nr. 29. G. G. verschlungen. Damit die Buchstaben sich deutlich von einander abheben, rathen wir das G durchgängig hoch zu stiften. Bei dem G werden zuerst

die Rundungen hohl gestickt und alsdann der Grundstich zu beiden Seiten derselben recht erhaben mit Querstich gearbeitet.

Nr. 30. Eine Krone. Ist durch die vorhergehenden Angaben erklärt. [2258]

Dessin für Soutache- oder Kettenstich-Arbeit.

Zu Dreillers, Decken und Mäntel-Besatz.

Material: Sammet, Tuch oder Cashmir, Soutache (Besatzstoffe).

Die Soutache-Arbeit ist so leicht und allgemein bekannt, daß wir, eine Anleitung zu derselben übergehend, sogleich zu Erklärungen über das Arrangement des Musters schreiten können. Bei einem Dreiller in der Größe von $\frac{1}{4}$ Elle im Quadrat bildet die kürzere Seite des Musters die Hälfte der Kissenlänge. Bei einer Decke aber von größerem Umfang werden die von der Ecke ausgehenden verschiedenen Randfiguren in regelmäßigem Wechsel bis zur halben Seitenlänge der Decke weitergeführt, und von da in derselben Weise bis zur andern Ecke wiederholt. Die aus 3 Blättern bestehende, mit dichter weißer Contour umgebene Eckfigur kann auf leichte Weise zu einem passenden Mittelstück gebildet werden, wenn man 4 solcher Figuren als Rosette zusammenstellt. Als Grundstoff für diese Arbeit haben wir bereits Sammet, feines Tuch oder Cashmir genannt, je nach ihrer Bestimmung und dem Wunsche größerer oder geringerer Eleganz; der einfache Effect der Soutache-Stickerei ist besonders geeignet, die Gediegenheit dieser Stoffe ungeschmälert hervortreten zu lassen. Die Zusammenstellung der Farben kann auf sehr mannigfache Weise geschehen, da außer der des Grundstoffes nur 2 Farben nöthig sind. Sollte für die Ausführung des Dessins eine dritte Farbe erwünscht sein, so wäre das Muster, welches sich durch doppelte Contour unterscheidet, zur Anwendung dieser dritten Farbe geeignet. Die beiden nebeneinander laufenden Linien müßten alsdann mit 2 Farben cordonirter Seide in feinem Kettenstich oder schrägem Stielstich gearbeitet werden. Auf eine Tischdecke von grauem Tuch würde das Muster in schwarzer und einer beliebigen bunten Farbe auszuführen sein. Bei einem Dreiller von blauem, rothem oder grünem Sammet wäre entweder eine Farbenwahl in türkischem Geschmack, oder Grau und Schwarz zu empfehlen. Gold- und Silber-soutache ist allerdings zu jeder Farbe passend und kann in solcher Ausführung das Muster auch zum Schmuck einer Altar- oder Kanzeldecke verwendet werden.

Zur Garnirung der Mäntel ist das Dessin entweder in einer oder zwei Farben derselben Schattirung zu arbeiten, welcher die Mantelfarbe angehöret. [2258]

Gehäkelte Spitze.

Material: weiße Baumwolle oder feiner Zwirn.

Der Zweck, welchen man dieser Spitze zu geben wünscht, bedingt das feinere oder stärkere Material derselben, und ist sie eben so wohl zum Besatz einer Bett-, Tisch- oder Sopha-Decke, als auch, von feinem Zwirn gehäkelt, für die Lingerie der weiblichen Hausstollette verwendbar.

Man schlägt eine Reihe Kettenmaschen auf, so lang als man die Spitze zu haben wünscht, häkelt über diese Kettenmaschen eine Reihe fester Maschen und über die festen Maschen — als dritte Reihe — durch 2 Luftmaschen voneinander getrennte Stäbchenmaschen. — Hiermit ist der untere Rand der Spitze beendet und man beginnt die Sterne folgender Art:

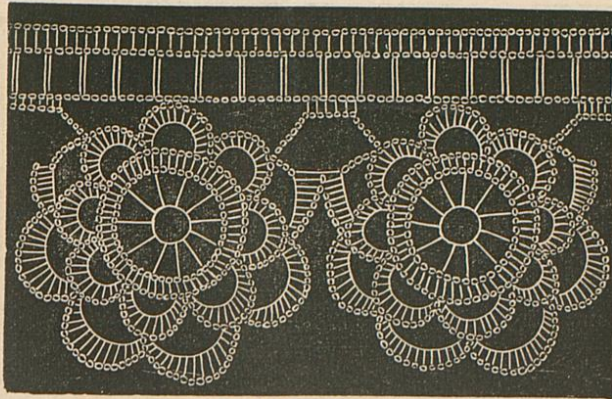
- 28 Luftmaschen werden zu einer Rundung vereint.
- 1. Tour: 1 feste Masche in jede der 28 Luftmaschen.
- 2. Tour: 1 feste Masche auf jede der beiden ersten festen Maschen der vorigen Tour; — * 5 Luftmaschen — 1 feste Masche in die 3. zunächst liegende Masche — 1 feste Masche in die folgende Masche — 5 Luftmaschen — 1 feste Masche in die 2. zunächst liegende Masche — 1 feste Masche in die folgende Masche — vom * wiederholt, so daß diese Tour 8 Bogen bildet, zwischen welchen abwechselnd 1 und 2 Maschen liegen bleiben.



Dessin zu Dreillers, Decken- und Mäntelbesatz (für Soutache- oder Kettenstich-Arbeit).

3. Tour: 1 feste Masche zwischen die beiden festen Maschen der vorigen Tour; — in den aus 5 Luftmaschen gebildeten Bogen häkelt man: 2 feste Maschen, 2 kleine Stäbchenmaschen, 3 große Stäbchenmaschen, 2 kleine Stäbchenmaschen, 2 feste Maschen — so fort, bis man zur Mitte des 8. der Bogen gelangt ist; von da aus befestigt man den Stern mit einer festen Masche an den schon fertigen Rand der Spitze und zwar: zwischen das 4. und 5. der Stäbchen, vom Anfang des Randes an gerechnet; alsdann vollendet man den 8. Bogen des Sternes und befestigt den Faden. — In gleicher Weise verfährt man bei den folgenden Sternen und befestigt sie in der Entfernung von 8 Stäbchen neben einander an den Rand.

Folgende Tour: In jede der 3 ersten Maschen des Randes 1 feste Masche, so daß von der dritten derselben bis zur Befestigung des ersten Sternes 3 Stäbchen stehen; — * 6 Luftmaschen — 1 feste Masche in die Mitte des Sternbogens, welcher dem an den Rand befestigten Bogen zunächst liegt — (10 Luftmaschen — 1 feste Masche in die Mitte des nächsten Bogens — dies wird sechs Mal gehäkelt); vom letzten Bogen aus häkelt man wieder 6 Luftmaschen, dann 8 feste Maschen auf 8 Maschen des Randes und zwar in die Mitte des zwischen beiden Sternen befindlichen Raumes — vom * weiter —.



Gehäkelte Spitze.

Zwei Taschentuch-Ecken,

in französischer Stickerei zu arbeiten.

Beide Ecken sind so eingerichtet, daß der Name, eine gebogene Linie bildend, darüber gestickt werden kann. Die Richtung der Stiche ist durch die Schraffur bezeichnet. Alle Stiele empfehlen wir recht fein, alle Blätter und breiteren Figuren recht erhaben auszuführen. [2296]

Deffins

(Filet- oder Häkelarbeit)

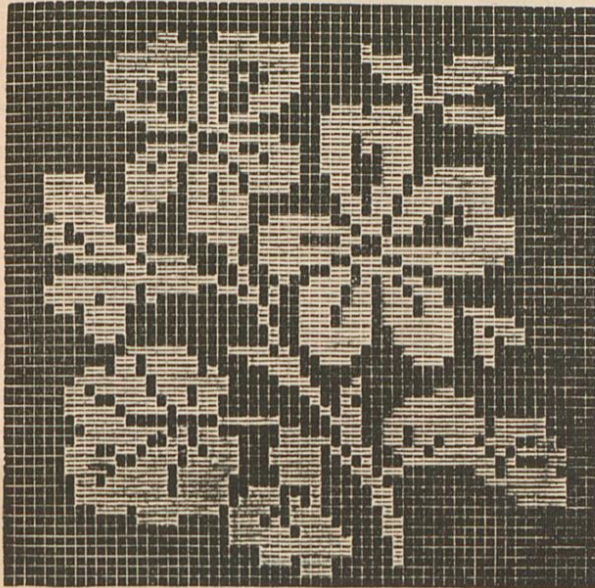
zu Fenstervorhängern. Material: weiße Baumwolle

Zu Antimaccassars.

Material: Brillantwolle und Halbseide (Filofelle).

Für die Ausführung dieser Deffins mit weißer Baumwolle bleibt uns nur zu bemerken, daß es von guter Wirkung sein würde, wenn man in angemessener Entfernung von dem Mittelstück ein kleines Rändchen um dasselbe arbeitete. Natürlich muß dazu der Filet- oder Häkelgrund etwas weiter, als das Muster angeht, ausgeführt werden.

Die Anwendung der Brillantwolle zu Antimaccassars.



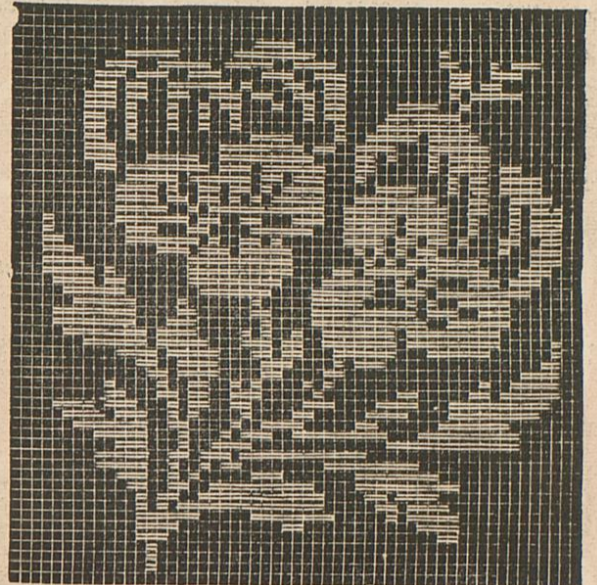
fars gilt sowohl der Häkel- als der Filetarbeit, welche letztere zu einer sehr effectvollen werden kann, wenn man den Filetgrund mit Chenille oder Filofelle (Halbseide) durchzieht. Wollte wäre dazu ein ebenso geeignetes, aber minder elegantes Material. Als besonders zart und geschmackvoll empfehlen wir einen Filetgrund von weißer Brillantwolle, mit maizgelber Seide durchzogen; ein schwarzes Muster auf strohgelbem Grund ist gleichfalls sehr distinguirt und eine Zusammenstellung, welche zu jeder Zimmerdecoration paßt. Außerdem erwähnen wir noch: schwarz mit cerise; grau mit weiß; braun mit grün oder chamois. Die Garnirung einer solchen Antimaccassar besteht in einer leichten Filet- oder Häkelspitze. [2291]

Gauschlüsseltasche.

(Plattstich.)

Material: feines Leder, Sammet oder Tuch, Metallperlen, drillierte Seide.

Zu unserer Beschreibung wählen wir von den genannten Stoffen, als den gediegensten und für den Gebrauch empfeh-

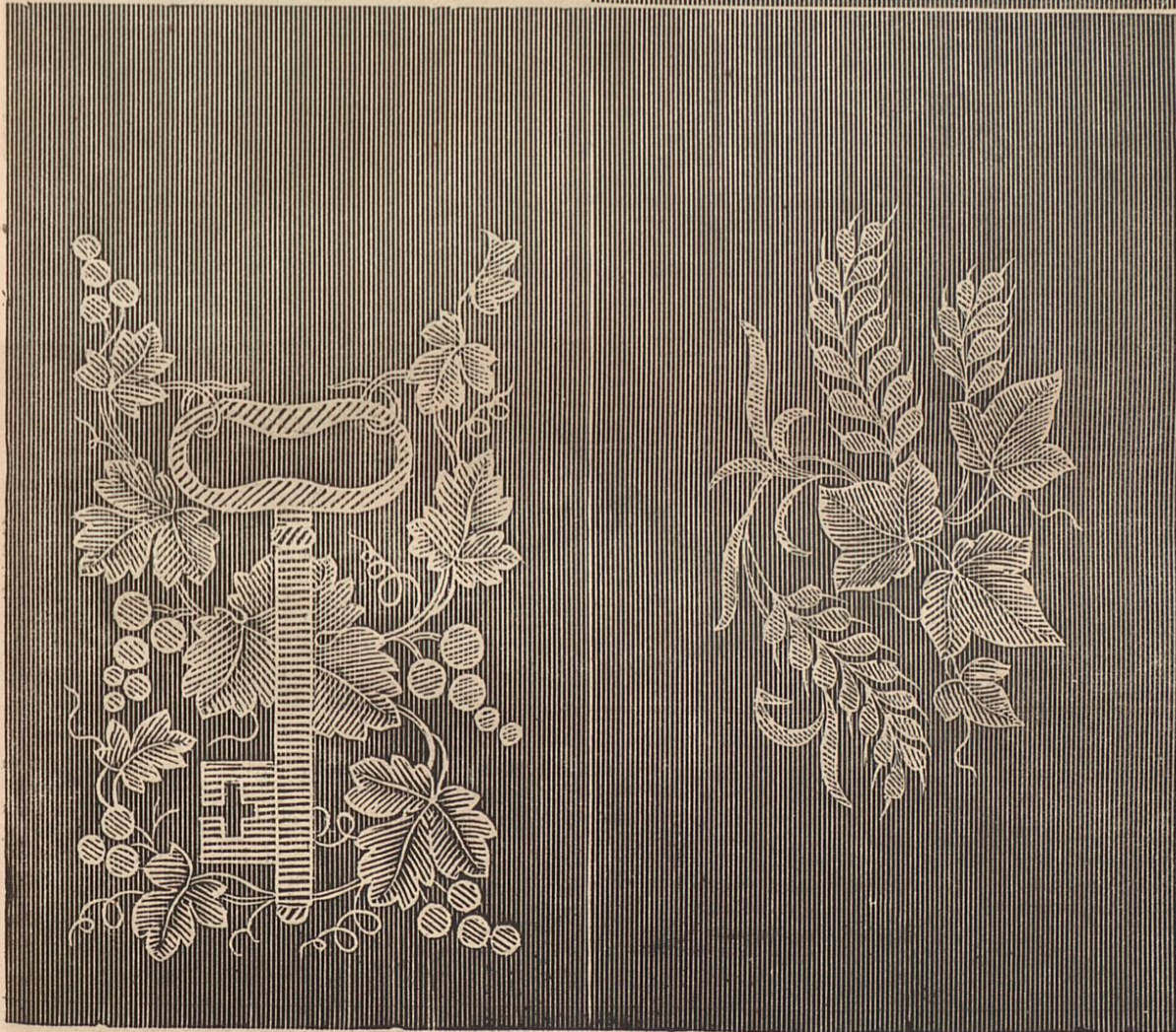


Letzte Tour: * Eine große Stäbchenmasche auf die 5. der ersten 10 Luftmaschen des ersten Sternes — dann in die Hälfte dieses Sternbogens noch 2 große Stäbchenmaschen, 3 kleine Stäbchenmaschen, 2 feste Maschen — 1 feste Masche auf die feste Masche der vorigen Tour — in den nächsten Bogen: 3 feste Maschen, 3 kleine Stäbchenmaschen, 3 große Stäbchenmaschen, 3 kleine Stäbchenmaschen, 3 feste Maschen, dann wieder eine feste Masche auf die nächste feste Masche der vorigen Tour — so fort; der 6. Bogen des Sternes wird wie der erste bis zur Hälfte behäkelt mit: 2 festen Maschen, 3 kleinen Stäbchenmaschen, 3 großen Stäbchenmaschen, — von da geht man zum nächsten Sterne über und häkelt vom * weiter. —

Zur Vollendung der Spitze wird die innere Hölhlung der Sterne mit einem feinen Zwirnrädchen verziert. [2250]



lenzwerthesten Stoff, graues Leder, worauf die Stickerei in natürlichen sowohl, als auch nach der Phantasie gewählten Farben gleich vorthelhaft hervortritt. Der Schlüssel wird mit Stahl- oder Goldperlen, die Blätter aber in Seide gearbeitet, denn obgleich das Leder für eine Perlenplattstickerei sehr geeignet ist, so möchte doch hier der Essig des Galtzen verloren gehen, wenn der Schlüssel nur durch besonderes Material hervor gehoben würde. Da die Ausführung der Arbeit in natürlichen Farben keiner weiteren Anleitung bedarf, so machen wir bei unserer Beschreibung zugleich auf eine andere erbenzusammenstellung aufmerksam. Man stickt die Blätter in dunkelrother Schattirung, die Aehren, Stiele und Ranken in Schwarz, oder, wenn man mehr Eleganz wünscht, mit Goldfaden. Die Beeren arbeitet man mit Goldperlen und umgibt sie mit einer schwarzen Contour, wenn man diese Farbe nämlich zu den Stielen ver-



Gauschlüsseltasche.



Taschentuch-Ecke.



Taschentuch-Ecke.

wendet hat. Der Schlüssel ist mit Stahlperlen auf folgende Weise auszuführen: Die Contour des Schlüssels wird sorgsam mit weißer Baumwolle vorgezogen und auch durch dichtes Unterlegen mit demselben Material die Rundung und Form etwas markirt; alsdann übersticht man diese Form mit kleinen Stahlperlen, wobei die Perlenstiche in der Richtung, wie es die Schraffirung angeht, gelegt werden.

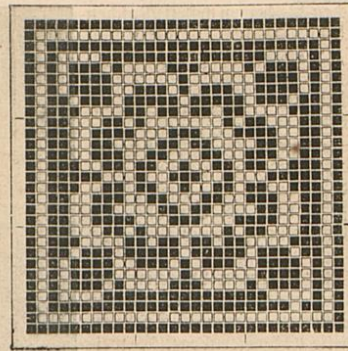
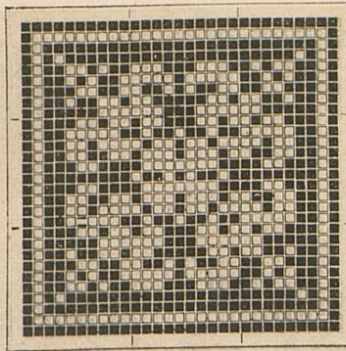
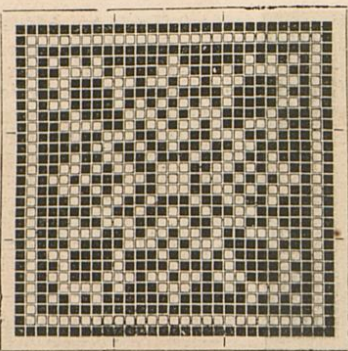
Bei der andern Seite der Tasche wären die Kornnähen entweder ganz in Stahl- oder Goldperlen, oder auch in Stahlperlen mit goldenen Stacheln auszuführen.

Die Buchstaben und Zahlen auf der Klappe könnten alsdann in Stahlperlen, an der Lichtseite mit einer Reihe Goldperlen, gearbeitet werden. Wählt man Tuch oder Sammet als Grundstoff der Tasche, so wäre eine graue Schattirung für die Blätter, und Goldperlen für den Schlüssel als geschmackvoll zu empfehlen. Die Tasche wird mit haltbarem Stoff, am besten Leder, gefüttert, mit einer Schnur besetzt und einem Knöpfchen geschlossen. [2293]

Deffins

für Häfelarbeit: zu kleinen Theeservietten.
Material: weiße Baumwolle.

Die allgemeine Verbreitung der Häfelarbeit erlaubt uns über den genannten Zweck der hier gegebenen drei kleinen Deffins ohne nähere Beschreibung hinwegzugehen, mit dem Bemerkten, daß eine weiß baumwollene Franze oder gehäfelte Spitze gleich passende Randverzierungen solcher kleinen Servietten sind, deren Zweckmäßigkeit und Zierlichkeit ihnen allgemeine Beliebtheit verschaffen. [2281]



Drei Deffins zu Theeservietten.

singhaken gedacht? — und wer noch weiter als zehn Jahre zu denken im Stande ist, ja wer Gelegenheit gehabt hat, die Handtücher aus Groß- oder Urogroßmutter's Nachlaß zu betrachten, der wird aus den, wo möglich an allen vier Ecken angenähten Bandösen schließen, daß auch noch zu keiner früheren Zeit einem Handtuch die Ehre widerfahren ist, von perlen geschmückten Armen gehalten zu werden. Wir wollen von den Handtuchhaltern keineswegs als von einer Neuheit sprechen — die meisten unserer Leserinnen mögen diesen Schmuck eines Toilettenzimmers bereits seit zwei und drei Jahren kennen — in der Zeitrechnung der Mode eine große Vergangenheit — wir wollen hier vielmehr eine neue Art der Ausführung mittheilen und bringen dieselbe mit der vorliegenden Abbildung eines Handtuchhalters in $\frac{2}{3}$ der Originalgröße zur Anschauung. Schon die Angabe des Materials wird die Leserinnen überzeugen, daß sie hier einer dankbaren, effectreichen und durch unsere Zeitung auch theilweise bekanten Arbeit ihr Interesse zuwenden. Die Bekleidung des Drahtgestelles, dessen Gestalt aus der beigegebenen verkleinerten Abbildung ersichtlich, geschieht ganz ebenso, wie bei den Nr. 2 und 10 unserer Zeitung beschriebenen Perlenkörbchen — mit Krystallperlen, vorher aber mit weißer Baumwolle, wenn der Draht nicht recht weiß lackirt ist. Das Gestell, mit Ausnahme der zehn Blätter und des zum Aufhängen bestimmten Ringes, wird in der bekannten Weise mit einem Netz von Krystallperlen ausgefüllt; die Blätter aber, deren Ausschmückung sie den Pfauenfedern ähnlich erscheinen läßt, werden folgender Art ausgeführt: Man schneidet die zehn Blätter ihrer Form nach aus weißem Kartenpapier, überzieht sie entweder alle mit weißem Atlas, oder, zu regelmäßiger Vertheilung, fünf derselben mit rothem Atlas, näht alsdann, wie es die Abbildung deutlich zeigt, die Goldperlen den Schmelz und die Glassteine darauf, welche, wo sie nicht zu haben sind, durch eine große Wachsperle ersetzt werden können. Auf unserm Modell sind die weißen Felder mit dunkelblauem, die rothen Felder mit Stahlschmelz verziert, die Goldperlen, welche die Andern der Blätter und die Glassteine, welche die Mitte des oberen Musters bilden, haben alle Felder gemeinsam. Ist die Verzierung der Blätter beendet, so heftet man sie in regelmäßiger Farbenwechsel den offenen Blätterformen unter, den umschlingenden Schnürfäden stets zwischen den Perlenreihen der Drahtbekleidung verbergend. Mit einem der Blätterpartie angepaßten weißen Papier beklebt man zuletzt die Rückseite beider Enden des Handtuchhalters. [2287]

land gewiß vielen Anklang finden wird. Es ist dies ein viereckiges Filettuch, aus schwarzer oder dunkelblauer Seide gearbeitet, welches beim Tragen wie die Cravatten zu der auf dem Muster angegebenen Breite eingeschlagen wird. Die Seide dazu muß von sehr guter Qualität sein, weil durch die fortwährende Reibung beim Durchziehen des Fadens schlechte Seide ein faßles Ansehen erhalten würde. Man beginnt die Arbeit von der Mitte aus mit der längsten Reihe der Filetmaschen, deren 180 bis 200 dazu aufgelegt werden. Das Filet ist in der Stärke, wie es die Abbildung zeigt, also in sehr kleinen Maschen auszuführen, und möchte die erste Tour über der Anschlagreihe eine sehr mühsame sein, wenn man zu letzterer sich nicht eines stärkeren Filetstabes bediente. Natürlich wird diese Anschlagreihe, nachdem die Hälfte des Tuches beendet, wieder hinweggeschnitten, und dient eben nur dazu, den Anfang der Arbeit zu erleichtern. Diese wird nun in der Weise weitergeführt, daß man am Ende jeder Reihe, ausgenommen bei der Anschlagreihe, die zwei letzten Maschen zusammenstrickt, bis nur noch eine Masche übrig ist. Alsdann schneidet man, wie schon gesagt, die Anschlagmaschen dicht an der ersten Reihe hinweg (die an den Maschen derselben zurückgebliebenen Knötchen lösen sich leicht auf, wenn man die Maschen auf eine Strichnadel reißt und etwas straff anzieht). — Von da aus arbeitet man die zweite Hälfte des Tuches in gleicher Weise, und um das Ganze alsdann eine kleine Spitze von Filet, entweder nach Angabe der Abbildung, oder in anderer beliebiger Art. Das Durchziehen des Filetgrundes geschieht mit gleichfarbiger, aber etwas stärkerer Seide. Das kleine Rändchen wird rings um den Rand des Tuches, das übrige Muster in den vier Ecken desselben ausgeführt. Um der Arbeit ein recht schönes Ansehen und etwas Steife zu geben, hält man das so weit beendete Tuch über heißen Wasserdampf, spannt es, nachdem es durchgezogen, gerade und fest auf und läßt es 12 Stunden liegen. Dieses Verfahren ist



Handtuchhalter.

Handtuchhalter.

Material: ein Drahtgestell, Goldperlen, weiße große Schnürperlen (keine Fundperlen) in Krystall, Stahlschmelz, dunkelblauer Schmelz und Glassteinern.

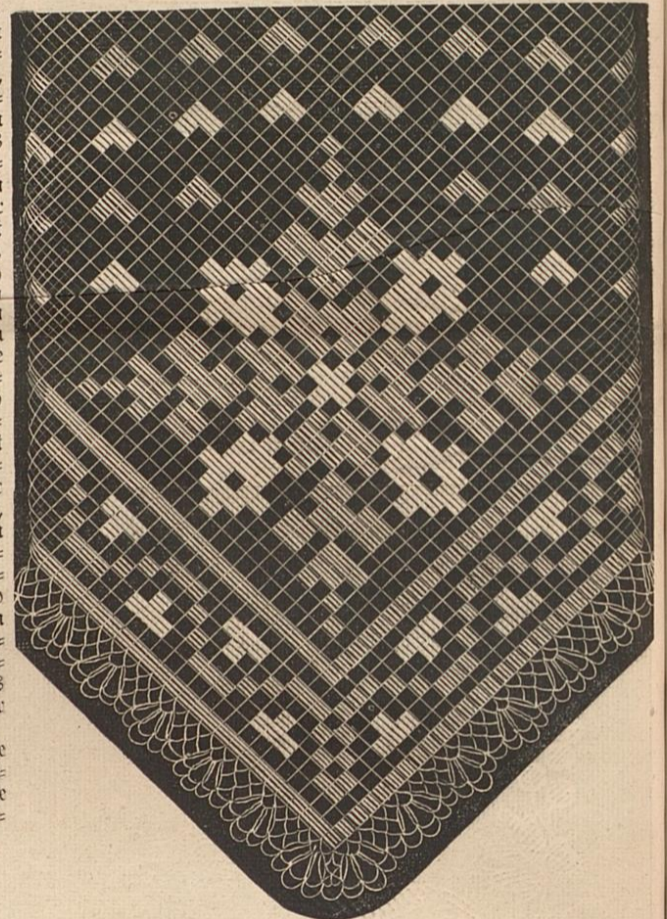
Wer hätte sich vor zehn, vor fünf Jahren unter einem Handtuchhalter etwas Anderes, als höchstens einen blanken Mes-

Cravatte für Herren.

(Filet-Arbeit.)

Material: feine schwarze oder dunkelblaue gedrehte Seide zum Filetgrund; etwas stärkere zum Durchziehen.

Durch diese Arbeit machen wir unsere Leserinnen mit einer neuen englischen Herrenmode bekannt, die auch hier in Deutsch-



Cravatte für Herren.

dem Plätten jedenfalls vorzuziehen, denn letzteres hinterläßt auf den Filetnoten einen unangenehmen Glanz. Gewiß dürfen auch Damen es nicht verschmähen, diese niedliche Arbeit für ihre Toilette zu verwenden, und wäre in diesem Fall auch die Ausführung mit weißem Zwirn ganz der Mode entsprechend. [2283]

An unsere Abonnentinnen.

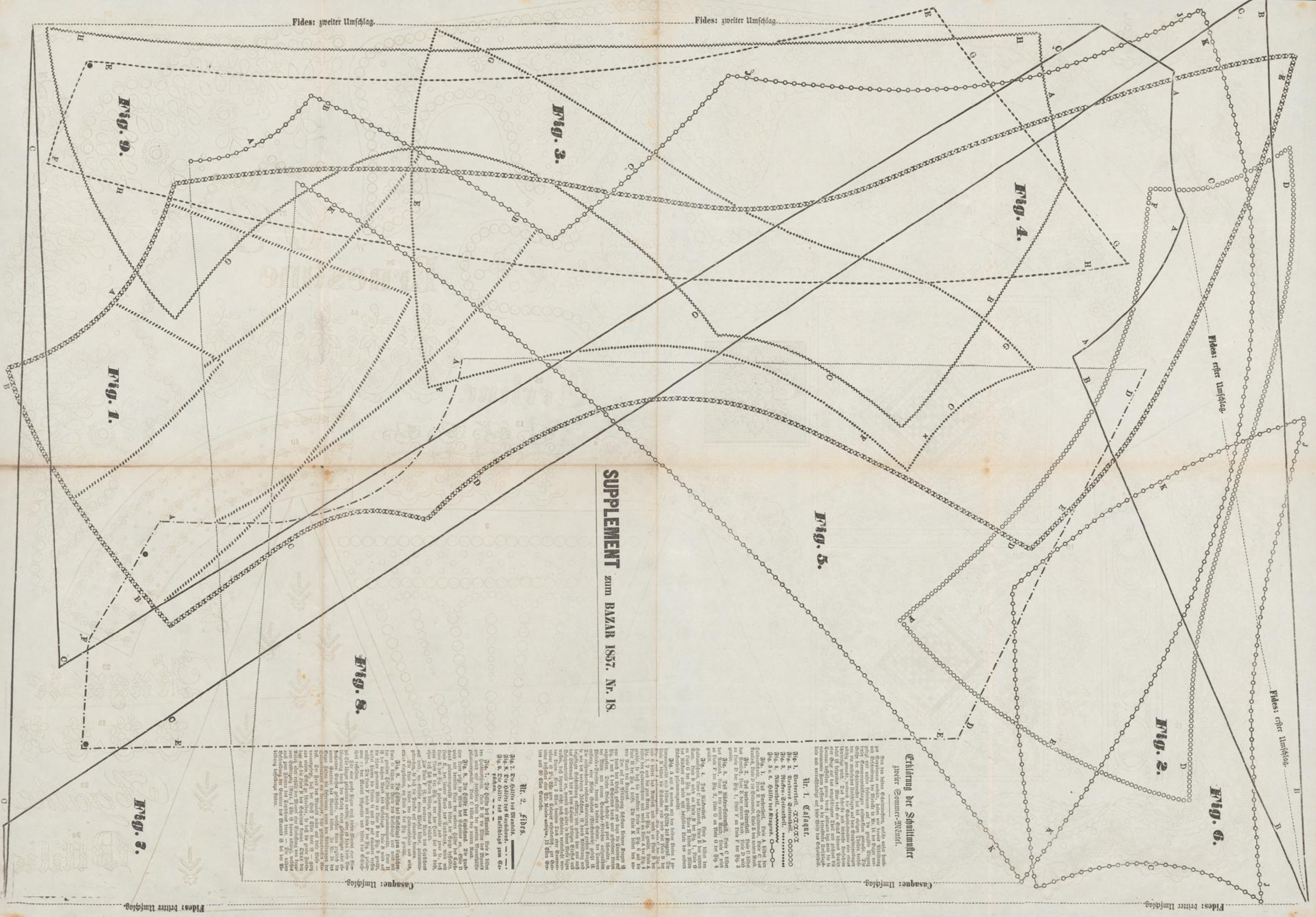
Mit dem Beginn des Frühlings, wo die Erzeugnisse und Bedürfnisse der Mode sich mehren wie die Blumen auf dem Felde, tritt unseren Abonnentinnen die Sorge um die Sommergarderobe gebieterisch entgegen, und wir zweifeln keinen Augenblick, dass wir nichts Willkommeneres liefern können als Schnittmuster. Aber das Verlangen, das Bedürfniss ist so verschieden, so vielfach, dass, wollten wir wie bisher monatlich nur ein Supplement mit Schnitten liefern, zu fürchten steht, der grösste Theil derselben würde unseren Abonnentinnen verspätet zu Händen kommen.

Aus diesem Grunde und in dankbarer Anerkennung der vielseitig gesteigerten Theilnahme, welcher sich der Bazar zu erfreuen hat, haben wir uns im Interesse unserer Abonnentinnen entschlossen, der nächstfolgenden Arbeiten-Nummer (No. 20) schon wieder ein Supplement mit Schnitten beizulegen.

Während unser heutiges Supplement die Schnitte zweier der reizendsten Sommermäntel bringt (Fides und Casaque), wird das der nächsten Nummer beiliegende Supplement vier Mantillenschnitte liefern und zwar von den heute in Abbildung gegebenen Mantillen: Ninon, Lopage, Anguletta und Diane. — Die nächstfolgenden Supplemente werden dann die verschiedensten Taillenschnitte und Schnitte zu Kinder-Garderobe bringen. [2290]

Die Administration des Bazar.

Hierbei Supplement: Schnittmuster- und Stickerei-Deffins enthaltend.



SUPPLEMENT zum BAZAR 1857. N. 18.

Erklärung der Schlüsselwörter zweiter Sommer-Stand.

Das ist der letzte, gewöhnliche, nach unten links mit der Richtung der Pfeile in Nr. 18 im Bazar von 1857. Die Punkte sind durchgezogene Linien, die durch die Punkte der Ecken der Figuren sind. Die Punkte sind durchgezogene Linien, die durch die Punkte der Ecken der Figuren sind.

Nr. 1. Casaque.

- Nr. 1. Rechteck, .XXXXX
- Nr. 2. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 3. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 4. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 5. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 6. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 7. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 8. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 9. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 10. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 11. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 12. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 13. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 14. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 15. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 16. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 17. Rechteck, gestrichelt,
- Nr. 18. Rechteck, gestrichelt,

Nr. 2. Fides.

- Nr. 1. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 2. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 3. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 4. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 5. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 6. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 7. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 8. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 9. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 10. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 11. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 12. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 13. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 14. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 15. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 16. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 17. Die Fides ist die Fides,
- Nr. 18. Die Fides ist die Fides,

Fides: dritter Umflog.

Fig. 2.

Casaque: Umflog.

Fig. 3.

Fig. 1.

Fig. 9.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 2.

Fig. 6.

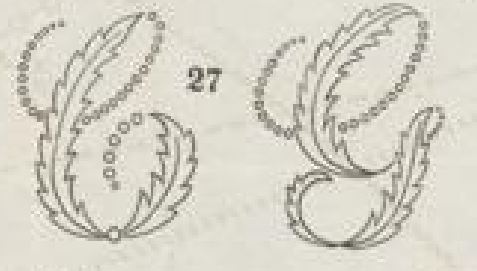
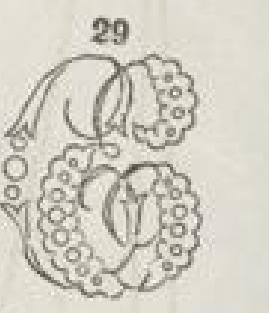
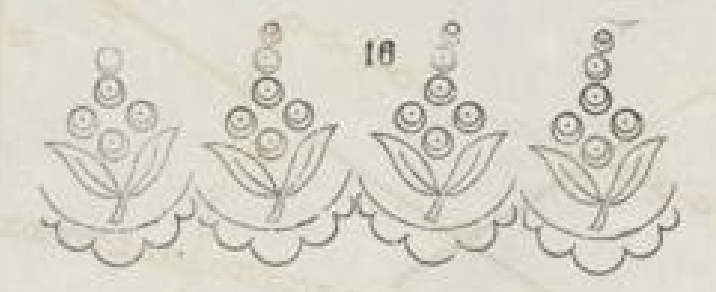
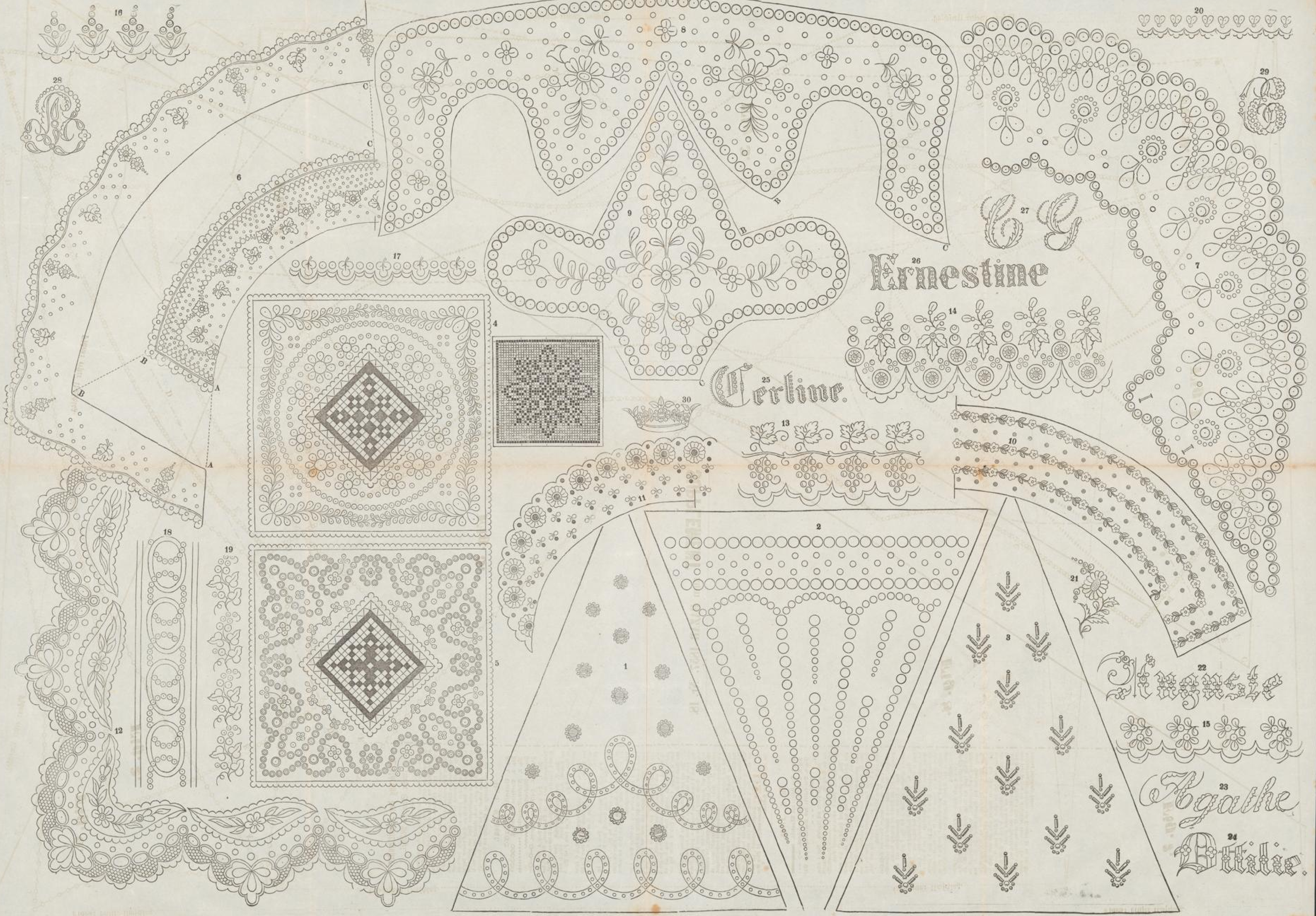
Fides: erster Umflog.

Fides: erster Umflog.

Casaque: Umflog.

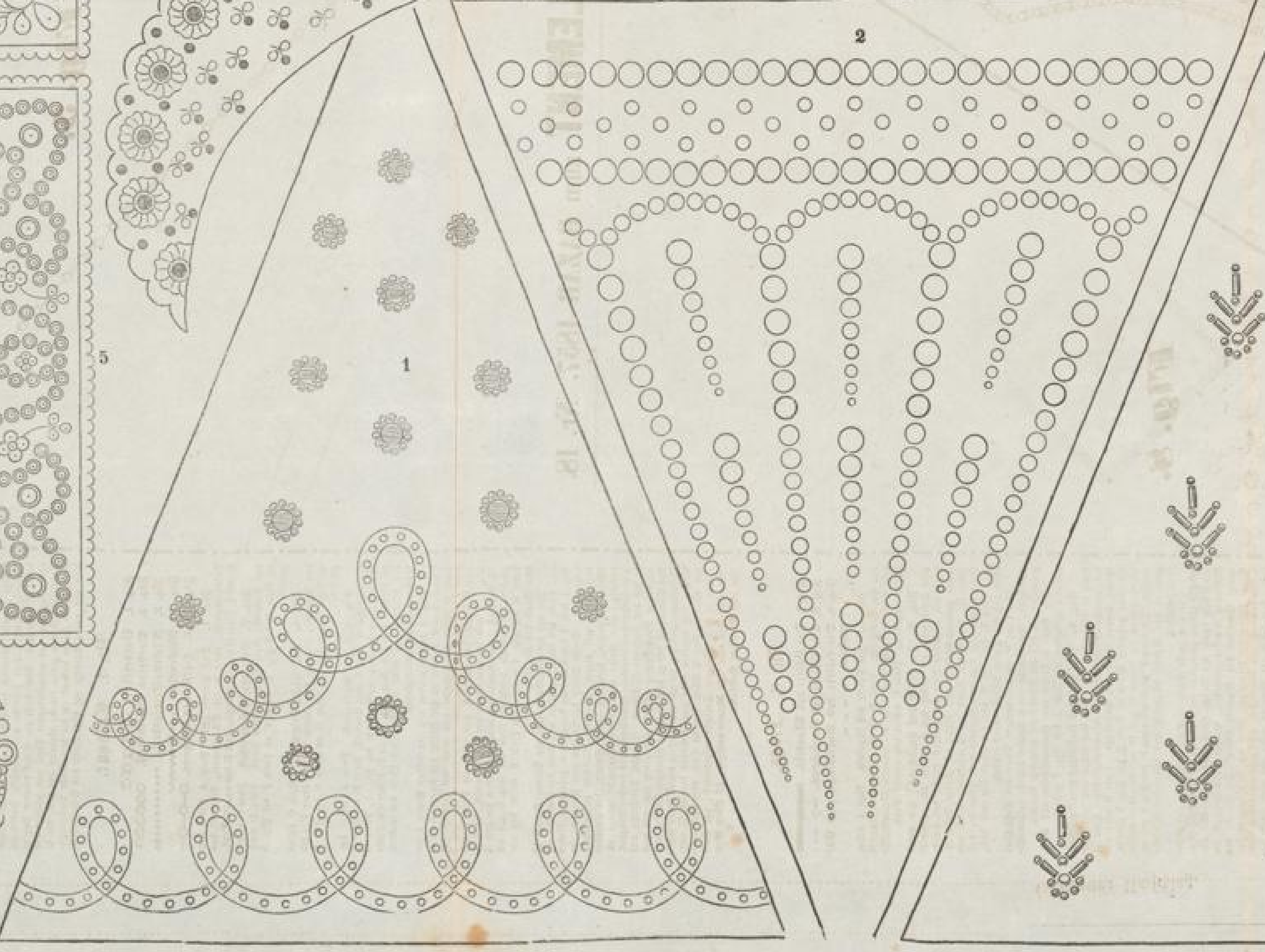
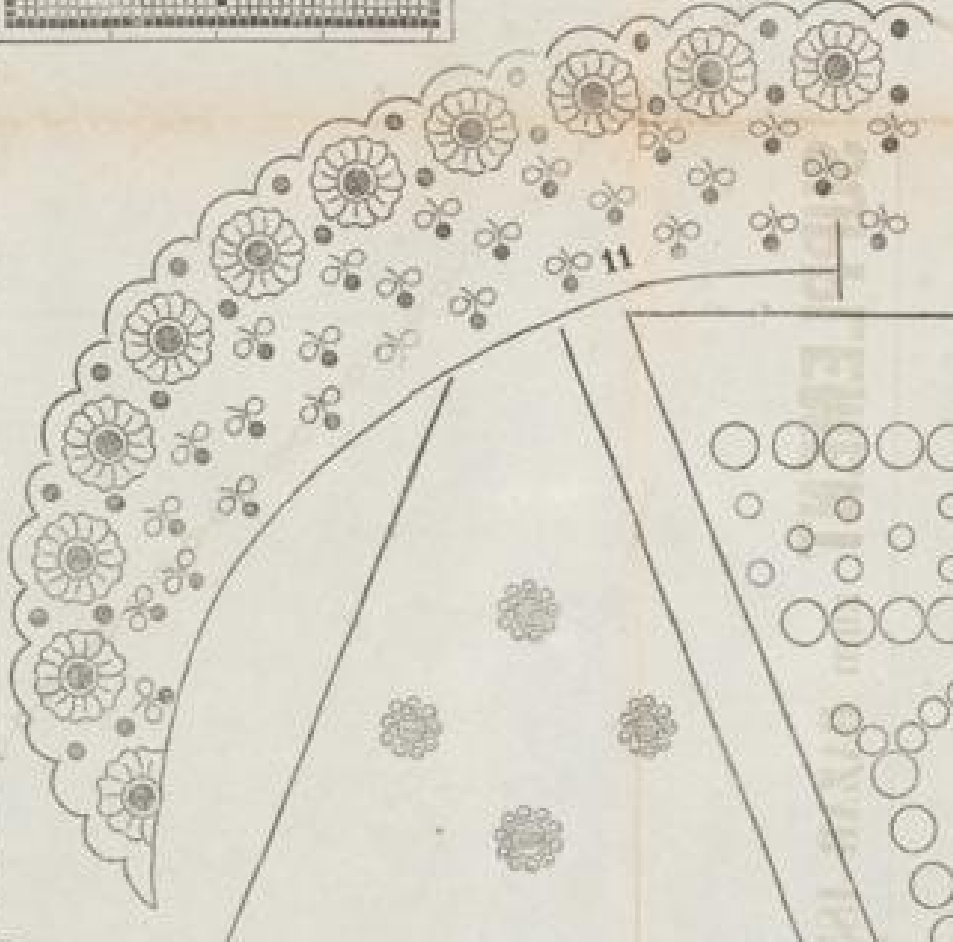
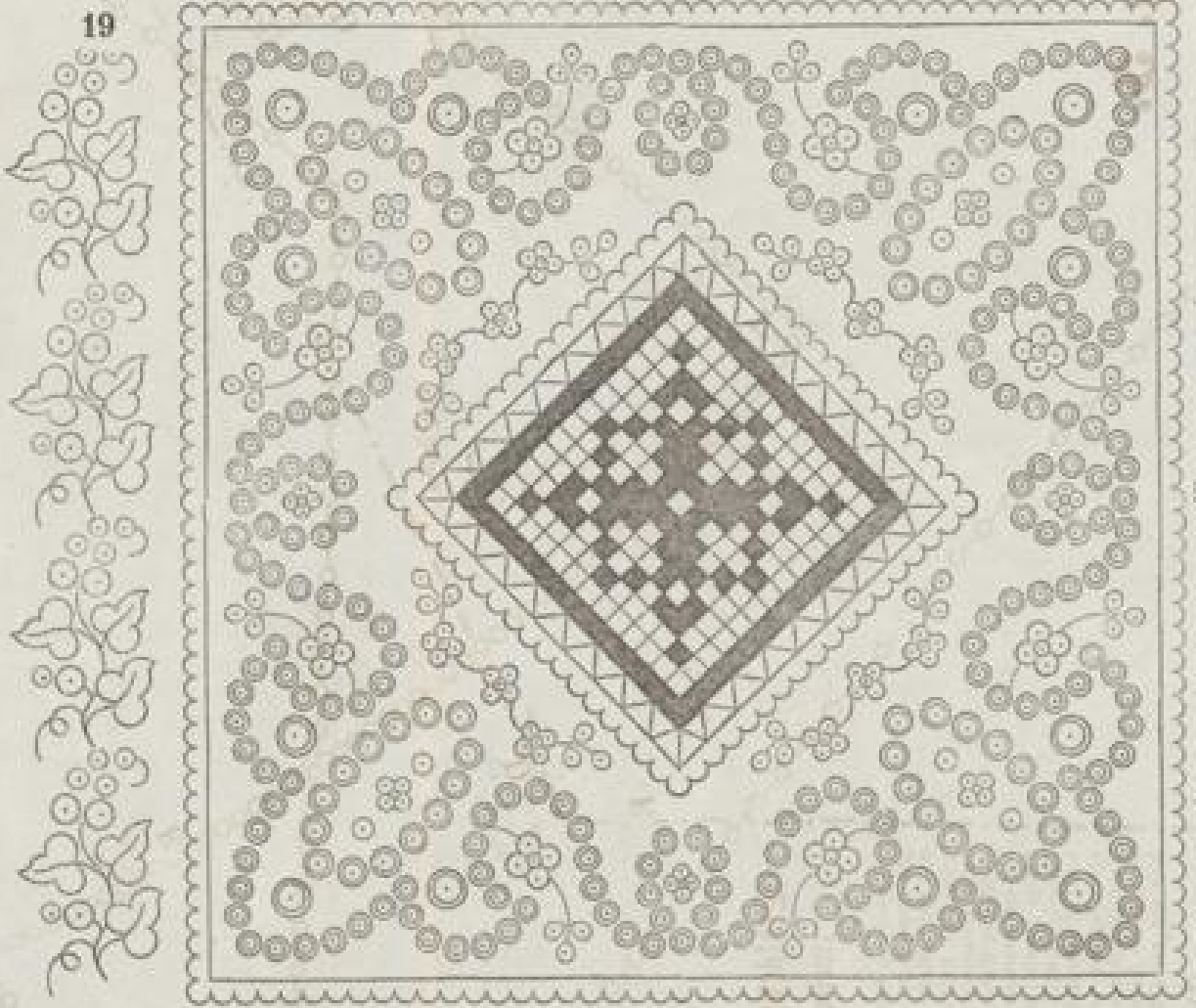
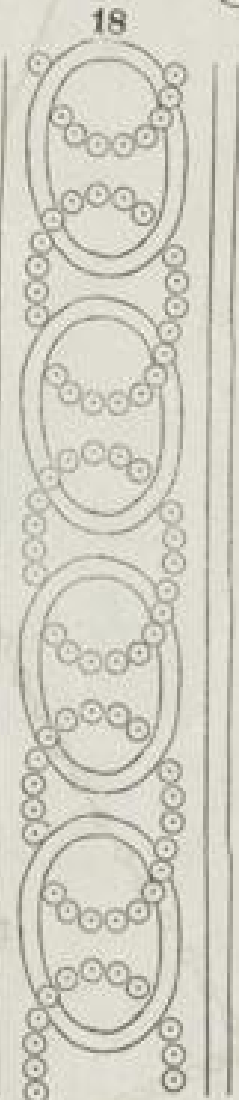
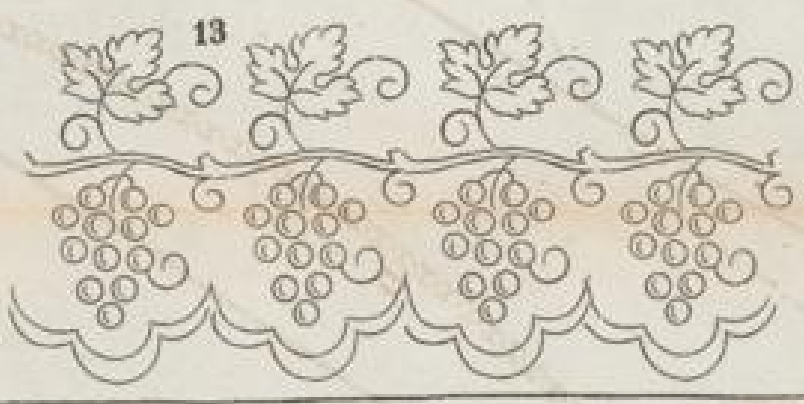
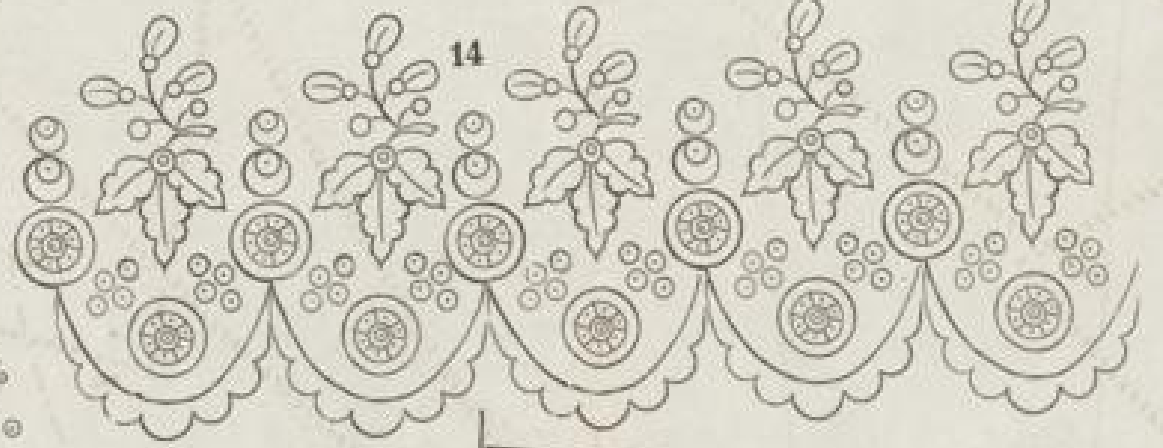
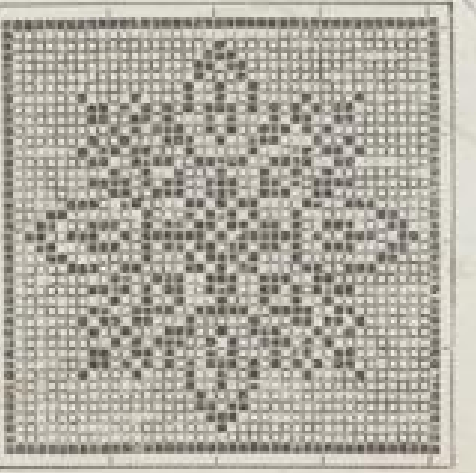
Fides: zweiter Umflog.

Fides: zweiter Umflog.



Ernestine

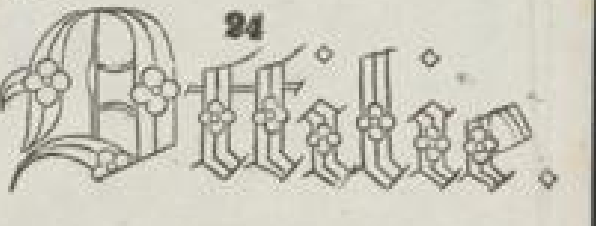
Gerline



Fogathe



Bettine



DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 19.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. Mai 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Die Fächerschirme.

Die schäpferische Mode hat uns zum Frühjahr mit diesem sinnreichen Product beschenkt, welchem wir zwar keine allgemeine Verbreitung prophezeihen, da die überaus zarte Arbeit bei täglichem Gebrauch eine lange Dauer nicht verspricht, dessen Erwähnung wir aber unseren Leserinnen nicht vorenthalten wollen. Der Pariser Künstler, welcher dieses Wunder von Doppelseitigkeit erfand und construirte, hat ohne Zweifel die Absicht gehabt, den im offenen Wagen fahrenden Damen einen Beschützer zu geben, welcher sie (als Schirm) gegen die Strahlen der hochstehenden Mittagssonne, und (als Fächer) in angenehmster Weise gegen den blendenden Glanz der Morgen- und Abendsonne zu sichern vermag und nebenbei sich noch brauchen läßt, dem erhitzten Gesicht Kühlung zuzuführen.

Die Vereinigung eines Fächers und eines Sonnenschirmes ist ein sehr glücklicher Gedanke, denn die zum Schutz gegen die



Fächerschirm. Fig. 1.

Sonne bisher gebrauchten Fächer ermüden bei hochstehender Sonne den Arm, während die Schirme bei niedrigem Sonnenstande unbequem und lästig werden.

Die Fächerschirme sind noch zu neu, um unbedingt ihren dauernden praktischen Nutzen zu preisen, doch so viel können wir versichern, daß sie für ihren Zweck höchst angemessen construiert sind und die höchste Eleganz als Empfehlung mitbringen. Ohne besondere Angaben dürfte jedoch schwerlich jemand im Stande sein, sich den zur Verwandlung des Fächers nöthigen Mechanismus zu versinnlichen, und geben wir deshalb durch nachfolgende Abbildungen die nöthigen Erläuterungen.

Figur 1. Der zusammengefaltete Fächerschirm.

Figur 2. Der entfaltete Fächer. Die Entfaltung geschieht in der bei allen Fächern gebräuchlichen Weise.

Figur 3. Man brüht den Daumen auf die Feder, zieht den Stiel aus der Scheide und knickt den Schirm um.

Figur 4. Man entfaltet mit der rechten Hand den Schirm, mit der anderen Hand beide Seiten desselben vermittelst des dazu bestimmten Hakens an einander befestigend.

Figur 5. Um den Fächer wieder herzustellen, zieht man an der kleinen Eichel.

Haben wir nun mitgetheilt, wie man diesen modernen Proteus, den Fächerschirm, behandeln müsse, so bleibt uns nur noch zu erwähnen übrig, daß derselbe in großer Auswahl in dem Magazin von Theodor Morgenstern (Paris, Rue l'Echiquier 8, Berlin, Friedrichstraße) zu haben ist, der noch ziemlich hohe Preis von 8 bis 15 Thlr. aber einer allgemeinen Verbreitung wohl hindernd sein möchte.

[2313]

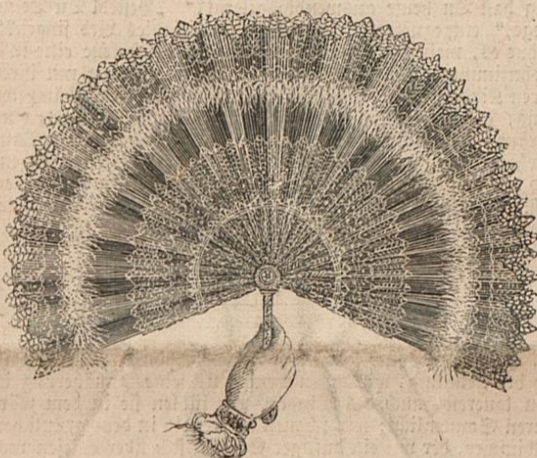
Helene.

Eine Novelle.

Von

Cäcilie von Paschkowsky.

Wir sind im Februar des Jahres 1851 in einem kleinen Kirchbörtschen, oder wenn wir es so nennen wollen, einem Fleckchen des Herzogthumes*, an der Ostsee, mit den klaren Wellen



Fächerschirm. Fig. 2.

und den grünen Buchenwäldern daran; freilich in diesem Augenblick haben die Buchen noch nicht den grünen Lenzeschmuck angethan; sie strecken die nackten Aeste gen Himmel und harren still und ruhig kommender Tage voll Sonnenschein — Es ist späte Abendzeit. Tiefes Dunkel umhüllt das kleine Fleckchen; nur die schwarzen Umrisse des alten Kirchthurmes zeichnen sich bestimmt am grauen Nachthimmel ab, und werfen bei dem Lichtschimmer aus einzelnen Fenstern, einen langen Schatten auf das unfern der Kirche liegende Häuschen, und in dieses Häuschen führe ich Euch, Ihr Lieben, in ein trauliches Wohnstübchen mit einfachen Gardinen von buntem Webstoff, mit altmodischen, aber äußerst sauber gehaltenen Mobilien, mit einem kleinen vierkantigen Spiegel, den ein Kranz von Immortellen und grünem Moos umgiebt, eben so wie die hier und da an der blauen Wand in schmalen goldenen Rahmen hängenden Gemälde, Ansichten von schönen Gegenden unseres herrlichen deutschen Vaterlandes. Diese kleinen Gemälde bil-



Fächerschirm. Fig. 4.



Fächerschirm. Fig. 5.

auf einer bunten Matte ein schwarzer, ziemlich ällicher Pudel aus und erhebt nur zuweilen seine klugen Augen eine Minute zu dem arbeitenden Kinde einpor, als will er fragen, warum Helene ihm denn heute keinen freundlichen Blick, kein Wörtchen, keine Liebkosung gönne. — Das junge Mädchen ist ämfig mit der Ausarbeitung einer Aufgabe zum Confirmationsunterrichte beschäftigt, obnein heute mehr denn je von Sorgen erfüllt, denn ihre geliebte Großmutter, das einzige Wesen auf der Welt, das ihr angehört, ist seit einiger Zeit sehr leidend und kränklich, deshalb wendet sie so oft den Kopf nach dem Nebenzimmer, dessen Thüre nur angelehnt, deswegen gebietet sie so oft dem treuen Hund durch eine strenge Miene, sich ruhig zu verhalten, und lauscht so ängstlich hinaus, ob der Sturm sich nicht bald legen will, der mit solcher Allgewalt durch die hohen Linden um das Haus herum saust, daß die kahlen Zweige knarrend an einander schlagen. Dann liest und schreibt sie ämfig weiter. — Die Großmutter scheint ziemlich ruhig zu schlafen. — Stunde um Stunde vergeht. Der Wächter hat schon in's Horn gestochen. Vom nahen Kirchthurme hallt langsam und zitternd durch den Sturm der zehnte Glockenschlag. — Wenn die Großmutter aufwacht, dann weiß Helene recht gut, würde die alte Frau darauf bestehen, daß ihre Enkelin sich zu Bette legen sollte. Jetzt nimmt sie die Zeit wahr und lernt ihre Lection zum nächsten Tage, damit sie dann recht viel bei der geliebten Kranken sein könne. — Da regt sich draußen vor der Hausthür etwas. Der treue Zampa fährt laut bellend in die Höhe. Helene springt entsetzt empor, schnell gefaßt durch sie werden der ocker Kopf des knurrenden Thieres in die Matte nieder, daß er ver-



Fächerschirm. Fig. 3.

stummt, und eilt auf die Hausthür. — „Guten Abend, meine liebe Kleine,“ sagte eine freundliche Stimme, „erschrecken Sie nicht, ich bin der Doctor Werner, Sie erkennen mich wohl kaum in meinem ungeheuren Flausrock, he?“ „Bitte, sprechen Sie leise, lieber Herr Doctor,“ bat Helene, „meine Großmutter schläft so sanft, und da fürchte ich, könnten wir sie erwecken.“

Wollen Sie nicht in das Zimmer treten?“ „Danke, meine Kleine,“ entgegnete der Herr im Flausrock, „diesmal trieb mich die Sorge für mein Helendchen hierher, die gute Großmama ist jetzt wieder so ziemlich, aber Sie, meine Kleine, sind so bleich und sahen mir heute morgen so übermächtig aus, und noch so spät gewahre ich Licht im Vorübergehen, da will ich mich denn selbst überzeugen, ob Helene hübsch zur rechten Zeit zu Bette gehen wird. Wissen Sie, meine Frau hat es mir auf die Seele gebunden, und meine Marie läßt Sie bitten, bald einmal zu ihr zu kommen und mit ihr zu spielen, oder, was ihr noch lieber ist, ihr wieder ein so hübsches Märchen zum Besten zu geben, wie neulich.“ „Mein bester Herr Doctor,“ entgegnete Helene freundlich, erröthend über das Lob des alten Hausfreundes, „so lange meine gute Großmutter nicht außerhalb des Bettes sein kann, wissen Sie —“ „Ja, ja,“ unterbrach sie der Herr, „ich verstehe Sie, nur strengen Sie sich nicht zu sehr an, sonst ist das Ende vom Liebe, daß Sie mir auch noch krank werden. Gewissenhaft zu sein, ist gut, ein herrliches Ding, das Gott und Menschen wohlgefällt; aber wenn es mit Aufopferung seiner eigenen Kräfte geschieht, dann — warum haben Sie denn auch darauf bestanden, daß die alte Frau, welche Ihre Großmutter früher zur Aufwärterin bei sich hatte, nur die wenigen Morgenstunden bei Ihnen arbeitet, und dann arbeiten Sie

allein?" „Guter Herr Doctor," unterbrach sie ihn lächelnd und nahm kindlich seine Hände zwischen ihre, „nur keine Vorwürfe! hat meine Großmutter doch so oft und so lange für mich gearbeitet und Nächte lang an meinem Bette gewacht, da ich ein kleines hilfloses Ding war; nun ich groß und kräftig bin — „Sie sind unverbesserlich, ich mache heute keine Proselyten," lachte der Hausfreund, „gute Nacht, mein Kind, morgen mit dem Frühesten komme ich wieder zu Euch; grüße die liebe Kranke. Adieu!" Damit ging er fort. — Helene hielt die Glocke fest, daß sie nicht klingeln sollte, und eilte dann in's Schlafzimmer der Großmutter, die eben ihre Augen aufschlug und klar und groß Helene in's Antlitz schaute. — „Kommst Du, mein Kind?" sagte die Alte und streckte Helene die bleiche, abgemagerte Hand entgegen. Leise zog Helene die weißen Vorhänge des Bettes auseinander, hob den kleinen Schirm des Nachtlämpchens ein wenig in die Höhe und lächelte ihr Großmütterchen freundlich an. „Großmutter, hast Du geschlafen?" fragte sie, „und hat Dein Schlaf Dich erquickt? Du siehst eben so frisch und blühend aus?" „Nur bin ich so matt, mein Kind, so matt, daß ich nicht begreifen kann, wie es mir möglich ist, und geträumt habe ich, geträumt, wie seit Jahren nicht mehr." „Und was denn?" fragte Helene und setzte sich auf ein Tabouret zu Füßen des Bettes. — Die Lampe warf einen hellen Strahl auf das Gesicht der Alten, deren eingefallene Wangen eine hohe Röthe schmückte, in deren großen Augen ein jugendliches Feuer brante, traumige Symptome einer Krankheit, welche so gern und am liebsten ihre Opfer in früher Jugend dahinstrafft, aber auch im Alter erscheint, und dann selbst sein Opfer mit höherer Schönheit, mit lebhafterm Innern der Wangen und leuchtenderem Glanze der Augen bezeichnet. — „Warte es der alte erfahrene Hausarzt, ahnte die Großmutter dies? — Helene fiel es nicht im mindesten ein; mit dem glücklichen Sinn der Jugend hoffte sie auf baldige Genesung der geliebten Großmutter. — „Ja, ja," murmelte die Alte halb im Schläfe und dabei deutete sie auf zwei lebensgroße Bilder, die ihrem Bette gegenüber hingen, aus deren goldenen Rahmen von der durch Alter geschwärtzten Leinwand zwei jugendliche Gestalten herniederstauten: ein Mann in Generaluniform mit glänzenden Epuletten und Orden auf seiner Brust; eine Dame, lächelnd und schön, in der altmodischen Tracht des letzten Jahrhunderts, mit dem weißgeputerten Haar und einer dunkelrothen Rose darin, mit dem himmelblauen Reifrock-Kleid und dem koketten Federfächer in der Hand. — „Ja, ja," wiederholte die Alte, „ich habe von meiner Gräfin geträumt, und so lebhaft, so lebhaft!" „Bitte, erzähle es mir," schmeichelte Helene, die recht gut wußte, wie so gern ihr Großmütterchen von den fernsten Tagen ihrer Jugend sprach, wo sie, eine elternlose Weise, so lange, lange Jahre in dem Hause der Gräfin B. als Gesellschafterin gelebt, und so glücklich, daß sie sich erst nach dem Tode ihrer Gebieterin entschließen konnte, einem seit Langem hochgeachteten und geliebten Manne die Hand für's Leben zu reichen; jetzt war dieser Freund vor 10 Jahren ihr entrissen, ihre einzige Tochter hatte einen Verwandten geheirathet, und Helene's Geburt kostete ihre Mutter das Leben. So blieb die kleine Enkelin bei der alternden Großmutter, das einzige Wesen in diesem Leben, das der Matrone mit kindlicher Liebe anhing. — Die Alte richtete sich in die Höhe und sagte: „Es kann noch nicht spät sein, denn ich bin noch so wach, so höre mich denn an; es ist eine kleine Episode aus meinem Leben, die ich fast vergessen hatte, bis sie mir eben jetzt gleich einem Traum vor die Seele trat: Der alte Herr Graf war schon lange todt, die beiden jungen Gräfinnen waren verheirathet, der Geburtstag der Mutter, der gerade mit dem Hochzeitstag der Gemathen zusammenfiel, sollte zum erstenmal seit langer Zeit durch einen glänzenden Ball gefeiert werden, zu dem sogar die jungen Prinzen unseres Herzogthumes, die unsern auf einem Gute in Garinon lagen, eingeladen waren. Die ganze Familie, obnehin zahlreich genug, sollte binnen Kurzem eintreffen. — Am Abend vor der Ankunft der Gäste herrschte denn ein lebhaftes Treiben in dem Schlosse. Alle Gemächer und Zimmer wurden gereinigt und ausgestäubt; die Räumlichkeiten wollten noch immer nicht ausreichen. Da bestimmte denn die Gräfin endlich nach langem Sträuben, daß die Zimmer ihres seligen Eheherrn, die seit seinem Tode nicht betreten worden waren, zur Aufnahme der Gäste hergestell werden sollten. — Das gab ein böses Stück Arbeit für die Bedienten. Spät gegen Abend war es obnehin. Ich stand in dem Corridor vor einem großen Leinwandstrahl und ordnete Gebede zu dem nächsten Tage. Da mochte der Bediente beim Reinmachen vielleicht unversehblich die Klingelschur im Zimmer des seligen Grafen berührt haben, ein heller Klang schallte durch die Räume, mit Blitzschnelle stürzten da die beiden riesigen Doggen des Seligen, Pluto und Cerberus, beide zwei wahre Höllethiere, in ihren jungen Jahren wenigstens, — jetzt hatten Alter und Gram sie gezähmt, — mit einem lauten Freudengeschrei an mir vorbei und eilten in's Zimmer des Grafen. Ich folgte ihnen, sie sprangen auf das Bett zu, streckten die ungeheuren Taten auf den Rand desselben, schnupperten lange herum und legten sich dann, leise winnend, auf dem Bärenpelz vor dem Bette nieder. Nun mußt Du wissen, Helene, was es eine Eigenthümlichkeit des Grafen, seine beiden wilben und doch so treuen Lieblinge allabendlich durch einen Klingelzug in sein Schlafzimmer zu rufen, und sie kannten den Ton der Klingel noch so gut, daß sie nach so langen Jahren, wo zum erstenmal wieder der Ton zu ihnen drang, in die unteren Räume des Erdgeschosses, in denen sie jetzt hausten, wie auf ein verabredetes Zeichen die bekannte Stiege hinaufeilten, ihrem geliebten Herrn zu gehorchen. Ich stand einen Augenblick sprachlos, befaß dem Bedienten, den Hund den Willen zu lassen, und setzte mich dann nieder zu den Beiden, um bitterlich zu weinen, so hatte mich dieser wunderbare Instinct der Thiere ergriffen und gerührt, diese seltsame Anhänglichkeit sinnloser Geschöpfe an ihren ehemaligen Gebieter. — Meine Gräfin hat es durch mich nie erfahren, seit jenem Tage wurde sie aber lebend und welk dem Grabe entgegen. — Nun, mein Kind, meine ich auch, da ich im Traume den unvergessenen Klang der Glocke gehört habe, das Freudengeschrei und dann das Winseln der klugen Hunde, nun denke ich mir, ruft mich meine Gräfin denn auch bald zu sich, oder vielmehr der liebe Gott thut es, daß ich dort meine Gräfin wiedersehen soll, an der mein Herz mit solcher Liebe gehangen hat. — Helene weinte still für sich. „Großmütterchen," sagte sie endlich, „wie Du nur so reden kannst! Eben, als Du noch schläfst, kam der Herr Doctor, die Glocke klingelte laut, der Zampa fuhr mit einem lauten Bellen in die Höhe, Du lagst vielleicht im Halbschlaf, und nun vereinigen sich die Bilder halbvergessener Erinnerung, und daher kam Dein Traum. Großmütterchen," rief sie, in krampfhaftes Wei-

nen ausbrechend, „nein, Du darfst nicht sterben, was sollte aus Deiner Helene werden, wenn Du mich nicht mitnehmen könntest zu meinem Vater und zu meiner Mutter!" „Sei ruhig, mein Kind," sagte die Alte sanft und legte leise ihre Hand auf Helene's Haupt, „damit bin ich ja noch immer bei Dir, und wenn mir der liebe Gott meinen letzten Erdenwunsch erfüllt, läßt er mich leben bis zu dem feierlichen Tage der Einsegnung meiner Helene, und ich kann ja auch noch Jahre leben; komm' näher her, mein Kind; siehe, meine Helene, ich habe gute und böse Tage erlebt, meine Wege waren oft nicht Gottes Wege, und seine Gedanken waren nicht meine, aber immer habe ich nachher die segnende Hand der Vorsehung erkannt, die die Fäden unseres Geschicks immer anders fügt, wie wir es mit heißem Ungestüm verlangen. Wenn ich dann einmal nicht mehr bin, (aber deswegen weine nicht so, ich kann noch Jahre lang bei Dir bleiben), so habe ich meinen letzten Willen dem alten guten Doctor an's Herz gelegt; Du sollst Dich in einer Erziehungsanstalt unseres Landes ausbilden, zum Heil und Segen Deiner Mitmenschen; Gott hat Dir herrliche Anlagen verliehen, die sollst Du nicht unter einen Scheffel stellen. Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausdrücke; es ist unsere Aufgabe, mit dem Pfund, das uns der Herr verliehen, zu wuchern; mir ist nur ein kleiner, enger Wirkungskreis im Hause meiner Gräfin verliehen gewesen, auch ich wandelte nicht immer dort auf Rosen, aber ich suchte treu meine Pflichten zu erfüllen, und im Gefühl treuer Erfüllung meiner Obliegenheiten fand ich Frieden und Freude, und endlich die volle Liebe meiner Gräfin. So Du, meine Helene. Dich hat der Ernst des Lebens früh gereift, weibe Deine Talente und Kräfte der Erziehung heranwachsender Jugend; dazu scheinst Du mir denn bestimmt. Du wirst Dir leicht die Liebe Deiner Zöglinge erwerben können, besitzt Du doch eine so schöne Gabe, kleinen und großen Kindern so liebliche Märchen und Geschichten zu erzählen, daß selbst Erwachsene freudig Deinen Erzählungen lauschen. Dein sanftes kindliches Gemüth wird leichter als Andere kleine Kränkungen hinhinnehmen können; dulden, schweigen und vergeffen; bin ich doch selbst oft wunderlich und mürrisch gegen Dich gewesen! aber habe Geduld, mein Engel!" — Helene war keines Wortes mächtig. Mit heißen Thränen umschlang sie die geliebte Großmutter. — „Nun habe ich noch eine Bitte an Dich, meine Helene," sagte die Alte, „ich bin so müde geworden und möchte so gern mit einem Choral, von Deiner Stimme gesungen, einschlafen. Welch einen Gesang hast Du heute auswendig gelernt?" „Befiehl Du Deine Wege," entgegnete Helene leise, „soll ich dies Lied singen?" „Thue es, mein Kind," bat die Matrone. — Helene eilte in's Wohnzimmer, öffnete das kleine Klavier und sang mit ihrer klaren Kinderstimme, die indessen heute weicher und gedämpfter klang, als gewöhnlich, daß es sich anhörte, als zitterte eine Träne in ihrer Stimme, das herrliche Lied des frommen Paul Gerhard, der ja selbst durch die Schule der Leiden gegangen, und den sein herrliches Gottvertrauen nicht zu Schanden werden ließ. — „Amen," sagte die Alte, als Helene geendigt hatte, „Amen!" — Helene beugte sich über die Großmutter, sie lächelte sanft, wie ein schlafendes Kind.

Zwei Jahre sind seit jenem Abend vergangen; wieder naht sich der Frühling, wir ahnen wenigstens seine Annäherung in dem laueren Hauch des Windes, wir fühlen sie in dem wärmeren Sonnenlicht; wir schauen sie freudig in dem grünen Schimmer, der wie ein duftiger Schleier sich über Wiesen und niedere Gebüße ausbreitet, hie und da schon ein demüthiges Weichen, ein niedliches, gelbes Ornithogalum oder eine jungfräulich weiße Anemone nemorosa hervorlockt. Auf dem Balkon des stattlichen Herrenhauses des Gutes D. sehen wir drei ältere Personen versammelt, die auf verschiedene Weise den milden Frühlingsabend gemessen. — Der Älteste Herr liest aufmerksam in dem in dortiger Gegend so beliebten Iphigenei Wochenblatt, nachdem er mit den beiden Andern landwirtschaftliche Gegenstände und politische Neuigkeiten besprochen hat. — Die Dame lehnt sich sinnend in den Lehnstuhl zurück; die jüngere von ihnen schmaucht seine Pfeife ächten Virginia-Tabak und sieht, wie die mächtigen Ringe, die er durch Mund und Nase bläst, sich allmählig in der stillen Luft vertheilen und verschwinden. — Werfen wir einen Blick auf die Gestalten dieser drei und dann auf ihre Vergangenheit, da wir uns eine Weile mit ihnen beschäftigen werden. — Der Älteste, ein stattlicher, hübscher Mann mit einem wohlwollenden, heiteren Gesicht, einem schön erhaltenen, blonden Schnurrbart und einer tiefen Narbe auf seiner Stirn, ist der Freiherr Siegfried von Norden; die Dame neben ihm ist seine Gemahlin, eine bleiche, lebend aussehende Frau, deren Züge Spuren einstiger Schönheit tragen, mit großen, schwarzen Augen und dunklem Haar, dessen tiefes Schwarz sehr angenehm gegen das zarte weiße Gesicht und der rothen Sammet des Lehnstuhls absticht. — Der Dritte, der Bruder des Freiherrn, scheint, obwohl er bedeutend jünger, der an Jahren am meisten Vorgerückte zu sein; er ist ein kleiner, gedrungener Mann mit stark ergrauten Haaren an den Schläfen, mit einem unruhigen, unsäthen Blick seiner dunklen Augen in dem gebraunten Gesicht. Ein mächtiger Krüppel steht neben seinem Armfessel; wir sehen genauer hin und erblicken in ihm eines jener bedauernswerthen Wesen, denen wir so oft gleichgültig das Epithet: „Krüppel" beilegen. Der Ärmste hat nur ein Bein. Daher vielleicht der menschenfeindliche Ausdruck in seinen Zügen, der finstere Blick seiner, von buschigen Brauen umgebenen Augen. — Jetzt, da die Vorstellung beendet ist, laßt uns einen Blick auf ihre Vergangenheit werfen.

Die Beiden, Siegfried und Curt, waren die einzigen Söhne des alten Freiherrn von Norden, der mit einer in den Zeiten seiner Jugend ungewöhnlichen Bildung alle Vorzüge des Herzens und Geistes vereinte. Mit innger Liebe und Sorgfalt leitete er die Erziehung seiner Söhne, deren Unterricht er theils selbst vorstand, theils einem kenntnißreichen, jungen Theologen anvertraut hatte. — Beide sollten die akademische Laufbahn durchmachen, obgleich dem Älteren, nach seinem Ableben, das schöne Gut, dem jüngeren Bruder hingegen ein glänzendes Jahrgehalt zufallen sollte. Mit Freude und Stolz sah der Vater denn beide Jünglinge, nachdem sie die Universtät zu Halle bezogen hatten, sich mehr und mehr entwickeln, wenn gleich das wilde, aufbraunende Temperament seines Jüngsten ihm oft mancherlei Besorgnisse erweckte; dafür stand ihm sein Bruder Siegfried wie ein schützender Genius zur Seite, immer bemüht, das aufbraunende Gemüth seines Bruders zu besänfti-

gen und, wenn ihm das nicht gelingen wollte, die bösen Folgen seiner Leidenschaftlichkeit möglichst gelinde und weniger unangenehm an ihm vorübergehen zu lassen. — Das war im ersten Decennium unseres Jahrhunderts. Ueber unser schönes, deutsches Vaterland war eine wahre Sturm- und Drangperiode hereingebrochen. Von Frankreich her hatte der Held von Corsica, dessen siegreiche Banner an den ewigen Pyramiden Egyptens und auf den Schlachtfeldern Marengo's wehte, hatte der Wurzelpator, nachdem er den rechtmäßigen Thron umgestürzt und sein stolzes Haupt mit der Kaiserkrone geschmückt, seine Schaaren mehr und mehr unser deutsches Vaterland überfluten lassen; da hielt es denn unsere, für Freiheit schwärmenden Jünglinge nicht länger in den Reihen der Musenbühne; sie eilten zu den Waffen und sagten ihrer geliebten Vaterstadt, mit den mehr und mehr verbotenen Sälen akademischer Wissenschaft, ein herzliches Lebewohl. — So traten sie zusammen in ein Regiment; ihr Wahlspruch war: für König und Vaterland! und Gott war mit ihnen, um der gerechten Sache den Sieg zu verleihen. — An den glühenden Söhnen Spaniens, mit ihrer heldenmüthigen Todesverachtung, scheiterte Napoleon's Eroberungslust, auf den Schneefeldern Rußlands brach sich die Macht des Feindes; in den Flammen des brennenden Moskau, in den Fluten der eisigen Beresina stand Napoleon's: „Bis hierher und nicht weiter!" geschrieben. Auf den Schlachtfeldern bei Leipzig und nachher bei Belle-Alliance ward der schönste Sieg deutscher Vaterlandsliebe und Einheit erkochten. — Dem Heben von Marengo und Austerlitz, dessen Riesengeist eine Welt zu enge gewesen, wurde ein trostloses Asyl auf dem einsamen Felsen des weltmeerumsplühten Helena.

Unter den Siegern, die freudig der Heimath zueilten, befanden sich Siegfried und Curt von Norden (obgleich den Ersteren eine ehrenvolle Narbe schmückte), die freudig in den Armen der Eltern der erlittenen Gefahren und Mühseligkeiten des Feldzuges vergaßen. Dann vertauschten sie Helm und Schwert wieder mit Landbeten und Cameral-Wissenschaften. Jahre vergingen. Indessen war der alte Freiherr gestorben. Siegfried übernahm seines Vaters blühendes Gut, um es in den Händen eines Administrators zu lassen, da ihm selbst das einsame Leben nicht genügen konnte. Das bunte Treiben deutscher Residenzen hatte sein jugendliches Gemüth gefesselt, und Jahre vergingen. — Curt, nach glücklich beendeten juristischen Gramen, machte, von seiner unsäthen Sinnesart getrieben, weite und langanhaltende Reisen durch Europa; er konnte sich nicht entschließen, sich um eine Anstellung zu bemühen, die ihm bei seinen Geistesgaben und seinen glänzenden Verhältnissen zu finden nicht schwer werden dürfte. Er durchkreifte zu verschiedenen Malen Europa; wenn er den einen Sommer auf dem eisigen Island gewelkt und sich der kurzen Blüthenzeit gefreut oder der Mitternachtssonne Schwedens, so entzückte ihn das nächste Jahr die Herrlichkeit Italiens, mit seinem blauen Himmel und den goldenen Sternen, schwebte er in den Schönheiten des unvergleichlichen Neapel, in den Erinnerungen einer riesigen Vergangenheit der Macht und des Glanzes Venedigs oder des ewigen Rom. Selbst der ferne Orient war seiner Wanderlust nicht unerreichbar geblieben; unter den Trümmern Palmyra's und Babylons hatte er getrauert und dennoch hatte seine unsäthen Reisehnsucht nirgends eine bleibende Stätte gefunden, eine Stätte, wo er sich hätte eine Heimath gründen mögen. — Siegfried war im Lauf der Zeiten aus einem gewandten Weltmann ein eifriger Landmann geworden, dem die Beaufsichtigung seiner weitläufigen Güter jetzt eben so viel Befriedigung und Vergnügen machte, als früher kaum das herz- und sinnlose Treiben vornehmer Assemblen. Vielleicht zwangen ihn Umstände, Zerrüttung seiner Finanzen oder körperliches Unwohlsein dazu; genug, er heirathete ein junges Mädchen seiner Bekanntschaft und lebte glücklich mit ihr auf seinem Gute. Ein liebliches Töchterlein, blond und weiß, wie wir uns die Freya Skandinaviens denken, erhobte Weider Glanz, bis ein mehr und mehr um sich greifendes Unwohlsein Emma's, der Baronin, ein weitverzweigtes Nervenleiden, den Himmel ihrer Ehe trübte. Der Bruder Curt hatte auch einmal eine kurze Zeit bei den Geschwistern auf ihrem Gut gewohnt, um ihnen Lebewohl zu sagen, ehe er sein Heil in der neuen Welt suchte, ungeachtet aller Bitten des Barons und seiner Gemahlin, die den lieben Flüchling so gerne an die Heimath gefesselt hätten. Alles umsonst. Der reiseflustige durchstreifte Nord- und Süd-Amerika nach allen Richtungen; seine Briefe, die er ihnen schrieb, sprachen Zufriedenheit und Bewunderung für einen Welttheil aus, dessen immenser Wachsthum ihn in Erstaunen setzte, dessen große Gegenwart ihm eine noch größere Zukunft verhieß, wogegen ihm die Vergangenheit im Vergleich mit der Europa's vollkommen gleichgültig lieb. Aber den Naturschönheiten Amerika's zollte er ein begeistertes Lob; er hatte am Niagara-Fall Nordamerika's gestanden und gegen dieses Weltwunder erschien ihm Alles, was er in Europa in der Art gesehen und angestaunt, von dem Hercules der Wilhelmshöhe und den Verfaller Wasserfällen bis zu den weltberühmten Cascaden Tern's in Italien unbedeutend und klein. Er hatte die einsamen Steppen der Prairien durchwandert, die mächtigsten, unerreichbar schönen und schauerlichen Urwälder hatten ihn umrauscht, über die gewaltigen Cordilleren, mit ihren zum Theil so wenig bekannten herrlichen Thälern, war er gezogen — und mehr als alle Thäler Europa's in ihrer wilden Pracht, hatte ihn das von Herrn v. Humboldt in seinen Reisen erwähnte Thal von Jeconoga mit seinen Felsenmassen und dem schäumenden Sturzbach in Bewunderung gesetzt. Endlich hatte er sich in einer südlichen Provinz ein Besitzthum erkauft und betrieb jetzt, ein moderner Cincinnatus, Agriculture, wobei er voller Menschenfreundlichkeit immer seiner arbeitenden Neger und Sklaven erwählte, denen er ein mildes, nachsichtiger „Massa" sei. Mit vieler Theilnahme gedachte er immer eines Eingeborenen, mit Namen Carral, der ihm eine seltene Treue erzeigte, und sich späterhin mit einem allerliebsten Kreolmädchen verheirathet habe. Auch eines wilden, wunderniedlichen Kindes erwählte er mitunter, das die Tochter eben dieses Carral's und Amajill's sei. Um so mehr erstaunte Emma und der Baron, als seine Briefe nach und nach seltner und immer seltner wurden, bis sie endlich ganz ausblieben. Unerwartet langte irplich ein Schreiben Curt's in der Heimath an, in dem er den Beiden mit kurzen, aber herzlichen Worten mittheilte, daß er seines Lebens unter den Yankee's müde sei, seine Bestimmung verkauft habe und mit der nächsten Gelegenheit nach Europa zurückkehren werde, um den Sommer bei ihnen zuzubringen. „Ich muß noch um freundliche Aufnahme bei Euch vorprechen," so schrieb er ihnen unter Anderm, „für eine kleine Kreolin, bei der ich in Zukunft Vaterstelle vertreten werde und wobei ich auf Emma's weiches, lieb-

reiches Gemüth rechte. Nebenbei bemerkt, ist meine kleine Wdop-töchter schön wie ein Engel, böshast wie ein Teufel — ver-geben Sie mir, meine liebe Emma, dieses unmaßthetische Wort — und dann, Ihr Lieben, staunet nicht, wenn Ihr mich wieder- seht: der schlankste, stotter Bruder und Schwager ist ein unglück- licher Krüppel geworden. Nur fragt mich nie auf welche Weise — und eben so nie wegen meiner Toni, — ich bitte Euch — Ihr würdet mir durch jede Frage mein Herz zerreißen!

Nach einem halben Jahre langte Curt dem auch wohl- erhalten bei den Geschwisterherzen an, in der alten Heimath. Sein sonderbarer Tiefstimm konnte ihnen nicht entgehen, sein menschen- feindliches, heftiges Wesen, das sich so lebhaft in dem düstern Blick seiner, einst von Lebenslust strahlenden Augen ausdrückte. Aber daß er geistig und körperlich leidend sei, das fühlten Sieg- fried und Emma halb heraus, und wenn sie mitunter seine Blicke so ernst und trübe auf dem Antlitz der kleinen Kreolin hatten sahen, und ihn selbst als hilfbedürftigen Krüppel, ob- gleich seine äußeren Verhältnisse sonst eben nicht ungünstig wa- ren, dann boten Beide Alles auf, ihn zu erheitern und das fremde, braune Kind, das, wie er ihnen geschrieben, wirklich schön wie ein Engel, aber dabei unartig und böshast, wie selten ein Kind, mit Güte und Liebe zu regieren. Leider war der Ba- ron selbst jetzt mehr denn je auf seinem Gute beschäftigt, Emma war wieder sehr leidend und angegriffen und, wie es bei Ner- venleidenden oft der Fall, reizbarer und launhafter als sonst.

Nach dieser kleinen Abschweifung, Ihr Lieben, kehren wir zu jenem milden Abend auf dem Balkon zurück. Schnell öffnet sich eine hohe Glasthür, ein kleiner, blonder Kinder- kopf blickt hinein, und eine ängstliche Kinderstimme flüstert:

„Um Himmelswillen, Papa und Mama, Toni ist wieder krank, kommt nur schnell herein!“ Rasch erhoben sich die Drei. Der Herr mit dem Krüchstock folgte ihnen langsamer in's Wohnzimmer. Welch ein Anblick bot sich ihnen, und leider nicht zum erstenmal, nur nicht in dem Umfange! Auf den seidnen Kissen des Sophas lag die kleine fünf- bis sechsjährige Toni, todtenbleich, regungslos hingestreckt, dann rollten die schwarzen Augen plötzlich in ihren weiten Kreisen, die bläulichen Lippen zuckten, die dunklen Locken hingen wirr um die nackten Schultern. Auf dem Fußstapfen lagen zerissene Blätter von dunkelrothen Camellien zwischen dem grünen Blätterwerk eines anderen Topfgewächses — eine chinesische Blumenvase lag zer- brochen daneben. „Kinder, was ist hier denn vorgefallen?“ fragte der Baron, indessen Emma sich mit der bewußtlosen Toni beschäftigte. „Ach, Papa,“ sagte die kleine Lucie weinend, „während ich in meinem Bilderbuch lese, hat Toni schnell die schönen, großen Camellien abgepickt und in ihr Haar gesteckt; wie ich mich da umsehe und Toni aufmerksam machen will, daß Mama es uns verboten hat, wird sie so böse, fällt schreiend in die Kissen des Sophas — und — und ist sie nun nicht todt?“

„Nein,“ entgegnete ernst der Baron, und streichelte seines Kin- des blonden Kopf, „todt ist sie Gott sei Dank nicht; rufe schnell die Kammerfrau, daß sie zu Bett gebracht wird, und erwähne Du nie gegen Toni dieses Auftritts; das arme Kind ist so fränklich und reizbar.“ Die Kleine eilte hinaus. „Um Got- teswillen,“ so polterte Curt jetzt, „was habe ich Euch mit dieser unnützen Kreatur für eine Mühe und Last aufgeladen. Sollte ich doch meinen, ich hätte Unglück genug erlebt, und da habe ich dies heillose Ding auf dem Hals! Aber es soll anders werden, ich verspreche es Euch, ich will Euch und mich von dieser Last befreien.“ Dabei blinze seine Augen und die Adern auf seiner Stirn schwellen, in schlecht verhaltenem Zorn, hoch auf. „Toni, Toni!“ schrie er laut und schüttelte das bleiche Kind. „Ich bitte Sie, Bruder, halten Sie ein,“ sagte Emma schnell, „lassen Sie doch so den Zorn nicht Herr Ihrer selbst werden. Wie können Sie dem Kinde die Schuld beimessen; so wenig ich es noch kenne, scheint mir, Sie haben die Kleine viel zu sehr verhätschelt und verzogen und wollen sie vielleicht ausschelten, während sie noch in Krämpfen liegt.“ „Nun denn,“ unterbrach sie Curt eifrig, „wenn ich die Schuld hatte an der verkehrten Erziehung, dann habe ich doch nur an dem Kinde wieder gut machen wollen, was ich den Eltern — er unterbrach sich — „soll ich denn ewig dafür büßen?“ seufzte er halb laut. — „Sei nur wieder ruhig, Curt,“ nahm der Baron freundlich das Wort. „Toni kommt wieder zu sich, Emma's Tropfen und Nieschälz- üben wieder ihre belebende Kraft auf das Kind. — Emma selbst liebt dergleichen Sachen nicht; heute Abend, wenn wir Alle wieder beruhigt und die Kinder schlafen gegangen sind, dann spre- chen wir weiter darüber, so kann es nicht bleiben. Aber es giebt ein anderes Auskunftsmitel. Beide Kinder bedürfen einer Aufsicht, die Emma, selbst leidend, ihnen nicht bieten kann. Sie müssen von einem jungen Mädchen beaufsichtigt werden und bei Kleinen anfangen zu lernen. Dies Mädchen muß es verstehen, die Liebe der Kinder zu erwerben, die Kinder zu bilden, und was noch mehr, die Kinder zu erziehen. Heute Abend verab- reden wir das Nähere unter uns.“

Vierzehn Tage später bewegt sich langsam auf dem sau- digen Wege, das zum Gute D. führt, eine altmodische, mit einem freiberlichen Wappen geschmückte Kalesche. Aus den offenen Fenstern des schwerfälligen Wagens leucht ein bleiches, junges Mädchen, in einem einfachen, aber zierlichen Reise- kleidchen — es ist Helene — wir erkennen sie auf den ersten Blick. Ihr Gesicht trägt noch immer dieselben angenehmen, kindlichen Züge. — Die Sonne ist im Untergehen. Helene blickt gespannt um sich. Sie naht sich dem Gut. Ein statt- liches Herrenhaus erscheint zwischen den hohen, uralten Kastan- nien, die sich schon mit einem hellen, frischen Grün schmücken. Wir errathen leicht, auf welche Weise Helene, die wir zuerst am Krankenbett der Großmutter gesehen, in diese, ihr ganz fremde Umgebung kommt. Sie ist die neu engagirte Gouvernante der beiden Kinder auf dem Gute des Freiherrn von Norden. — Nach dem Tode ihrer Großmutter, die indessen ihren letzten Erdenwunsch erfüllt sah, dem sie schmückte ihre Enkelin noch zu dem feierlichen Tage ihrer Confirmation, und von diesem Tage an nahte sich ihr langsam und leise ein friedlicher Tod, um das mütter und matter glimmende Lebenslichtlein vollends auszulöschen; nach dem Tode ihrer Großmutter also, blieb Helene, wie es der Wunsch der Verstorbenen gewesen, noch eine Zeit lang bei dem alten, treuen Hausfreund, dem Doctor Werner, der sie dann selbst in die nächste Stadt begleitete, und sie in einem Erziehungs- Institut für junge Mädchen der Aufsicht der beiden Vorleserinnen, den Fräulein Lebrün, an- vertraute, um sich für ihren künftigen Beruf als Gouver-

nante auszubilden. Anfangs mußte es Helene wunderbar, oder unheimlich genug unter fremden Menschen, in diesem ihr gänzlich unbekanntem Leben und Treiben vorkommen, aber mit einem hellen Kopf begabt, schon mit bedeutenden Vorkennt- nissen bei einem sanften, angenehmen Temperament, wurde es ihr nicht schwer, ebensowohl viele Fortschritte in allen Wissen- schaften und weiblichen, feineren Handarbeiten, als in der Kunst und Liebe ihrer Lehrerinnen, sowie ihrer Mitschülerin- nen, zu machen. Oft freilich erfaßte eine namenlose Seh- sucht nach ihrer geliebten Großmutter, ein mächtiges Heimweh nach dem traulichen Heimathbüßchen Helenens Herz; aber schnell bezwang sie die aufsteigende Traurigkeit, die perlenden Thränen, und um sich selber aufzubetern, nahm sie dann bald das eine, bald das andere der kleinen Mädchen auf ihren Schooß, wie es die Großmutter so oft mit ihr gethan, und er- zählte dann den lauschenden kleinen Episoden aus dem Gebiet der Weltgeschichte und der heiligen Schrift — oder Märchen, aus dem fabelhaften Reich der Sagenwelt.

Ein großes, unverhofftes Glück sollte ihr in dem ersten Sommer zu Theil werden, nämlich in Gesellschaft der Damen Lebrün und einiger Pensionärinnen eine Reise nach Berlin und Potsdam zu machen. Weiter kamen die Reisenden nicht, doch war es hinlänglich genug für Helenens zufriedenes Ge- müth, um den beiden verehrten Damen mit um so mehr Dank- barkeit anzuhängen, weit genug, um den engen Horizont ihrer Ideen und Gedanken zu erweitern und mit neuem Lebensmuth ihre gebeugte Seele zu erfüllen, dem kleinen Pflänzchen ähn- lich, das unter dem grauen Nebelhimmel sein farbloses Dasein fristet, bis der erste Sonnenstrahl neue Zweige und Knospen hervorlockt. Das Weitere können wir leicht errathen: der Baron wandte sich an die Damen Lebrün, in Hinsicht eines jungen Mädchens, das die Aufsicht der Kinder führen, sie ein wenig unterrichten und namentlich auf Toni's heftiges, oft bö- shaftes Gemüth vorthellhaft einwirken sollte. Keine unter allen ihren Gleivinnen schien den Damen denn geeigneter, als Helene, die mit ihrem milden, friedlichen Charakter eine un- erschöpfliche Ausdauer und Geduld vereinigte. Die Be- dingungen wurden schnell festgesetzt. Mit herzlichem Dank, unter Umarmungen und Thränen nahm Helene Abschied von Allen, namentlich den Weibern. „Es ist kein leichtes Unter- nehmen, mein liebes Kind,“ sagte die freundliche Lehrerin ihr zum Abschied, „Gesellschaftlerin und Erzieherin zu sein, wie ich beinahe fürchte, ziemlich unbezogener Mädchen zu sein, und oft genug wirst Du die Bitterkeiten Deines neuen Berufes empfinden. Doch ich will Dir Deine Zukunft nicht so finster aus- malen, habe Du nur Muth, Ausdauer und Gottvertrauen, suche Du nur die Liebe Deiner Schülerinnen, das Zutrauen der Eltern zu erwerben. Beides kannst Du — ich habe es hier mit Freuden bemerkt — und nun, Gott segne Dich, mein Kind, und damit Lebewohl!“

In einem schwerfälligen Postwagen erreichte sie die näch- sten Stationen und besuchte im Vorüberfahren ihr liebes Hei- mathbüßchen. Ach, Alles war noch unverändert geblieben, wie früher! Alles erkannte sie wieder auf den ersten Blick! Da die altehrwürdige Kirche mit dem stillen Friedhof, auf dem sie ein grünes Grab aufsuchte, mit blauen Syringen, mit rot- then Rosen und dem Sinnbild christlichen Glaubens darauf, dem einsamen, schwarzen Kreuz; da war der kleine Teich unter hohen Erlen, auf dem die Enten so munter ungerschwammen und grünes Callitriche aufflammelten; da die grünen Wie- sen mit den schönen bunten Blumen, und die hohen Weisbörn- hecken! Dort das weinlaubumrankte Haus des guten Doctors und das ihrer Großmutter, darin jetzt ein fleißiger Weber wohnte; da stand noch die mächtige Eiche mit der breiten Krone und zeichnete so hell die weiten Umrisse an dem purpur- gefärbten Abendhimmel ab. Die Schwärze nur, die unter dem Dach des Hauses so friedlich genistete, war fortgeschwunden; die Großmutter, mit dem schneeweißen Häubchen auf dem fast eben so weißen Haar, war todt. Die kleine Enkelin, die ebe- dem so munter im düstigen Grafe umhersprang und vierblät- terigen Klee suchte, war in der Fremde gewesen, kam auf ein Weibchen zurück, um von Neuem dem Ort ihrer Bestimmung entgegen zu gehen.

Auf halbem Wege erwartete sie der bequeme Wagen des Freiherrn. Jetzt fuhren sie rasselnd über eine lange Brücke. Helenens Herz schlug heftig. Sie faltete ihre Hände und be- tete leise für sich hin: Lieber Gott, jetzt sehe ich bei! und un- willkürlich fielen ihr die Anfangsworte des schönen Paul Ger- hard'schen Liedes aus ihrem alten holsteinischen Gesangbuch Nr. 671 ein: Befehl Du Deine Wege, u. s. w. Sie fühlte sich wunderbar gestärkt. — Der Wagen hielt an, ein Diener öff- nete den Schlag, sie eilte in's Haus. Ein ältester Herr mit einem Krüchstock humpelte ihr entgegen. Helene verneigte sich tief. „Gott grüße Sie, mein Kind,“ sagte er mit einem Anflug feltener Heiterkeit. „Bitte,“ befahl er dem herantretenden Kam- mermädchen, „führen Sie das Fräulein in ihr Zimmer.“ Dann wandte er sich wieder an Helene: „Mein Bruder ist leider heute Abend abwesend, meine Schwägerin, wie häufig der Fall, unwohl und in ihrem Zimmer, deswegen werden Sie sich schon mit meiner Gesellschaft begnügen müssen. Wenn Sie nicht zu er- müdet sind, dann möchte ich Sie bitten, heute Abend mit mir und Ihren künftigen Schülerinnen Thee zu trinken.“

Helene eilte auf ihr niedliches Stübchen, in dem sie alle ihre Reiseeffekten vorfand, eben so wie die große hölzerne Kiste, in der die beiden lebensgroßen Bilder hierher geschafft wa- ren. Hatten sie doch früher immer dem Bette der Großmutter gegenüber gehangen, und als ein theures Vermächtniß hatte Helene sie mit in die Pensionsanstalt und so auch hierher ge- nommen, an schönen frischen Kränzen sollte es ihnen denn auch nicht fehlen, wie bisher. Am meisten gespannt war sie, die beiden Gleivinnen kennen zu lernen; um indessen dem Wunsch des alten Mannes, so nannte sie den Onkel Curt, wie er allent- halben hieß, zu genügen, ordnete sie schnell ihre Toilette, strich das glattgeschweißte Haar zurecht, nahm Handschuhe und Man- tille, deren sie, wie sie meinte, hier bedürfte, und klopfte beschei- den an die Thüre des Wohnzimmer's. Der Alte mit dem Krüch- stock öffnete. „Erlauben Sie,“ begann Helene bescheiden. „Seien Sie nur nicht so ceremonieell,“ unterbrach Curt sie lächelnd, „hier auf dem Lande ist dergleichen nicht nöthig. In den Residenzen vielleicht, nur hier nicht. Da, mein Kind, haben Sie Ihre künftigen Schülerinnen. Kommet her, Lucie und Toni!“ Mit ihrem lieblichen Lächeln trat Lucie ihr entgegen. Helene reichte ihr freundlich die Hand und sagte ihr einige Worte der Be- grüßung. Doch nur eine kleine Weile haften ihre Augen auf dem feinen Engelsantlitz, mit den blauen Augen und den

blonden Haaren, die in schweren Flechten auf ein Kleid von himmelblauem Merino herunterfielen. Unwiderstehlich wur- den ihre Blicke von dem andern Kinde angezogen, das sich schen hinter dem „Onkel“ versteckte und aus den bligenden schwarzen Augen einen langen Blick auf Helene warf. Einen reizenderen Kinderkopf meinte diese denn auch nie gesehen zu haben, wie die mattbraune Färbung der Haut bei dem feinen Profil und den langen nachdunkeln Locken, die auf ihr Kleidchen von weiß und grün gesticktem Cashemir rollten. Helene grüßte sie in herz- gewinnender Weise; Lucie hatte schon zutraulich ihre Hand ge- faßt, Toni hielt sie noch zurück und fragte nur leise, mit ihrer wohlklingenden Stimme, wenngleich mit fremdartigem Dialekt: „Wie heißt Du?“ „Helene,“ lautete die Antwort. „Helene,“ wiederholte Toni, „den Namen mag ich nicht leiden, Du mußt Ellen heißen; weißt Du, Papa, so hieß die schöne, große Dame mit dem weißen Kleid, die jenseits des Meeres immer mit mir spielte.“ „Schön,“ entgegnete Helene lächelnd, „so nenne mich Ellen, wenn es Dir Freude macht.“ „Und wir wollen zusam- men spielen“, rief lebhaft die kleine Kreolin; „wenn wir unser Drei sind, dann geht es viel besser!“ „Wenn wir dann genug gespielt haben“, sagte Helene und zog die Kleine näher zu sich heran, „dann suchen wir uns ein schattiges Plätzchen im Garten und lesen zusammen in dem schönen Buch mit den vielen Bil- dern, das ich dort auf dem kleinen Tisch liegen sehe.“ Lucie sprang schnell und zeigte dann abwechselnd mit Toni der neuen Gouvernante alle Kupferstiche und erklärte ihr dieselben. Die Bekanntschaft war schnell gemacht, besaß Helene doch jene eigen- thümliche Freundlichkeit im Umgang, die ihr schnell die kleinen Herzen gewann.

Endlich war Helene auch der Baronin vorgestellt, die, wenn auch heute Abend wieder sehr leidend, daß sie in ihrem Bou- doir bleiben mußte, das ängstliche Mädchen freundlich empfing. Der Baron, der indessen heimgekehrt war, hatte Helenen eben- falls einige ermunternde Worte gesagt und ihr die Sorge für die beiden Kleinen an's Herz gelegt. Alles war besser gegangen, als sie hätte erwarten können. Dennoch freute Helene sich nicht wenig, als die Theestunde vorüber war, wo sie in Abwesenheit der Baronin die Honneurs machen mußte, das blüde junge Mädchen zwischen den beiden vornehmen Herren, und sich in ihr Zimmer zurückziehen konnte. Da stürmte Toni plötzlich zu ihr hinein und bat sie so schmeichelnd, noch ein Weilchen mit ihr und Lucien zu plaudern oder zu spielen, ehe sie schlafen gehen sollten, die alte Kammerfrau sei so mürrisch gegen sie. Helene mußte den Bitten der Schmeichlerin nachgeben und jetzt, da Toni ihren Willen erreicht hatte, plauderte und alberte sie unaufhörlich, daß die bescheidene Lucie nur selten hätte ein Wörtchen einreden können, wenn Helene sich nicht eben so viel an sie gewandt hätte; sie lachte, daß die kleinen blendendweißen Zähne alle 32 zum Vorschein kamen, kurz, sie entwickelte alle jene Liebenswürdigkeit, bei der Lebhaftigkeit des Geistes, wie sie den Kindern des Südens eigen zu sein pflegt, daß Helene sich einen Augenblick lang glücklich prüfte, mit einem so selbstam reizen- den Wesen zusammenleben zu sollen, bis ein kleines Unter- mezzo unerwartet ihre glückliche Stimmung trübte, sie einen tiefen Blick in Toni's Gemüth werfen ließ, und sie zu gleicher Zeit mit eben so viel Betrübnis und Mitleiden, als mit dem festen Entschluß und Willen erfüllte, Alles aufzubieten, um vorthellhaft auf ein so junges und doch schon nicht mehr unver- dorbenes Gemüth wie das des schönen Kindes einzuwirken. Von der Treppe her erklangen schwerfällige Schritte. Helene blickte auf. „Das ist Papa,“ lachte Toni, kletterte geschwind von ihrem Schooß herunter, „sieh, so machst er es mit seinem lahmen Bein und seinem Krüchstock“ und dabei abmte sie treffend ge- nug den Gang des unglücklichen Mannes nach. Helene suchte. Bei einem so kindlichen Wesen ein so hoher Grad von heil- loser Schalksucht schien ihr zu viel. „Weißt Du, Ellen,“ fuhr die Kreolin fort, „mein Onkel Siegfried ist viel schöner, als mein Papa, der hat kein hölzernes Bein und einen so häßlichen fahlen Kopf, huh! das mag ich nicht leiden!“ und weiter fuhr sie eben so fort in ihren beißenden Bemerkungen. „Toni,“ unterbrach sie Helene mit Ernst, „ich bitte Dich, in meiner Gegen- wart ein für allemal dergleichen Reden zu unterlassen, und mir zu Liebe wirst Du nie wieder Dir dergleichen erlauben, nicht einmal von Deinen fremdesten Nebenmenschen, geschweige denn von Deinem Vater und Deinem Wohlthäter.“ „Ach, Ellen will nun schon die Gouvernante spielen,“ rief Toni gereizt, „das wollen wir sehen!“ „Komm,“ sagte Helene ruhig und nahm das sich sträubende Kind auf ihren Schooß, „sage mir, was be- test Du des Abends und Morgens?“ „Das sage ich nicht,“ entgegnete fed die Kreolin. Toni bat Helene mit so sanftem Ton und Blick, daß sie, schnell entwarfnet mit gefalteten Hän- den und glühenden Wangen das einfache Kindergebet herjagte: Fürchte Gott, liebes Kind, Gott der Herr sieht und weiß alle Dinge! „Nun Toni, da denn der liebe Gott Alles sieht und weiß, wie kann er an Deinem Betragen Wohlgefallen finden, wenn Du seine Gebote und vor allen das vierte Gebot, — kennst Du das schon? — Toni nicht mit dem Kopfe — so wenig hältst, und, statt Deine Eltern zu lieben und zu ehren, über Deines Vaters Unglück spotten kannst? Ist denn Dein Papa nicht be- mittelidenswerth, da er nur ein gekündes Bein hat, statt unserer zwei und mühsam weiter gehen muß, während wir schnell von dannen eilen können? „Aber das Gebot sagt von den Eltern,“ beharrte Toni eigensinnig, „und ich habe einen Papa nur und keine Mutter, denn die ist todt und es schwebt nur immer etwas dunkel vor, das mich quält, nur weiß ich nicht was.“ „Wenn Du denn auch keine Mutter mehr hast, um so mehr mußt Du Deinen Vater lieben, statt über sein Unglück und sein weißes, fahles Haupt zu lachen, vor dem andere artige Kinder sich voll- er Ehrfurcht verneigen. Jetzt geht gleich in's Bett, Toni und Lucie, Ihr könnt Euch in den leichten Nachtkleidern erkälten. Dann will ich Euch ein kleines Geschichtchen erzählen, wie der liebe Gott einmal die bösen, spottfüchtigen Kinder bestraft hat und wie Er ein ander Mal die guten Kinder belohnt hat.“ Die Kinder sprangen schnell in die weichen Betten, und He- lene, sich an Toni wendend, begann also: „Weit, weit von hier, im Lande Canaan, lange vordem unser Heiland auf der Erde erschienen war und die kleinen Kinder zu sich rief, wie er noch jetzt jedes Jahr am heiligen Weihnachtsabend zu ihnen kommt, lebte da ein frommer Mann, mit Namen Eliza; der predigte dem Volke und lehrte sie Gottes Gebote. Das war denn freilich ein gar mühseliges Leben, so umher von Stadt zu Stadt zu wandern, und sein Haupt war früh kahl und weiß geworden.“



Sommer - Moden.

Confections, Racons und Stoffe der Moden aus dem Magazin von Theodor Morgenstern, Paris, Rue l'Eschiquier 8; Berlin, Friedrichs- und Behrenstraßen-Ecke.

Erklärung des Modensbildes.

Figur 1. Robe von feincarrirtem Poul de soie mit einer Garnitur à bandes, welche in den Stoff gewebt ist. Mantille von schwarzem Taffet mit eingewirkter Sammetverzierung und Eichelworte garnirt.

Figur 2. Robe von Poul de soie. Der Fond derselben ist jaspé, die abgesetzten Volants haben ein Ghimé-Motiv. Mantel à la des. (Nr. 18 des Bogar brachte den Schnitt desselben.)

Figur 3. Robe von feincarrirtem Poul de soie mit schottisch carrirtem Volants. Mantille à la pag. (Nr. 18 des Bogar brachte bereits die Ansicht, Nr. 20 liefert den Schnitt dieser Mantille.)

Figur 4. Anzug eines Knaben.
Figur 5. Anzug eines kleinen Mädchens.

So kam er eines Abends in die Stadt Bethel. Still und einsam pilgerte er seines Weges und sprach vielleicht in seinem Herzen zu Gott, seinem Herrn. Da kamen ihm einige Kinder aus der Stadt entgegen, die vielleicht ein wenig älter waren, als Ihr seid. Sie erstaunten, als sie den fremden Mann, in seiner wunderlichen Tracht, mit dem mächtigen Stock, dem weiten und dunklen Mantel und der Keisetasche daherziehen sahen, und dabei seine hohe Gestalt, sein faltiges Antlitz und sein kahles Haupt; aber anstatt, wie gute Kinder es gethan haben würden, ihn zu bedauern, ihm vielleicht seine Tasche abgenommen und ihm eine Herberge nachgewiesen zu haben, denn es war schon dunkel und der arme, alte Mann sah so müde und matt aus, statt dessen verlachten sie ihn und verhöhnten ihn, die unartigen Kinder, und schrien: Kahlkopf, komm' herauf! Eine ganze Weile beachtete der fromme Wanderer diesen Lärm nicht, bis er ärger und ärger wurde; da ward der Mann Gottes, der sonst immer so sanft und duldsam war, sehr zornig, er erhob seine Hand zum Himmel und rief: Wehe über Euch! und wie er also gesprochen hatte, ließ Gott aus dem nahen Walde zwei ungeheure Bären kommen, und sie schritten ruhig an dem sorglosen Propheten dahin, erfassten die Kinder und erwürgten eins nach dem andern. Das war die Strafe, daß sie den Mann Gottes verhöhnt hatten. Der aber ging ruhig seine Straße weiter. — Was meinst Du dazu, Toni? fragte Helene. „Erst erzähle uns die andere Geschichte!“ und Helene setzte sich neben Lucien, die mit ihren blauen Augen ihr freundlich entgegen schaute. „Nicht recht weit von hier liegt ein schönes Stückchen von Gottes Erde, das schöne, reich geschmückte Griechenland; habt Ihr mir doch vorhin die hübschen Tempelüberreste in dem Hilderbuche gezeigt und die verschiedenen Namen genannt. — Zu einer Zeit, wo die Menschen noch in Unwissenheit und Aberglauben dahingleben und, statt zu dem einen Gott zu beten, wie wir, vor Götzenbildern knieten und ihnen ihre Opfergaben darbrachten, war einst ein hoher Festtag ihrer obersten Göttin, die sie Here nannten, und ihre Oberpriesterin, die eine sehr betagte Frau war, wollte hinüberfahren nach dem Tempel der Göttin, um ihr Opfer zu verrichten. — Es war ein heißer Morgen, die Sonne brannte von dem tiefblauen Himmel nieder, denn in jenem schönen Lande ist der Himmel so blau, wie bei uns die Kornblumen in dem goldenen Mehrenfelde. — Aber die Pferde kamen noch immer nicht, um die Oberpriesterin nach dem Tempel zu fahren; es war die höchste Zeit, denn der Tempel lag eine geraume Strecke von dem Hause entfernt; eine Menge stand um dasselbe versammelt. Immer noch kamen die Pferde nicht. Die Oberpriesterin wurde ängstlich. Da traten aus der Menschenmenge plötzlich zwei hohe, schöne Jünglinge hervor und sprachen mit leiser Stimme untereinander: wir wollen unsere Mutter hin nach Argos fahren, so hieß die Stadt, wo der Tempel lag; denn unsere Mutter hat uns so oft auf ihren Armen getragen, als wir noch klein waren; und mit diesen Worten nahmen sie die alte Mutter auf ihren Arm, hoben sie in den Wagen, ungeachtet ihres Sträubens, spannten sich davor und zogen sie bei Staub und Sonnenhitze hin zum Tempel. Das Volk jubelte laut, als es die beiden herrlichen Griechen mit den langen, weißen Gewändern und den bunten Blumenkränzen in den wehenden, dunklen Locken sah. Sie kamen zur rechten Zeit an. Das Opfer wurde gebracht, und das Fest gefeiert. Als Alles vorbei war, da ging die Oberpriesterin noch einmal in den Tempel zurück, und kniete an den Stufen des Altars nieder, — sie betete vor dem Bilde der Göttin, ihre Söhne für solche treue Kindesliebe in ihren Schutz zu nehmen und ihnen einen herrlichen Lohn dafür zu bereiten. Dann entfernte sie sich. Am nächsten Morgen wollte Alles wieder der Heimath zufliehen, nur die beiden Söhne fehlten noch. Die Oberpriesterin ging in den Tempel und siehe, da lagen ihre Söhne an den Stufen des Altars, Arm in Arm, und schliefen, als wenn sie schliefen. Man wollte sie aufwecken, aber die erwarteten nicht mehr, sie waren beide todt. Die Göttin, oder vielmehr der liebe Gott, wenn sie ihn auch nicht kannten, hatte das innige Gebet der Mutter erhört und ihnen etwas Herrliches dafür zum Lohn gegeben. Nach einer edlen, frommen That schickte er ihnen einen so sanften Tod, und nahm sie zu sich in seinen Himmel hinauf, daß sie da oben ewig als Engel bei ihm leben sollten, in seinem Paradiese.“ „Und tragen sie denn da ein so langes, blaues und weißes Kleid,“ fragte Lucie, „und haben Flügel, wie sie in unserer kleinen Kirche abgemalt sind? Dann möchte ich auch ein Engel sein!“ „Und brauchst nicht zu lernen und Dich von Miß Eilen ausschelten zu lassen, wenn Du einmal lustig wärest. Luciens Geschichte ist auch viel schöner als meine,“ sagte Toni. „Ich weiß auch, wie sie geheissen haben; meine wahre Ellen hat mir einmal davon erzählt. Sie heißen Kleobis und Biton.“ Mit diesen Worten warf sie das schwarze Lockenköpfchen in die schneeweißen Bettlössen und schmolkte, bis sie eingeschlafen war. (Fortsetzung folgt.)

Die Mode.

Wir sind bereits daran gewöhnt, die Mode der Jahreszeit stets voraussehen zu sehen; wenn die Schneeflocken noch in den rauhen Lüften ihr Spiel treiben, wenn kein Grashalm aus dem Schooß der Erde sich hervorwagt, herrscht in den Modemagazinen bereits der Frühling, oder vielmehr jene frohe Regsamkeit, welche den Zweck hat, die elegante Welt zum Empfang des allgeliebten Frühlings auszurüsten; und jetzt, wo wir noch unter dem freundlichen Scepter dieses mildesten Herrschers leben, wird in den Tempeln der Mode schon dem Sommer und dessen Geboten mit Eifer gehuldigt. Mehrere der bedeutendsten Toilettenfragen der Jetztzeit haben wir bereits in früheren Nummern in besondern Berichten beantwortet — z. B. über Frühjahrs- und Sommermäntel, Hüte, Mantillen und Sonnenschirme, erläutert durch Abbildungen, Schnitt- und Stickerei-Muster, und doch ist der Stoff so reich, daß auch nach der gewöhnlichsten Erwähnung alles Wissenswerthen im Reich der Mode schon der morgende Tag uns bedauern läßt, hier eine ihrer präzisesten Capricen übersehen, dort einen ihrer barocken Einfälle als unwesentlich ignoriert zu haben. Lange jedoch kann ein solches Bedauern nicht währen, eine neue Erscheinung verdrängt die andere — doch nein — das zu behaupten wäre ungerecht — eine drängt sich neben die andere, und eben der Reichtum der Erscheinungen ist es, welcher die Unmöglichkeit, alle zu bemerken, herbeiführt. Das mag unsere Entschuldigung sein, wenn wir unter der

Fülle neuer, reizender Sommerstoffe, die vor uns liegen, ungenannt und bemerkt zu werden, einen oder den andern übersehen oder aus Mangel an Raum unberücksichtigt lassen müßten. Sicher wird es unsern Leserinnen angenehm sein, zu erfahren, daß die Volants, trotz der großen Beliebtheit der Robes à bandes, an den neuen Sommerstoffen überwiegend vertreten sind und ohne Zweifel auch im künftigen Winter noch zu eleganter Toilette gehören werden. Die seidenen Volantkleider für den Sommer sind selbstverständlich in hellem Ton gehalten; der Grund klein carrirt, mit schmalen Querstreifen (travours), jaspé oder chiné, die Volants bald in Streifen, bald in carrirtem oder in Chiné-Muster. Obgleich man 2—5, ja noch mehr Volants trägt, so ist 3 doch die am meisten gebräuchliche Zahl und die den meisten Figuren vortheilhafteste. Die seidenen Robes à bandes (Kleider mit schürzenartigem Besatz) haben mit den Volantroben größtentheils die jetzt beliebtesten kleinen Muster gemein, welche zu der an beiden Seiten des Rockes in die Höhe gehenden Garnitur den geeigneten Hintergrund bilden. Wir haben dieser Robes schon mehrfach in unsern Berichten Erwähnung gethan, und dürfen als bekannt annehmen, daß diese Garnitur à bandes bei dem sehr hohen Preise solcher abgepaßten Kleider ganz leicht auf glattem Seiden- oder anderem Stoff durch Sammet- oder Posamentierbesatz hergestellt werden kann. Der Seide zunächst sind die bedruckten Mousselines de Chine zu erwähnen, welche in so schönen und reichen Mustern vorhanden sind, daß sie die Seide vollständig ersetzen. Man hat dieselben sowohl in abgepaßten Roben mit Volants als auch mit durchgehendem Muster feiner Travorsstreifen — nach der Elle zu kaufen. Diese Kleider gehören ihres reichen Seidengehalts wegen nicht zu den wohlfeilen, da sie im Preise von 10 bis zu 20 Thlr. variiren; hingegen giebt es auch Roben desselben Stoffes mit abgepaßten Volants, doch mit geringerem Seidengehalt, welche zum Preise von 4 bis zu 10 Thlr. zu haben sind. An diese soeben beschriebenen Stoffe reihen sich die Chaly-Roben, welche mit breiten oder schmalen Querstreifen, mit klein oder groß carrirten Mustern zu billigen Preisen zu haben sind (7—10 Sgr. die Elle). Etwas kostbarer, dafür aber eleganter sind die halbseidenen, in modernen Mustern gedruckten Chaly's (à Elle 14 bis 17½ Sgr.), die besonders jungen Damen zu empfehlen sind. Zu leichten, luftigen Sommerkleidern wird der Barège jedoch stets allen andern Stoffen vorgezogen werden; er existirt, wie bekannt, eben so wohl ganz einfach und einfarbig, als auch mit in Seide broschirten oder bedruckten Volants in den verschiedensten Mustern, deren unerhöplicher Reichtum den schon lange beliebten Stoff stets wieder in die Reihe der Neuesten stellt. Ein neuerer, dem Barège verwandter Stoff, Barège du Nord oder Barège anglais, ganz in Wolle, doch klarer als der gewöhnliche Barège, hat den Vorzug, daß er länger die Steife bewahrt und nicht leicht knittert. Diesen Stoff, welcher zu Sommerkleidern vorzüglich geeignet, findet man in allen Farben, sowohl in abgepaßten Volantroben, als auch nach der Elle zu maßigen Preisen in großer Auswahl. Wir erinnern uns kaum, die wohlfeilen, waschbaren Sommerkleiderstoffe je in so reicher Auswahl gesehen zu haben, als in diesem Jahre, z. B. die Jacqués, Mousseline's, Organdi's u. s. w. Ganz dem soliden Geschmack dieser Saison entsprechend, sind die kleinen Muster in ihnen vorherrschend, doch entbehren sie dabei keineswegs des zeitgemäßen Schmuck abgepaßter Volants oder einer Garnitur à bandes. Zu den empfehlenswertheiten waschbaren Stoffen, sowohl für Kinder wie für Erwachsene, gehören die Brillantine's und die Niqué's, Zeuge mit klein broschirtem Grund, auf welchen die reizendsten Muster in bunten Farben gedruckt sind. Als die kostbarsten, aber auch elegantesten Sommerstoffe erwähnen wir die Seiden-Gazens, welche unter verschiedenen Namen und durch verschiedene Eigenschaften, doch stets zur feinsten Toilette passend, unsere Aufmerksamkeit erregen, bald als Barège soie, bald als Gaze soie, Grenadine, Gaze Chambré mit abgepaßten, entweder bedruckten oder broschirten Volants. Aus der Menge der uns vorliegenden modernen Stoffe, welche alle zu nehmen eine Unmöglichkeit wäre, heben wir noch den zu einfacher Gesellschafts- oder feiner Haus-toilette so beliebten Foulard hervor, welcher sowohl bunt bedruckt, als auch klein und groß carrirt oder mit Travorsstreifen in frischen, schönen Farben in verschiedener Güte zu haben ist. Wir dürfen unsern Leserinnen gegenüber kaum bemerken, daß alle hier genannten Stoffe in reichster Auswahl in den Magazinen von Theodor Morgenstern, Paris und Berlin — (Friedrichs- und Behrenstraßen-Gße) zu haben sind. Unsere schon früher ausgesprochene Behauptung, daß Grün und Rosa die beliebtesten Farben sein und bleiben würden, bestätigt sich mehr und mehr. In den Roben sogar ist diese Vorliebe bemerkbar, und nur die graue Farbe dürfte hier jenen beiden den Rang streitig machen, welche dagegen an Hüten, Bändern und Blumen als die herrschenden sich geltend machen; z. B. an reizenden Hüten von weißem Tüll, welche in Puffen gezogen, mit Schrägstreifen von grünem oder lila Taffet garnirt sind. Diese Schrägstreifen in schattirender Farbenabstufung, durch Puffen von weißem Crepp getrennt, stimmen überein mit dem Blumenbouquet oder der Feder, sowie mit den Bändern, welche die Schattirung der Schrägstreifen wiederholen; auch müssen wir erwähnen, daß man viele Hüte von Taffet oder Crepp mit Sammetausputz trägt, ein Beweis, wie sehr der Sammet als Stoff für die Toilette in wärmerer Jahreszeit sich zu acclimatiren scheint. Schwarz und Grosseille (Johannisbeerfarben) sind vorherrschend, und werden besonders häufig mit Goldgelb und Weisgelb zusammengestellt, welche Farben gegenwärtig sehr modern sind. Schwarze, leichte Spitzen, ein kleiner Paradiesvogel mit schwarzem Körper und goldfarbenem Schweif, oder eine Aloe mit Sammetblättern bilden den Schmuck dieser Hüte, welche Blondinen wie Brünetten gleich gut stehen. Da eben von Hüten die Rede ist, darf eine präzisere Capote à la Ristori nicht unerwähnt bleiben, welche ihrer geschmackvollen Einfachheit wegen Beachtung und Nachahmung verbietet. Sie besteht aus drei Vorten von Reiszstroh, die durch Quirlanden wilder Margaretenblumen (Gänseblümchen) von einander getrennt sind. Die erste dieser Quirlanden umgiebt den Fond des Hutes und geht bis zum Bavolet hinab; eine breite, klare Blonde ist rings um die Capote gesetzt und fällt vorn über den

durchbrochenen Rand von Reiszstroh hinweg, nach außen auf den Schirm zurück. Im Innern desselben Quirlande von Margaretenblümchen in einer Garnitur von Blonde; unter dem an einer Seite aufgebogenen Bavolet ein Bouquet derselben Blumen; — weiße Schleife. Wie schön diese leichten Frühlingshüte auch sein mögen, wie kleidend ihre Form, wie phantastisch ihre Ausschmückung, so können Damen mittleren Alters doch nicht ohne Reiz die glückliche Jugend betrachten, der es vergönnt ist, Prophetenhüte zu tragen, dieses dankenswerthe Vermächtniß aus der Zeit des dreizehnten Ludwig, welches die Mode, die Truhe ihrer Schätze nach Jahrhunderten wieder umkehrend, glücklicherweise ergriffen und neu aufgestürzt hat. Diese Hüte, ebenso schülend als kleidend, erinnern mich an eine Neuheit, welcher Nützlichkeit und Eleganz ebenfalls zuerkannt werden muß — an die Fächer-schirme, denen wir in heutiger Nummer eine durch Abbildungen erläuterte Beschreibung widmen, wobei wir jedoch nicht unerwähnt lassen dürfen, daß die Zierlichkeit dieser reizenden Doppelgeschöpfe ihre Haltbarkeit jedenfalls überwiegt. Die Extreme berühren sich so häufig im Leben, daß ich nicht Anstand nehmen darf, aus der höchsten, lichtesten Toilettenregion in eine tiefere, dunklere überzugehen: zu den Unterröcken. Die Frage: „Werden die Steifröcke nicht bald verschwinden?“ tritt uns so häufig entgegen, daß wir bedauern, nicht die erwidrigste Antwort geben zu können. Es sind kaum zu einer Zeit so viel Fischbein-, Stahlfedern- und Luft-Röcke fabricirt worden, als eben jetzt; also ist wenig Aussicht zur Abschaffung einer Mode, welche, wie kürzlich ein Chemann bemerkte, „die schönere Hälfte der Menschheit verunstaltet, und die stärkere zur Verzweiflung bringt.“ [2317]

Der Untergang der Erde.

Wovon alle Welt spricht, wovon alle Zeitungen reden, davon dürfen wir nicht schweigen: von dem furchtbaren 13. Juni 1857, da der große Komet von 1556 wiederkommen und unserer Mutter Erde sammt ihren verderbten Kindern den Untergang bringen soll. So behauptet wenigstens der Canonikus Mathieu Lähnsberg in Lüttich, und die Erfahrung lehrt, daß seine Behauptung Glauben gefunden.

Es ist ein eigenthümlich tragi-komisches Schauspiel, die Wirkungen dieser Prophezeiung in verschiedenen Lebenskreisen zu beobachten. Hier unterläßt ein Landmann die Bebauung seines Feldes — das ist wahrhaft traurig; — dort bekehrt sich eine vergnügungslüchtige, leichtsinrige Frau, bereut und betet — das ist eben nicht zu beklagen; — hier sehen wir einen hartherzigen Eigehals, einen unerbittlichen Gläubiger mild und nachsichtig werden, er gönnt seinen armen Schuldnern Ruhe — (bis zum 13. Juni) und denkt sich gerade noch zu rechter Zeit einen Platz im Himmel zu kaufen — auch das ist in Bezug auf die armen Leute erfreulich; — dort sehen wir Amerikaner, welche hörten, daß der Komet auf seiner 300jährigen Rundreise die neue Welt berühren werde, eilig sich nach Europa einschiffen, während Europäer, welche aus eben so sticher Quelle erfahren, daß das Ungethüm Europa näher berühren werde, nichts Klügeres zu thun wissen, als mit Hab und Gut, mit Weib und Kind sich über das Meer nach Amerika zu retten; — dieses chassé croisé der Nationen über den Ocean ist sehr komisch, weil es im Grunde harmlos und sogar nützlich ist. Die Flüchtlinge von beiden Seiten lernen einen andern Theil der Welt kennen, finden in ihm vielleicht ein neues Glück, oder die Ueberzeugung, daß es nirgends schöner sei als im Vaterlande — und diese Ueberzeugung ist schon an und für sich ein großes Glück.

Jetzt haben wahrscheinlich schon Manche der Furchtsamen sich beruhigt gefunden durch den Ausspruch mehrerer Astronomen, daß der gegenwärtig sichtbare Komet nicht der gefürchtete Tourist von 1556 sei, dem man so unfreundliche Absichten auf unsere Erde zutraut, sondern ein anderer, dessen Harmlosigkeit sein bisheriges Verhalten bewiesen.

Es ist wunderbar, mit welcher Genauigkeit der Aberglaube den Tag bestimmmt, an welchem Gott mit der feurigen Rauth des Kometen die sündige Menschheit züchtigen werde. Die gelehrtesten Astronomen wissen das Jahr nicht anzugeben, wann der Komet von 1556 unsern Horizont erreicht, ja sie wissen überhaupt nicht mit Gewißheit, ob dieser Komet, dessen Erscheinen die Astrologen der damaligen Zeit mit traurigen Weltbegebenheiten in Zusammenhang brachten, ein periodischer sei; so viel aber wissen sie, daß ein Durchgehen der Erde durch den Schweif des Kometen, welches allerdings stattfinden könnte, für uns keine wahrnehmbaren Folgen haben, ja daß sogar eine Verhinderung der Erde mit dem Körper des Kometen selbst keine größere Zerstörung nach sich ziehen würde, als ein Gewitter oder ein heftiger Sturm.

Denn es ist erwiesen, daß die Kometen, diese Vagabunden des Himmels, wie die der Erde, aus sehr lockern Stoff geschaffen sind, welcher zwar zuweilen glänzt, aber aus Mangel an innerem Gehalt nicht schwer ins Gewicht fällt und (glücklicherweise für uns und unsere Erde) keinen Eindruck hinterläßt.

Unsere Erde ist eben jetzt so schön — und auch im Juni ist ihre Schönheit noch nicht verblüht, sie darf und kann noch auf Schonung Anspruch machen, und der weitgereiste Himmelswanderer wird sie ihr nicht versagen — doch — Scherz bei Seite — für das denkende Gemüth knüpfen sich ernste Betrachtungen an die Befürchtungen des Aberglaubens.

Untergang der Erde! Es ist eine seltsame, sinnentstellende Bezeichnung, die der übertriebene menschliche Stolz Naturereignissen gegeben, welche seine Hüte zerfließen, seine Pläne durchkreuzen und von der Oberfläche der Erde, aus ihrem Antlitz die Züge verwischen, die der Mensch ihm aufsprägt. Ein Erdbeben, welches Städte verschlingt, eine Ueberschwemmung, welche Häuser hinwegpült, Bäume entwurzelt, gilt denen, die darunter leiden, als Weltuntergang; der Mensch, nur eine Schamne weit vor sich selbst, nennt das Zerschellen der Erde, auf dem er wirkt und lebt, „die Welt“, und wenn dieses stehen bleibt, steht ihm die Erde fest, und fiele sie ringsumher in Trümmer.

Untergang giebt es nur auf der Erde, die Erde selbst kann nicht untergehen; im Universum kann Nichts untergehen. Und wenn unser Planet, wie andere Planeten, zersplitterte, so

wäre er deshalb nicht untergegangen, die Erbsplitter würden als kleinere Welten im Universum schweben und als Sterne am Firmament glänzen. Die Natur kennt keinen dauernden Tod. — Pflanzen und Thiergeschlechter würden auf den Erdentrümmern leben, gedeihen und sterben, Menschengeschlechter leben, lieben, denken und vergehen, und wenn die Umgestaltung oder Zerspaltung unseres Gestirns Alles vernichtete, was menschlicher Fleiß und menschliche Kunst Großes und Herrliches geschaffen, so lange der göttliche Funke selbst, der Menschengeist, aus dem alles Große emporflammt, nicht erstickt ist, so lange ist „Zerstörung“ nur dem Winterfrost vergleichbar, der dem Frühling weichen muß; so lange der Menschengeist nicht untergeht, ist die Auferstehung des Schönen gewiß.

Die Möglichkeit einer Umgestaltung der Erde zu längeren, wäre eben so thöricht, als den Tag dieser Umgestaltung, des sogenannten Unterganges, bestimmen zu wollen; so klar auch bereits die Astronomie die goldene Schrift des Himmels zu lesen versteht — das wird stets außer menschlicher Berechnung bleiben. Oft schon haben wir den sogenannten „Weltuntergang“ glücklich überstanden, dürfen also hoffen, daß auch der 13. Juni 1857 nicht grausamer sei als seine Vorgänger, und noch ein Weisheit uns umgibt in dem lieben alten Erdenhause werde wohnen lassen, wo wir ja erst angefangen, uns recht wohlthun und bequem einzurichten.

Zuweilen ein Gedanke an die Vergänglichkeit des Irdischen ist dem so leicht zur Ueberhebung geneigten Menschenherzen eher förderlich als nachtheilig — so mag denn der 13. Juni ein heilsames memento mori sein für Alle, die dessen bedürfen, aber um unseres eignen Besten willen keine Mahnung zur Trägheit. Wir wollen den Augenblick nützen, als hätten wir für eine Ewigkeit zu sorgen und uns heut Lebwohl sagen auf frühliches Wiedersehen am — 14. Juni.

[2312]

M. H.

Skizzen aus Paris von Jehu und Einst.

1.

Der Advokat.

An einem kalten Novemberabend des Jahres 1825 klopfte ein Mann, fest in seinen weißen Mantel gehüllt, an die Thüre eines berühmten Pariser Advokaten. Er ward eingelassen und in das Bureau des gelehrten Juristen geführt.

„Mein Herr,“ sagte der Fremde, indem er ein großes Paket Alten auf den Tisch niederlegte; „ich bin reich — aber es ist ein Prozeß gegen mich anhängig gemacht worden, der, wenn ich ihn verliere, mich vollständig ruiniren würde. In meinem Alter erwirbt man kein neues Vermögen, also gäbe der Verlust des Prozesses mich dem furchtbarsten Elend Preis. Ich erbitte mir Ihren Rath. Da sind die Akten; über die genaueren Verhältnisse will ich, wenn Sie wünschen, Ihnen gern Aufklärung geben.“

Der Advokat hörte aufmerksam die Worte des Unbekannten, und sagte dann das Paket Alten, prüfte sie mit geübtem Blick und fing:

„Mein Herr, die gegen Sie erhobene Klage ist nach Gerechtigkeit und Moral vollständig begründet. Unglücklicher Weise aber, trotz der bewundernswürdigen Vollkommenheit unserer Geschlechter, stimmt das weltliche Recht nicht immer überein mit moralischer Gerechtigkeit, und in diesem Fall ist das Recht auf Ihrer Seite. Wenn Sie sich darauf stützen, wenn Sie alle für Sie günstigen Rechtsgründe in Kraft setzen, und besonders wenn diese Gründe mit Klarheit und Deutlichkeit dargelegt werden, kann Niemand Ihnen ferner das Vermögen streitig machen, dessen Verlust Sie jetzt befürchten.“

„Niemand auf der Welt,“ antwortete der Fremde, „ist mehr geeignet, das was Sie sagen, ins Werk zu richten, als Sie selber. Eine von Ihnen in diesem Sinne geschriebene, von Ihnen unterzeichnete Consultation würde mich gegen jeden Angriff schützen; ich hoffe, Sie verweigern mir dieselbe nicht.“

Der Advokat sann eine Weile nach, nahm den Aktenstoh wieder vor, den er nach der ersten Untersuchung in seiner gewöhnlichen brüskten Weise zurückgestoßen, sagte, daß er die Consultation schreiben und sie morgen zu derselben Stunde bereit halten wolle.

Der Client stellte am nächsten Tage sich pünktlich ein; der Advokat, ohne die Höflichkeiten desselben im geringsten zu beachten, noch weniger sie zu erwidern, reichte ihm die Consultation hin mit den Worten:

„Da ist die Consultation. Es giebt keinen Richter, der, nachdem er das gelesen, Sie verurtheilen könnte. . . Geben Sie mir 3000 Fr. dafür.“

Der Fremde blieb einen Augenblick vor Erstaunen bewegungslos.

„Es steht Ihnen frei,“ begann der Advokat wieder, „Ihr Geld zu behalten, und mir, dieses Papier ins Feuer zu werfen.“

Er ging mit diesen Worten zum Kamin — der Client hielt ihn jedoch zurück und erklärte sich zur Zahlung der begehrten Summe bereit.

„Ich habe jetzt zwar nur die Hälfte bei mir.“ In der That nahm er aus seiner Brieftasche 1500 Francs in Bankbillets — der Rechtsgelehrte ergriff sie mit einer Hand und warf mit der andern die Consultation in einen Kasten.

„Wenn Sie erlauben,“ fuhr der Client fort, „gebe ich Ihnen für den Rest der Summe einen Wechsel.“

„Ich will Geld,“ war des Advokaten kurze Antwort.

„Wenn Sie mir nicht die noch fehlenden 1500 Francs bringen, erhalten Sie keine Zeile.“

Es half nichts, der Client mußte sich in die bittere Nothwendigkeit finden; er zahlte die Summe, machte sich aber zur Entschädigung das Vergnügen, dieses Erlebnis überall zu erzählen; die Journale ergriffen mit Eifer diese Anekdote und in vierzehn Tagen gab es fast keine Zeitung in Paris mehr, welche „die Uneigennützigkeit der großen Advokaten“ nicht zur Zielweibe des Spottes gemacht hätte. Wer nicht darüber lachte, behaupte, daß ein Mann von so hohen Verdiensten von dem niedrigen Laster des Geizes befreit sei; seine Freunde tranken

sich darüber und machten ihm offene Vorwürfe. Er zuckte, statt aller Antwort, die Achseln, und — wie in Paris Alles rasch vergessen wird, ward auch dieser Vorfall vergessen und Niemand sprach mehr davon.

Zehn Jahre waren seitdem vergangen. Die Mitglieder des Cassationshofes, in ihren rothen Gewändern, stiegen die Treppe des Justizpalastes hinab, um einer öffentlichen Ceremonie beizuwohnen. Da drängt eine Frau sich hervor, sinkt zu den Füßen des General-Procurators und küßt den Saum seines Kleides. Man glaubte, die Frau sei wahnsinnig, und wollte sie entfernen.

„Laßt mich, o laßt mich!“ rief sie — „ich kenne ihn, er ist's — er ist's, mein Retter! Durch seine Güte ward es mir möglich, meine Kinder zu erziehen, durch seine Güte ist mein Alter ein glückliches! — O — wenn Ihr nur wüßtet! — Einst — ich war damals sehr unglücklich — hatte man mir den Rath gegeben, einen Prozeß gegen einen entfernten Verwandten meines seligen Mannes anzufangen, der, so sagten die Leute, sich der Erbschaft bemächtigt, die meinen armen Kindern zufallen sollte. Ich hatte schon die Hälfte meiner Möbeln verkauft, um die Kosten zum Prozeß zu gewinnen, als eines Abends ein Herr zu mir kam. „Klagen Sie nicht,“ sagte er; „das moralische Recht ist auf Ihrer Seite, aber das weltliche Recht verurtheilt Sie. Behalten Sie das, was Sie haben, und nehmen Sie noch diese 3000 Francs hinzu, die Ihnen rechtmäßig gehören. Die Ueberraschung hatte mich stumm gemacht; doch als ich das Wort wiedergefunden und meinen Dank aussprechen wollte, war er verschwunden. — Der Beutel mit den 3000 Francs aber lag auf dem Tisch und das Bild des edeln Mannes hatte sich in mein Herz gegraben. Dieser Mann, der Retter meiner Familie — Er ist es! O laßt mich ihm danken vor Gott und Menschen.“

Die Mitglieder des Cassationshofes waren stehen geblieben, der General-Procurator schien tief gerührt, suchte jedoch seiner Würde Herr zu werden und sagte:

„Führt die arme Frau weg, und sorgt, daß ihr kein Unglück zustößt. . . Ich glaube, sie ist nicht ganz bei Besinnung.“

Das war ein Irrthum. Die Frau war bei Besinnung. Doch sie hatte ein Gedächtniß für die edle Handlung des Hrn. D. . . . und dieser selbst hatte sie vergessen. Das war der Unterschied. [2307]

2.

Der Niederländer und seine Tochter.

Seit 5 oder 6 Monaten sahen die Bewohner des Boulevard des Italiens an sonnigen Tagen häufig einen Mann von ungefähr 70 Jahren mit einer jungen Dame von vielleicht 18 Jahren vorübergehen. Der alte Herr führte sorgfältig und langsam das junge Mädchen, deren bleiches Gesicht und hinfallige Gestalt einen Grad der Schwindsucht bezeichneten, welcher an einem so jugendlichen Wesen dem Auge und dem Herzen weh that. Der alte Herr war Mr. van H., ein Kaufmann aus Amsterdam, und die franke Dame seine einzige Tochter.

Mr. van H. hatte seine Gattin vor 12 Jahren verloren. Sie hatte ihn allein zurückgelassen mit dieser Tochter, deren schwache Gesundheit schon damals einen frühen Tod befürchten ließ. Die Aerzte sprachen die Hoffnung aus, die Jahre würden ihren Körper kräftigen, aber die Jahre vergingen, und das Kind, zur Jungfrau herangewachsen, schwand täglich mehr dahin. Aus Mangel an besserem Rath verordneten die Männer der Kunst eine Reise nach Italien, und der greise Vater mit seiner kranken Tochter begab sich sogleich auf den Weg.

Als die Reisenden in Paris angekommen, sprach die Kranke den Wunsch aus, dort einige Zeit zu verweilen; der Vater willigte natürlich ein, miethete eine möblirte Wohnung und richtete sich so bequem als möglich mit der geliebten Leidenenden ein.

Von da ab sah man täglich in den Mittagsstunden wenn die Sonne schien, Mr. van H. — mit seiner Tochter an der Ecke der Straße Taibout aus dem Wagen steigen, und Beide den Boulevard entlang gehen. Es lag im Wesen des Greises, wie er seine Tochter führte, eine ängstliche Sorgfalt, welche den Beobachter schmerzlich berührte, weil die Züge der Kranken an ihrem nahen Ende nicht zweifeln ließen.

Ursula (so hieß das junge Mädchen) fühlte wohl die Gefahr ihres Zustandes, bemühte sich aber, sorglos und unbefangen zu scheinen, um den Vater nicht zu betrüben, welcher sich noch mit der Hoffnung ihrer Rettung schmückte, und den Gedanken an eine Trennung nicht ertragen konnte.

Plötzlich kam das junge Mädchen auf den Gedanken, sich malen zu lassen, und der Vater, der sich die Erfüllung jeder Laune seines Kindes zur Pflicht machte, nahm Rücksprache mit einem Portraitmaler und bestimmte den nächsten Mittwoch zum Beginn des Werkes. Der Künstler stellte sich zur festgesetzten Zeit in der Wohnung des Holländers ein, ward der jungen Dame vorgestellt und die Sitzung begann augenblicklich. Als van H. zufällig sich einige Augenblicke entfernte, sagte Ursula zum Maler: „Beileben Sie sich, mein Herr, ich fühle, daß ich bald sterben werde!“ Und ohne den Worten der Hoffnung Gehör zu geben, welche der Künstler an sie verschwendete, lehnte sie sich in das Sophatissen zurück und der Maler fuhr fort in seiner Arbeit.

Als der Greis ins Zimmer trat, war seine erste Sorge das Befinden seiner Tochter. Als diese auf seine Frage nicht antwortete, glaubte er, sie schlafe, gab dem Künstler ein Zeichen, die Sitzung zu beenden und Beide entfernten sich geräuschlos.

Da der Maler am anderen Morgen wieder kam, sein Bild zu beenden, führte die Kammerfrau, deren verführte Miene ihm auffiel, ohne ein Wort zu sprechen ihn in das Zimmer ihrer jungen Herrin. Bestürzt blieb er an der Thür stehen: Ursula lag noch an derselben Stelle, als am Abend zuvor, der Vater, vor ihr auf den Knien liegend, verberg das Gesicht in beide Hände, und stieß ein herzzerreißendes Schlußchen aus, unterbrochen von noch herzzerreißenderm Gelächter: — die Kranke war seit dem Abend nicht erwacht, sie war entschlummert für ewig — der Greis, die furchtbare Wahrheit entdeckend, war in Wahnsinn verfallen.

Armes Kind! Arme früh verwelkte Blume! und doch nicht so beklagenswerth als es scheint. Du kanntest nur den Morgen und welkstest im Frühling des Lebens; ärmer ist dein Vater, ihm blieb der Winter der Einsamkeit und die Nacht des Irthums. [2308]

3.

Die persische Gesandtschaft.

Seit Monaten spricht man in Paris von nichts Anderem, als von den Persern.

„Von welchen Persern?“

Nun, von der Gesandtschaft des Schah's von Persien. Ich sehe Sie lächeln und wette, Sie denken dabei an den berühmten persischen Gesandten, dessen Besuch in Paris dem Präsidenten Montesquieu die Idee zu seinen „persischen Briefen“ eingegeben.

Dieser sogenannte persische Gesandte, welcher angeblich kam, den König von Frankreich im Namen seines Souverains zu begrüßen, landete in Marseille um das Jahr der Gnade 1715.

Ludwig XIV., gedrückt von Jahren und Langeweile, bedurfte eben sehr der Zerstreuung von den Sorgen und Widerwärtigkeiten, welche sein Alter beunruhigten. So nahm er denn mit wahrhafter Freude die Nachricht von diesem an sich einzigen Ereigniß auf, welches überdies seinem Stolze schmeichelte. Der Gesandte ward mit großen Ehrenbezeugungen durch den Baron Breteuil und den Marschall Matignon empfangen, welche der König ihm entgegen schickte.

Am 21. Januar hielt er seinen Einzug in der Hauptstadt beim Klang der Trompeten und Zimbeln mit dem Glanz und Pomp, der seiner Rolle gebührte. Er war zu Pferde und begleitet von zahlreicher Dienerschaft; ihm voran ward das persische Banner getragen.

Der vornehme Perser ward dem König vorgestellt und übergab ihm einen Brief seines Schah's nebst einzelnen Geschenken von mittelmäßigem Werthe, welche ihm hundertfach wiedererstattet wurden. Die Herren des Hofes, vornehme Beamte, die reichsten Financiers jener Zeit stritten sich um die Ehre „Seiner Hohheit“ vorgestellt zu werden und überhäufeten ihn mit Geschenken, welche er mit orientalischer Ruhe hinnahm.

Eines schönen Morgens war der erhabene Perser verschwunden. Diesmal ohne Trompeten und Zimbeln und der Hof merkte nach einiger Zeit, daß er sich von einem Abenteuerer habe täuschen lassen.

Der persische Gesandte war ein Portugiese, Namens Rezabecq, welcher Persien nur auf der Landkarte, und den Fürsten, den er repräsentirte, keineswegs von Angesicht kannte. Nur der König blieb in Unwissenheit über diesen Betrug, und starb in der Ueberzeugung, den Bevollmächtigten des Schah's von Persien empfangen zu haben. Der Glaube macht selig.

Feruk Khan, der gegenwärtige persische Gesandte in Paris, scheint seinem Vorgänger von 1715 an Reellität jedenfalls überlegen zu sein. Zuerst ließ er vier Pferde, türkischer Race, vorführen, die der Schah von Persien dem Kaiser der Franzosen als Geschenk sandte, und außerdem übergab er das Portrait seines Souverains, ein reiches Perlenhalsband, einen mit Edelsteinen besetzten Katagan und eine Menge kostbarer Kleinigkeiten, Armbänder, Ohrgehänge, Ringe, Amulets u. s. w., welche auf 5—6 Millionen geschätzt werden. Das waren die kleinen freundschaftlichen Angebinde des orientalischen Kaisers, welche er durch seinen Gesandten dem abendländischen Monarchen übergab.

Die Attache's der persischen Gesandtschaft geniren sich nicht im geringsten, französisch zu sprechen, ein deutlicher Beweis, daß sie nicht nöthig haben, persisch zu sprechen, um für Perser zu gelten.

Der Gesandte und seine Secretaire wurden mit Auszeichnung auf den Tuilerienballen empfangen, wo sie in ihrer Landestracht erschienen. Ihre Sprache, wie schon gesagt, verrieth nicht die Fremdlinge. Ihr Benehmen war das gebildeter Männer von Welt, und wären sie nicht so gleichgültig gegen Polka, Walzer und Lancier-Quadrille, so könnte man sie für maskirte Gentlemen halten. [2309]

Aus meinem Tagebuche.

An den Leichensteinen des Glüdes sprossen die Keime der Hoffnung empor. Der Mensch begiebt sie mit seinen Thränen, und wenn sie groß gezogen sind und über den Gräbern der Vergänglichkeit einem freundlichen Sonnenstrahl ihr duftendes Blumenherz öffnen, — da weht der Sturm darüber hin und beugt sie zerknirschend zu Boden.

Der Mensch sammelt dann die holden Blumenleichen, drückt einen letzten Kuß auf die verblichnen Lieblinge seines Herzens, und wenn er ihnen das stille Grab bereitet, fügt er zu den alten Leichensteinen einen neuen hinzu.

So erblühen immer neue Knospen, — und immer neue Stürme toben! Die Zeit fließt in rauschenden Wellen an den Tritten des Menschen vorüber und es kommt eine Stunde, wo die Wogen über ihn dahin brausen und seine irdische Hülle hinab spülen in die Tiefen der Vergessenheit.

Wer zählt dann noch die holden Blüten seiner Hoffnungen, die ihm die rauhen Stürme seines Lebens zerpflückten, ehe ihre ersehnte Frucht ihn labte?

Der Mensch ist dahin! Und was er gelitten, — alle Thränen, die er geweint, alle Seufzer, die er ausgestoßen, — sie werden mit ihm vergessen!

Die Engel Gottes aber haben sie gezählt; und wenn sein unsterblicher Geist den Gesilden der Seligen naht, tragen sie ihm die ewigen Blüten des Himmels entgegen.

Heilige Schrift! so nennen sie die Bibel und sagen: es giebt nur eine heilige Schrift.

Wenn sie dastehen, die bunten Blumen, auf gründer Wiese; wenn sie ihre Blüten immer weiter und weiter entfalten unter dem Kusse glühender Sonnenstrahlen und grüßend in duftendem Farbenschein sich vor unsern Augen ausbreiten, — das ist eine liebliche heilige Schrift in dem großen Buche der Natur!

Das Wort der Liebe, aus dem Herzen quellend, wenn es uns in schwarzen Zügen entgegentritt, rein und keusch wie die weißen Blätter, die es tragen; wenn es uns hinaufzieht in die Aetherbläue eines menschlichschönen Daseins, sich eingräbt in die Tiefe unserer Seele, während der Geist, der es geschrieben,

die Schwärze des Todes durchbrochen, — ist das nicht eine theure, heilige Schrift?

Die schönste aber im weiten Kreise des Weltalls, das sind die goldenen Lettern, die aufgezeichnet sind in der Höhe des Himmels.

Die Blumenschrift mit ihrem süßen Farbensmelz verwelket; die Chiffren der Liebe verbleichen, je größer der Raum wird, der von dem Ginst das Fest trennt. Jene strahlenden Schriftzüge aber, die dort oben geschrieben stehen, sind ewig dieselben. Kein Windstoß kann sie auseinander rücken, kein Zeitelauf sie verlöschen lassen. Sie sind die leuchtenden Zeichen der Gottheit und geben der ganzen Menschheit eine heilige Schrift zu lesen.

[2304]

Anna von Bequignolles.

Garten-Arbeiten.

Mai.

Im Mai beginnt der Garten für empfangene Pflege sich dankbar zu erweisen und bietet einen reizenden Aufenthalt; der Duft der Hyacinthen schwebt noch in den Lüften, während die Kleeblätter ihre zahllosen Kelche öffnen, denen der berauschendste Athem des Frühlings entströmt. Im Mai ist der Garten freilich schön, auch ohne unsere Arbeit, aber er würde es nicht bleiben, wenn wir die Hände in den Schooß legten und die Natur allein walten ließen. Das Unkraut würde unsere Blumen, unsere Gartenfrüchte überwuchern. — Der Mai erspart uns die Arbeit nicht, aber er macht sie zu einer Freude, weil im sichtbaren Wachsen und Gedeihen der Pflanzen und Früchte der Lohn unserer Mühe sogleich uns augenscheinlich entgegentritt. Jetzt gilt es auch, soll der Garten in späterer Zeit uns erfreuen, ein wachsameres Auge zu haben auf die Feinde der Blumen, die Raupen und Blattläuse, und sie zu zerstören, ehe sie das Wachstum und die Schönheit der Blüten vernichten. Vorzüglich sind die Rosen solchen Verfolgungen ausgesetzt, und müssen ihre jungen Triebe daher vorzugsweise genau untersucht und behutsam von den schädlichen Insekten befreit werden.

Das Verpflanzen der Levkoien, der Nelken und Astern nimmt unsere Thätigkeit in Anspruch, Calceolarien und Pelargonien werden den Töpfen entnommen und auf den Beeten gruppiert, die Drangerien zu Ende des Monats in's Freie gebracht und geschmackvoll aufgestellt, wo möglich so, daß ihnen Morgen- und Mittagsonne zu Theil wird.

Im Obstgarten werden die oculirten Stämme untersucht, gelöst und wieder mit Bast umwickelt, die Raupen auf den Bäumen sorgfältig vertilgt. Im Gemüsegarten kann man Gurken und Bohnen legen, Rettige säen, Radieschen zum Samenzug auspflanzen, Melonen in's Freie pflanzen (natürlich wählt man dazu nur solche Sorten, welche im Freien zur Reife kommen) und alle Arten von Ablegern machen. Die Gurkenbeete werden mit Salat bepflanzt, die Meerrettigbeete erneuert, die rankenden Bohnen mit Stangen versehen.

Die Pflanzen regelmäßig des Abends zu begießen, darf man nicht wagen, der oft sehr kalten Nächte wegen, welche den spät begebenen verderblich werden können. Ist trocknes Wetter, so thut man wohl, die Pflanzen des Morgens zu begießen, ein Geschäft, das nicht verjäumt werden darf, wenn der Himmel durch Regen es nicht überflüssig macht.

Zur Schönheit des Gartens ist es nothwendig, die Wege sorgfältig zu reinigen und das hervorstehende Gras daraus zu entfernen.

Auf den Beeten blühen die prachtvollen Päonien und bilden einen köstlichen Contrast mit den Schneebällen, deren schwere weiße Blüten sich vom Strauch zur Erde niederbeugen.

Das reizende Blau der Nemophilen scheint die Farbe des Himmels widerzuspiegeln auf dem grünen Rasenteppich, welcher in voller sammetner Pracht des Frühlings ausgebreitet daliegt.

Die Azaleen und Rhododendren haben ihre prächtigen Kelche geöffnet, und das Stiefmütterchen, das unermüdlige, schlägt in den letzten Maitagen zuerst die Augen auf, um von da ab den ganzen Sommer hindurch mit seinem bald bärtigen, bald glatten Gesicht die übrigen Kinder Florens an sich vorüberziehen, blühen und welken zu sehen, bis eine rauhe Novembernacht auch seinem still genügsamen Leben ein Ziel setzt. [2301]

Olla potrida.

Man pflegt vom Hörensagen frischweg die sogenannte Olla potrida als ein ausschließliches Nationalgericht der Spanier anzuführen und ein verworrenes Gemengel ehbarer Dinge darunter zu verstehen. Hierbei sind indes mehrere Mißverständnisse aufzuklären. Zunächst kommt im Lande selbst das Gericht nur unter der einfachen Bezeichnung Olla vor, und das Beiwort scheint aus einer früheren Zeit in Reisebeschreibungen übergegangen, im Lande selbst aber verschollen zu sein. Sodann ist es nöthig, den Begriff der Olla als eines höchst zusammengesetzten und offenbar allmählig entstandenen Gerichts auf seinen Ursprung und seine einfachere Form zurückzuführen.

Diese bildet der Buchero, der zwar selbst eine Mannigfaltigkeit, doch zugleich eine in sich geschlossene Einheit der zu einem nahrhaften und schwachhaften Mahl erforderlichen Stoffe darstellt. Animalisches und Vegetabilisches bis zur völligen Durchdringung der Säfte, nicht der Stoffe selbst, gekocht, bilden den Buchero.

Meist wird Hammelfleisch als das häufigere und seiner Beschaffenheit nach vorzüglichere Schlachtfleisch dazu genommen, nicht selten jedoch auch Rindfleisch. Das Gemüse, welches sodann hinzugefügt wird, besteht abwechselnd aus weißem Kohl, Kohlrabi, Broccoli, Mören, vorzüglich darf aber der Garbanzo, die große Kichererbsen, der Spanier Lieblingsgemüse, nicht fehlen; eine Zuthat von mehreren dieser Gemüse macht den Buchero reicher, doch wird schon aus einem Fleisch und einem Gemüse, die in einem möglichst engen Gefäß, und ohne auf den Gewinn der Suppe die erste Rücksicht zu nehmen, zusammengekocht wer-

den, der Buchero vollständig erzielt. Einige Würze pflegt der Aemere durch Tomaten (Liesbesäpfel), Lauch oder Zwiebeln, der Wohlhabendere durch eine Zuthat jener pikanten Sauciszen zu geben, die der Spanier Chorizo nennt, und die in Estremadura von unübertrefflicher Feinheit verfertigt und durch ganz Spanien verhandelt werden. Gewöhnlich wird das Ganze durch ein hinzugethanes Stück Speck oder Schinken, bei den Aemeren oft das Surrogat des Fleisches selbst, geschmeibigt ganz Spanien verhandelt werden. — Gewöhnlich wird das Ganze durch ein hinzugethanes Stück Speck oder Schinken, bei den Aemeren oft das Surrogat des Fleisches selbst, geschmeibigt ganz Spanien verhandelt werden. — Gewöhnlich wird das Ganze durch ein hinzugethanes Stück Speck oder Schinken, bei den Aemeren oft das Surrogat des Fleisches selbst, geschmeibigt ganz Spanien verhandelt werden.

Werden nun die Grundsätze des Buchero in weiterer Ausdehnung auf eine Zusammensetzung aller Arten Fleisch und Gemüse, deren man habhaft werden kann, Geflügel, selbst das wilde nicht ausgeschlossen, angewendet, so entsteht die Olla, die auf dem Tische wie ein aus mächtigen Felsen, Geschieben und Klüften bestehendes Gebirge erscheint, in dessen Zusammensetzung das riesenhafte Sterkstück die runde Kuppe des Urgebirges darstellt, an das sich abgedacht die schwächeren Bildungen lehnen, bis die Gruppen der möglichst gesondert zu haltenden Gemüse den letzten Abhang mit einer Reihe dufsender Chorizos verbinden, die den Fuß des Berges bekränzen.

Da die Olla große Zurüstungen und nicht geringe Geschicklichkeit des Kochenden erfordert, um jeden Bestandtheil im Punkte der rechten Zeitigung auf die Tafel zu liefern, auch zahlreiche Mitheser voraussetzt, die der Spanier selten zu versammeln pflegt, so kann man sie auch kein häufiges, noch weniger ein eigentliches Volksgericht nennen, während der trauliche Buchero, der sich von aller Ostentation fern hält, überall anzutreffen und in hundertlei Formen und Abfärbungen erscheint, da er keine Zuthat verschmäht, und wie er jeden glücklichen Zufall, jedes Ueberbleibsel des Marktes benützt, so auch jedem Vermögen, jeder Zunge zusagt. [2305]



Ehegesetze in Amerika.

Ein New-Yorker Blatt (die „Neue Zeit“) sagt darüber: „In keinem Lande der christlichen Welt, selbst in Frankreich und England nicht, sind die gesetzlichen Förmlichkeiten bei einer Verheirathung einfacher, als hier in New-York. Es kommt gar nicht darauf an, wer sich verheirathet, wie man sich verheirathet, wann man sich verheirathet und vor wem man sich verheirathet. Bürgermeister, Alderman, Richter, Notar oder einfacher Bürger — Alles gleichgültig; nur das Einschreiben in die Register des City-Inspectors ist bei 50 Doll. Strafe geboten. Massenhafte Verhöre, in jüngster Zeit vorzüglich die der Geistlichen Marvine und Hatfield, haben sogar zu Tage gefördert, daß man sich falsche Namen beilegen darf, daß man nicht einmal gefragt wird, wer man ist und ob man nicht schon mit einem halben Dutzend Frauen verheirathet? Um Ghemann zu werden — seufzt ein New-Yorker conservatives Blatt — braucht man sich nur mit einer Banknote zu versehen und den ersten besten Bürger in der Straße zu fragen, ob er ihn nicht trauen wolle? Erklärt er sich bereit, so nimmt er das Paar in irgend ein Zimmer und fragt: Anna Maria, willst du den Johann heirathen? Ja. Und du, Johann, willst du die Anna Maria heirathen? Ja. Nun, so erkläre ich hiermit, den bestehenden Gesetzen gemäß, das Band der Ehe zwischen Anna Maria und Johann geknüpft. Amen. Ist Hans reich, so zahlt er 10 Doll., ist er nur wohlhabend, 5 Doll., und ist er ein armer Schlucker, so genügt ein Dollar. Die Vergangenheit der Brautleute kümmert den Trauenden nicht. Kommt es zu irgend einem Proceß, so antwortet der Verklagte, gleich dem Reverend Mr. Marvine, mit feder Stirn vor dem Surrogatehof: Ich kann mir keine Armee von 70,000 Geheim-Agenten halten, um die Antecedenzen aller meiner Brautpaare zu erforschen und zu ermitteln, ob sie auch heirathsfähig. In ähnlicher Weise benahm sich Pfarrer Hatfield; die Tochter eines deutschen Kaufmanns verliebt sich in ihren Kutsher, verkleidet sich als eine Kindsmagd und läßt sich mit dem Stallknecht trauen. Hatfield schöpft Verdacht und entdeckt die Maskerade, begnügt sich jedoch, später zur Rechenschaft gezogen, mit der Erklärung: „Die Magdstoilette kleidete das kaum siebenzehnjährige Fräulein ganz vortreflich.“ Und mit dieser Naivität ist Alles vorüber.“ [2323]

Einfaches Barometer.

In ein gläsernes Gefäß von ungefähr 8 Linien Weite und 10 Zoll Länge, z. B. eine Eau de Cologne-Flasche, bringe man eine Mischung von 2 Drachmen reinem Salpeter, 1/2 Drachme Salmiak, beides gepulvert, und 2 Unzen reinem Weingeist und schließe sojann die obere Oeffnung mit einer dünnen, fein durchlöcherichten Blase. Wenn das Wetter schön wird, so sitzen die festen Theile zu Boden und der Weingeist ist durchsichtig; kommt bald Regen, so steigen und fallen einige der festen Theile und die Flüssigkeit trübt sich ein wenig; steht Gewitter, Sturm oder ein Windstoß bevor, so kommen alle festen Theile auf die Oberfläche, bilden eine Kruste und der Weingeist kommt in den Zustand der Gährung.

Die Erscheinungen zeigen sich immer mehr als 24 Stunden voraus an und selbst die Richtung eines Sturmes, denn die festen Theile häufen sich auf der entgegengesetzten Seite.

Welke Blumen wieder zu beleben.

Man setzt die Blume in siedend heißes Wasser so weit hinein, daß etwa der dritte Theil des Stengels im Wasser steht. Die Blume wird, während das Wasser, worin sie steht, erkaltet, sich emporrichten und ihr ehemaliges lebhaftes Aussehen wieder erhalten. Nachdem so der Stengel abgebrühet ist, schneidet man den Theil desselben, welcher abgebrühet worden war, ab, und setzt die Blume in frisches, kaltes Wasser.

Auf diese Art sind Blumen, welche bereits abgeschnitten einen Tag lagen, aber noch nicht ganz dürr waren, wieder verjüngt worden. [2322]



Bouillon aus Knochen.

1) Bereitung der selben in kleinen Haushaltungen. Man zerstampft zuerst die Knochen mittelst eines Stampfers oder Hammers in Stücke von 3—4 Zoll Länge oder in noch kleinere. Zum Kochen gebraucht man einen gewöhnlichen, gut verzinneten Kupferkessel, mit einem gut schließenden Deckel, der durch ein Loch den Dünsten Abzug gestattet. In diesem setzt man die Knochen mit dem sechsfachen Gewicht Wasser zu und kocht sie, am besten über einem starken Kohlenfeuer, weil zu große Hitze eine nachtheilige Veränderung der Gallerte zur Folge haben würde. Von Zeit zu Zeit hebt man den Deckel ab, rührt die Knochen etwas um und sieht nach, ob sich Fett auf der Oberfläche zeigt, welches abgeschöpft und entweder zu anderem Gebrauche verwendet oder später wieder der Bouillon zugesetzt wird. Nach 3stündigem Kochen endlich werden die Knochen aus dem Kessel herausgenommen und in einen Korb gebracht, in welchem man sie vollends ablaufen läßt. Die so gewonnene Flüssigkeit wird mit der in dem Kessel zurückgebliebenen nun vollends so weit eingekocht, daß sie nach dem Erkalten ein Gelee bildet, welches nun zu Bereitung von Suppen oder als Zuthat zu Brühen verwendet wird. Diese Knochengallerte kann, wie sich von selbst versteht, durch Zusatz von verschiedenen Gewürzen, oder indem man Wurzelwerk u. dergl. damit kochen läßt, nach Belieben schwächer gemacht werden. Die einmal gebrauchten Knochen wirft man nicht weg, sondern behandelt sie noch einigemal auf dieselbe Weise, wodurch man leicht dieselbe Gallerte erhalten kann.

2) Die frischen Knochen werden in zolllange Stücke geklopft und in einen irdenen Topf gethan und dieser mit Wasser so weit gefüllt, daß es über den Knochen steht. Hierauf wird der Topf mit einer irdenen Stürze bedeckt, gut verklebt und in den Backofen gestellt, wenn die Probe herausgenommen worden sind. Nach 4 Stunden wird die fettige Masse abgeseigt, die Knochen wieder mit Wasser übergossen, und nach 6 Stunden in den Ofen gestellt. Hierauf kann man dies zum dritten Mal nach 8 Stunden wiederholen, und man erhält dann von 3 Pfd. rohen Knochen 40 Pfd. nahrhafte Bouillon.

Zubereitung der Erbsen.

Es ist bekannt, daß gelbe Erbsen unter den Nahrungsmitteln, welche die meisten Nährstoffe enthalten, einen sehr hohen Rang einnehmen; ihre Analyse zeigt, daß sie bedeutend mehr Nährstoff besitzen, als selbst Getreide. Aber ihr nicht allgemein beliebter Geschmack macht, daß sie als Nahrungsmittel nicht so sehr verbreitet sind, als ihre sonstigen Eigenschaften es verdienen. Sämereien, die stark mehlig sind, verwandeln bekanntlich im Augenblick des Reimens ihren Mehlgelbst zum großen Theil in Zuckerstoff, weshalb man das Getreide zur Bereitung von Bier und Branntwein dieser Operation (dem sogenannten Malzen) unterwirft. Legt man nun die zum Kochen bestimmten Erbsen 12 bis 18 Stunden in lauwarmes Wasser, schüttet das Wasser dann ab und läßt sie auf einem Haufen 24 Stunden liegen, so wird man das Hervorkommen der Keime bemerken; in diesem Augenblick hat die Bildung des Zuckerstoffes seine größte Entwicklung erreicht. Werden die Erbsen nun gekocht, so haben sie einen Geschmack den grünen Erbsen ähnlich und bilden eine sehr angenehme Speise.

Aal-Pastetchen.

Man schneidet den Aal in Stücke, theilt diese und bereitet aus der Hälfte des Fleisches eine Farce; mit diesem werden die übrigen Stücke des Fisches belegt, zusammengerollt und fest zusammengebunden; dann läßt man sie kochen mit Weißwein und Gewürz. Nachdem sie herausgenommen und gut abgelaufen, nimmt man, wenn sie erkaltet, den Faden ab, taucht die Stücke in geschlagenes Eiweiß, wälzt sie darauf in fein geriebenem Brot, läßt sie braten und richtet sie auf einer flachen Schüssel mit einer Ausschmückung von Petersilie an. [2218]

Blutflecken aus Fußböden zu bringen.

Das beste Mittel ist Abreiben oder Scheuern derselben mit 4 Theilen Wasser und 1 Theil Schwefelsäure. Ist der Flecken zerföhrt, so scheuert man mit reinem Wasser, auf keinen Fall aber mit Seife, da sonst ein Fettflecken entstünde. Sollte noch Säure im Holze sein, so kann diese durch etwas Lauge oder Asche unschädlich gemacht werden. [2321]



Federn von allen Farben, besonders Hutfedern zu waschen und wieder aufzukraufen.

Man kocht in 3 Maas Regenwasser etwa 4 bis 5 Loth klein geschabte reine weiße oder venetianische Seife, bis dieselbe aufgelöst ist und mit dem Wasser schäumt, und läßt es wieder durch Abkühlen lauwarm werden. Hierauf legt man die Federn in frisches Wasser, breitet sie so durchnäßt auf einem reinen Tische oder Brette aus, und wäscht mittelst in obiger Seife eingetauchter harter Leinwand, oder mit den Fingern, den Schmutz behutsam davon ab, alsdann werden sie mit reinem lauen Wasser ausgespült, um alle Seife wieder daraus zu entfernen, mit der Hand wohl ausgedrückt, zwischen reine leinene Tücher geschlagen, und nachdem man sie so durch Schlagen mit der flachen Hand möglichst ausgetrocknet, behutsam aneinander gezupft. Nun werden zum Staffiren glühende Kohlen auf einem Herd ausgebreitet, die Federn an beiden Theilen etwas hoch über diese gehalten, und zwar so lange darüber herumgedreht, bis sie trocken und schön kraus geworden sind. Hat man aber weiße Hutfedern zu trocknen, so streut man ein wenig Schwefelblüthe auf die Kohlen, und läßt sie von dem Dampf derselben bestreichen, wodurch sie vollkommen weiß, und hierauf an einem lustig warmen Orte zur Vertreibung des Geruchs aufgehoben werden.

Blumen-Parfüm.

Je nach dem Parfüm, welchen man zu erlangen wünscht, nehme man Rosen, Nelken, Jasmin oder Veilchen und lege die Blumenblätter schichtweise, durch Lagen feinen gestoßenen Zuckers getrennt, in einen Pokal. Ist dieser gefüllt, so wird er luftdicht verschlossen und 8 Tage lang in die Sonne oder in einen Trockenofen gestellt. Nach Ablauf dieser Zeit nimmt man ihn heraus, preßt den Saft der darin enthaltenen Masse aus, drückt ihn durch feinen Wollenstoff, füllt ihn in Flacons und verschließt dieselben luftdicht bis zum Gebrauch. [2220]



Die vollkommene Schönheit darf nicht bloß eine äußerliche, sondern muß auch eine innerliche sein. Wahrhaft schön sind nur diejenigen Formen, welche einer schönen Seele zur Hülle dienen.

Man kann eine sehr hübsche Frau sein, ohne die geringste Schönheit zu besitzen.

Es gibt unzweifelhafte, aber unerträgliche Schönheiten, welche weit entfernt eine Anziehungskraft auszuüben, vielmehr nur abstoßend wirken. Es sind diejenigen, die weder Geist, noch Gefühl, noch Leidenschaft haben oder je haben werden. Man findet fast in jeder größeren Gesellschaft eine oder zwei dieser Schönheiten. Sie bewegen sich mit einer so monotonen, regelmäßigen Grazie, daß sie zuletzt nervenaufregend wirken. Man möchte sie für Porzellanfiguren halten; nach fünf Minuten wäre zu viel gesagt, da diese in der Hitze schmelzen können. Man wird ihres Anblicks überdrüssig, wie man müde wird dem Schwimmen eines Schwans längere Zeit zuzuschauen.

Es ist leichter über Frauen im Allgemeinen, als über diese oder jene Frau zu sprechen. Die einfachste Frau ist mannigfaltiger und zusammengesetzter, als die zusammengesetzteste Maschine, und die Straßburger Uhr, dieses wunderbare Spielwerk, hat weniger Näder und Verzahnungen, als das Herz eines jungen Mädchens. Die Chinesen fabriciren eisenerne Kugeln von mäßigem Umfange, in welchen eine Menge anderer kleinerer enthalten sind; in der letzten, kaum noch wahrnehmbaren, findet man die Eisenstatuette eines jungen Mädchens, das, wenn man es durch die Lupe betrachtet, vollkommen ausgearbeitet erscheint. Eben so wie in solcher scheinbar einen Schachtel zwanzig andere Schachteln verborgen sein können, so sind auch in einer Frau zwanzig Frauen verborgen.

Der schönste und sicherste Ausdruck der Dankbarkeit im Menschen ist jedenfalls die Freude. Gefühllosigkeit ist undankbar.

Die Gedanken, welche uns vorzüglich beschäftigen, die Gefühle, denen wir uns vorzugsweise hingeben, drücken ihren Stempel den Gesichtszügen auf. Also möchten wir allen Frauen den Rath geben: Seid glücklich, so werdet Ihr schön sein!

Es sind die Eigenschaften, welche in der Welt als Fehler erscheinen, im Innern des Herzens Tugenden.

Die Leidenschaften des Wissens und der Liebe gleichen sich in sofern, als fast jeder Mensch gleiches Bedürfnis fühlt nach Liebe und nach Erkenntnis. Wissenschaft ist die Liebe des Geistes, und Liebe die Wissenschaft des Herzens.

Man sagt mißbräuchlich: Die Erfahrung des Weisen. Erfahrung ist nichts als das traurige Gefühl unserer vergangenen Thorheiten, während die Weisheit doch in der Voraussicht und Vermeidung der Thorheiten überhaupt bestehen sollte. Der wahre Weise ist wie der wahre Reiche; wer bloße Erfahrung hat, ist nur ein Emporkömmling.

Es giebt keine gefährlicheren Menschen und keine, die schwieriger zu behandeln wären, als die, deren Fähigkeiten mit ihren Ansprüchen nicht auf gleicher Höhe stehen.

Die Welt hat sogar für den Ausdruck der Wahrheit eine besondere Sprache, welche erst gekannt und studirt sein will.

Wenn der Mensch, indem er die Schwelle des Lebens betritt, alle Schmerzen und Leiden, welche später ihm vereinzelt begegnen, in Masse vor sich sehen sollte, würde er wahrscheinlich die Pforte des Daseins eilig wieder schließen und gern auf das Leben verzichten.

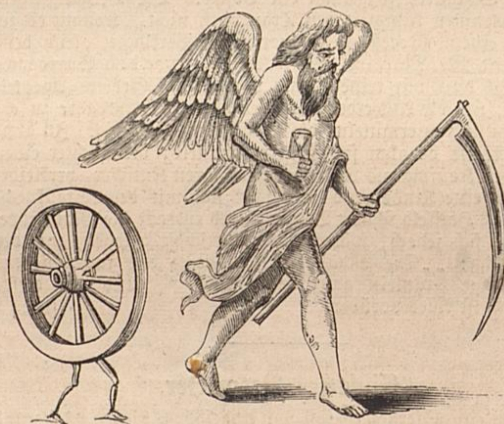
Stilles Dulden verschafft uns in den Augen eines im Grunde guten Menschen, der nur aus Verblendung uns Unrecht thut, gewiß mit der Zeit Gerechtigkeit und Anerkennung — den wirklich Schlechten hingegen macht es noch ungerechter und dreister gegen uns — ihm können wir nur kalte Verachtung entgegen setzen.

Wenn jeder Mensch den festen Vorsatz faßte und ausführte: auch nur ein em Wesen sich recht nützlich zu machen und die Dornen seines Pfades mit Blumen zu überstreuen (wenn es selbst nur bescheidene Wiesensplüschchen wären) — so hätte die Erde bald — wenn auch nicht alles glückliche — doch zu friedene Menschen, zufrieden in dem Bewußtsein, an dem großen Werke der Erziehung von den Uebelthätigen mitzuwirken. [2300]

Erste Rebus-Aufgabe.



Zweite Rebus-Aufgabe.



Auflösung der Rebus-Aufgabe in Nr. 17.

In der Eifersucht liegt mehr Eigenliebe als Liebe.

Rösselsprung - Aufgabe.

me	und	Tren-	Blind-	Be-	finden	von	des
nen	heit.	der	sich	nung	dunkle	kann-	lieb-
Herz	Blu-	tren-	und	meer,	ge-	To-	auf
Für	sich	Dir.	ist	schen.	dem	ten	schaft
te	in's	Men-	Welt-	Ach!	den	mend	des
die	die	nung	Jede	uns,	es	Planzet	Freun-
Dorn	jar-	heit	zwei	Arzt	der	wie	schwin-
Krank-	Wie	mehr.	Tren-	giebt	Bretter,	keinen	schon

[2311]

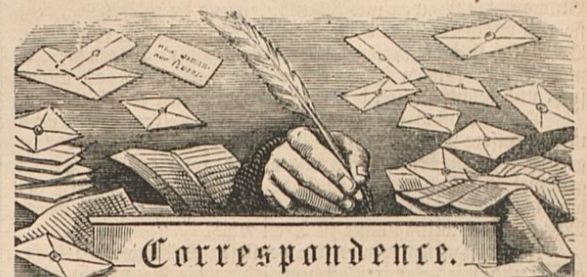
Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 17.

Der Mai.

D Sonnenglanz
Im Himmelsblau,
D Farbensplanz
Im Morgenhauch!
D Frühlingsluft
In jedem Raum,
D Lüftenduft
In Busch und Baum!
Der Vögel Sang
Durchbebt das Herz,
Sold holdem Klang
Weicht jeder Schmerz.
Von Thal und Höh'n
Laudzt's laut und weit:
Wie ist so schön
Die Frühlingszeit.

[2259]

G. Neumann.



Ein Hr. v. Sch. in C. Die von Ihnen angeregte Idee in Betreff eines Schleiers ist allerdings recht hübsch, doch nicht eben neu. Wir würden Ihnen rathen, die von uns bereits öfter erwähnte reizende Mode, den abgerundeten Halbschleier (à l'impératrice, oder, nach der schönen Kaiserin der Franzosen Eugénien (Schleier genannt) nicht ungenügt vorübergehen zu lassen. Sie werden ungefähr fünf Viertel Elle breit, drei Viertel lang getragen und sowohl mit dem einfachsten, als mit den reichsten Mustern verziert. Ein Schleier von schwarzem, glatten oder feingemusterten Seidenstoff, um den Rand, natürlich mit Ausnahme der an den Hut zu sehenden Seite, in gleichmäßigen Bogen ausgeschnitten, mit einer schmalen Spitze besetzt, und, den Bogen folgend, in kleinen Entfernungen durch dreimaligen Bezug schwarzen schmalen Seidenbandes garnirt, ist eben so ausdrucksvoll als elegant und wenig kostbar.

Doch Sie lieben für den Sommer die weißen Schleier, und mit Recht. — Wenn Sie noch ein klein Wenig warten, erhalten Sie durch den Bazar Dessins zu Füllschleiern, unter Andern auch ein reizendes zum Eugénien-schleier, welche sowohl auf schwarzem als auf weißem Tüll in Bindloschick und leichter Application zu arbeiten ist.

An Hr. A. B. in E. Der Name des Verfassers ist kein Geheimniß, ist vielmehr nur durch ein Versehen unter dem Gedicht nicht bemerkt worden. Dieses Gedicht: „Der Wein“, ist von Clara Gärtner, der Leiterin des Bazar schon bekannt als fleißige und talentvolle Mitarbeiterin desselben.

Wir bitten den Componisten der Tänze: „Spring flowers“ und „la modeste polka“, Hr. C. D. — uns seinen Aufenthaltsort anzuzeigen, damit wir ihm directe Antwort können lassen.

Hr. S. R. in E.-g. (Baden). Das, was Sie jetzt im Bazar vermiffen, ist deshalb fortgelassen, weil es einen praktischen Werth nicht hat. — Daß wir durch Lieferung anderer Sachen doppelt und dreifach entschädigt haben, ist allseitig anerkannt.

Hr. Baleska v. G. in D. Wir haben bereits in der vorigen Nr. mitgetheilt, daß Nr. 20 des Bazar vier Mantillenschmitze bringt; ebenso noch einige Mantillen in Abbildung. Sie sehen, daß wir allerdings die Wichtigkeit der „Mantillen-Frage“ anerkennen und sie zu lösen suchen.

Hr. M. N. in B. Die Kinder-Garderobe kommt nun sehr bald an die Reihe; wir liefern Abbildungen und Schmitze. Und dann folgen neue Faillen.

Hr. G. H. in E. Ja!
Hr. F. in D. Es liegen uns für die nächsten Nummern so viele und nothwendige Arbeiten vor, daß uns die Erfüllung Ihres Wunsches nicht möglich ist. Aber wenn Sie uns eine Adresse näher bezeichnen wollen, so senden wir Ihnen das Gewünschte direct.

Wesno in Pesth. Vortrefflich.
C. in C. Empfangen — aber unser Raum ist so in Anspruch genommen, daß sich für jetzt kein Plätzchen findet.

Hr. v. S. in C.-h. Für die gewöhnliche Toilette: ja! Aber gedulden Sie sich noch kurze Zeit, das Faillen-Thema kommt demnächst zur Abhandlung.

Hr. G. H. in Br. Soll folgen.
Hr. Julie B. in H. Ist das Dessin in Nr. 16 nach Wunsch?
Hr. Math. v. Th. in B.-n. Ihre Klage, daß der Cleander so selten zur Blüthe gelangt, ist eine allgemeine; fast durchgängig aber trägt die Behandlungsweise allein die Schuld. — Wir wollen Ihnen das sichere Mittel an die Hand geben, Ihre Cleander alljährlich zur Blüthe zu bringen. Vor Allem bedarf der Cleander viel Feuchtigkeit, besonders vor und während der Blüthezeit. Das Wasser aber muß sehr warm (auf dem Feuer gewärmt) sein und das Begießen darf nur am frühen Morgen oder am späten Abend stattfinden. Die gefüllten (doppelten) Cleander kommen im Freien schwerer zur Blüthe, als hinter dem Fenster. Je mehr Sonne die Pflanze erhält, um so mehr und vollere Blüthen wird sie treiben.

An Hr. A. . . . in B. Ihr Wohlgefallen an meinen Versen ist mir wahrhaft erfreulich, doch indem ich Ihnen Dank dafür sage, gestatten Sie mir wohl Ihre Meinung über dasselbe in gewisser Beziehung zu berichtigen. Mein Sonett: „Mai“ soll keine Erklärung der hübschen Bignette sein, welche der ersten Seite des Bazar Nr. 17 einen so angemessenen Schmuck verleiht. Der Schöpfer des Bildes: „Der Mai“ feiert zwar in seiner Composition denselben Gegenstand, doch auf andere Weise, als es in den obengenannten Versen geschieht. Die Allegorie des Bildes ist verständlich genug, um eine Erklärung entbehren zu können — und wenn Sie mein Sonett lieben wollen, so bitte ich, thun Sie es um seiner selbst willen.

[2310]

Marie Sarrer.

Bekanntmachung.

Vielfache Anfragen veranlassen uns zu der Mittheilung, dass für diejenigen verehrlichen Abonnentinnen, welche den Bazar vom 2. Quartal ab bezogen, noch eine kleine Anzahl des ersten Quartals reservirt blieb und dasselbe zum Preise von 20 Sgr. durch alle Buchhandlungen und königl. Zeitungscomptoire zu beziehen ist.

Die Administration des Bazar.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 20.

Alle 8 Tage erscheint eine Nummer.

Berlin, 23. Mai 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Deffin zu Plattstickerei.

Material: weißer Piqué und weiße Baumwolle; — Cashmir oder Taffet und gedrehte Seide; — Sammet oder Tuch und Perlen.

Dieses schöne, ausdrucksvolle Deffin, welches neben dem Vorzug einer leichten, angenehmen Arbeit auch den des eleganten Effectes bietet, wird gewiß den Wunsch der Anwendung bei vielen unserer Leserinnen erregen, welche gern das Schöne mit dem Nützlichen verbinden. Wir machen daher auf mehrere für diese Garnitur geeignete Zwecke aufmerksam, denen entsprechend das Muster zu verschiedener Ausführung Gelegenheit giebt, worauf schon die obige Angabe verschiedenen Materials hinweist.

Vorzugsweise ist dieses Muster zur Verzierung der Mäntel und Mantillen, sowohl für Kinder als Erwachsene, geeignet und die Ausführung desselben mit Seide oder Baumwolle von dem dazu verwandten Stoff — Cashmir, Taffet oder Piqué — abhängig. Uebereinstimmung der Farbe ist jedenfalls nöthig, und eine Ausnahme nur bei einem Kindermäntelchen von weißem Cashmir gestattet, welchem dieses Muster, in blauer oder rosa Seide gestickt, mit einem Franzenbesatz von gleicher Farbe, zur angemessenen Zierde gereichen würde.

Bei einem Kleide à deux jupes wäre das Muster zur

Verzierung des oberen Hockes anzuwenden, und führen wir hier den für den Sommer besonders geeigneten waschbaren rohen Seidenstoff an, auf welchem eine Stickerei in derselben Farbe den zartesten Effect giebt.

Will man eine Wiegen- oder Bettdecke mit besonderer Eleganz ausstatten, so ist das obige Muster zu diesem Zweck mit weißer Baumwolle auf Piqué zu arbeiten.

Eine sehr brillante Ausführung des Musters wäre mit Perlen auf Sammet oder feinem Tuch, zu Lambrequins um gepolsterte Sessel, Consolen, Papierkörbe, Stageren, Fensterkissen u. s. w. Man nimmt dazu mittelgroße Schmirverlen, schattirt die Rosen und Knospen in Kreide, Milchweiß und Krystall — die Blätter abwechselnd in Grau, Bronze und unbestimmten Farben, wobei die Anwendung von Metallperlen jedenfalls den Effect erhöht. Das Schattiren bei der Perlenplattstickerei ist durchaus leicht, da Licht und Schatten nicht durch Hineinandergehen der Stiche hervorgebracht wird, sondern durch Aufreihen zweier oder mehrerer Farben auf einen Stich, je nach der nöthigen Länge desselben. Die Contouren werden vorher sorgfältig mit starker weißer Baumwolle vorgezogen und auch im Innern derselben jede Figur mit einer etwas hohen Unterlage desselben Materials versehen. Je mehr Accurateffe man auf diese Vorbereitung verwendet, je leichter ist alsdann

die Ausführung der Perlenarbeit und um so grazibler erscheint das Muster. Die einzelnen Punkte am Rand der Festons können in Stahl- oder Goldperlen gearbeitet und anstatt der einzelnen Languetten nur die großen Bogen durch eine 3fache Perlenreihe in weißer Schattirung markirt werden. Die Wahl der oben bezeichneten Besatzfranze richtet sich nach der Ausführung des Musters, so wie nach dem damit ausgestatteten Gegenstand.

[2334]

Kindertasche. Tapissierarbeit.

Material: feiner Ganevas, kleine weiße Schmelzperlen, Zephyrwolle in den auf dem Muster angegebenen Farben.

Die Vorliebe für den Schmelz zeigt sich nicht allein an den Gegenständen der Toilette, sondern man verwendet denselben jetzt auch bei den Tapissierarbeiten.

Vorliegendes Muster einer Kindertasche giebt Gelegenheit zu einer derartigen Ausführung.

Denjenigen unserer Leserinnen, welchen diese Art der Schmelzarbeit eine neue ist, geben wir den Rath, die Woll-



Deffin für Plattstickerei, zu Mantillen und Sommermänteln.

fällung zuerst und dann das Perlenmuster zu arbeiten, da die Wollfäden an den scharfen Rändern der Schmelzperlen leicht einen Widerhalt finden, auch wohl daran beschädigt werden und die Arbeit rauh machen. Der Schmelz muß mit sehr festem Zwirn und in möglichst gleicher Größe neben einander aufgenäht werden.

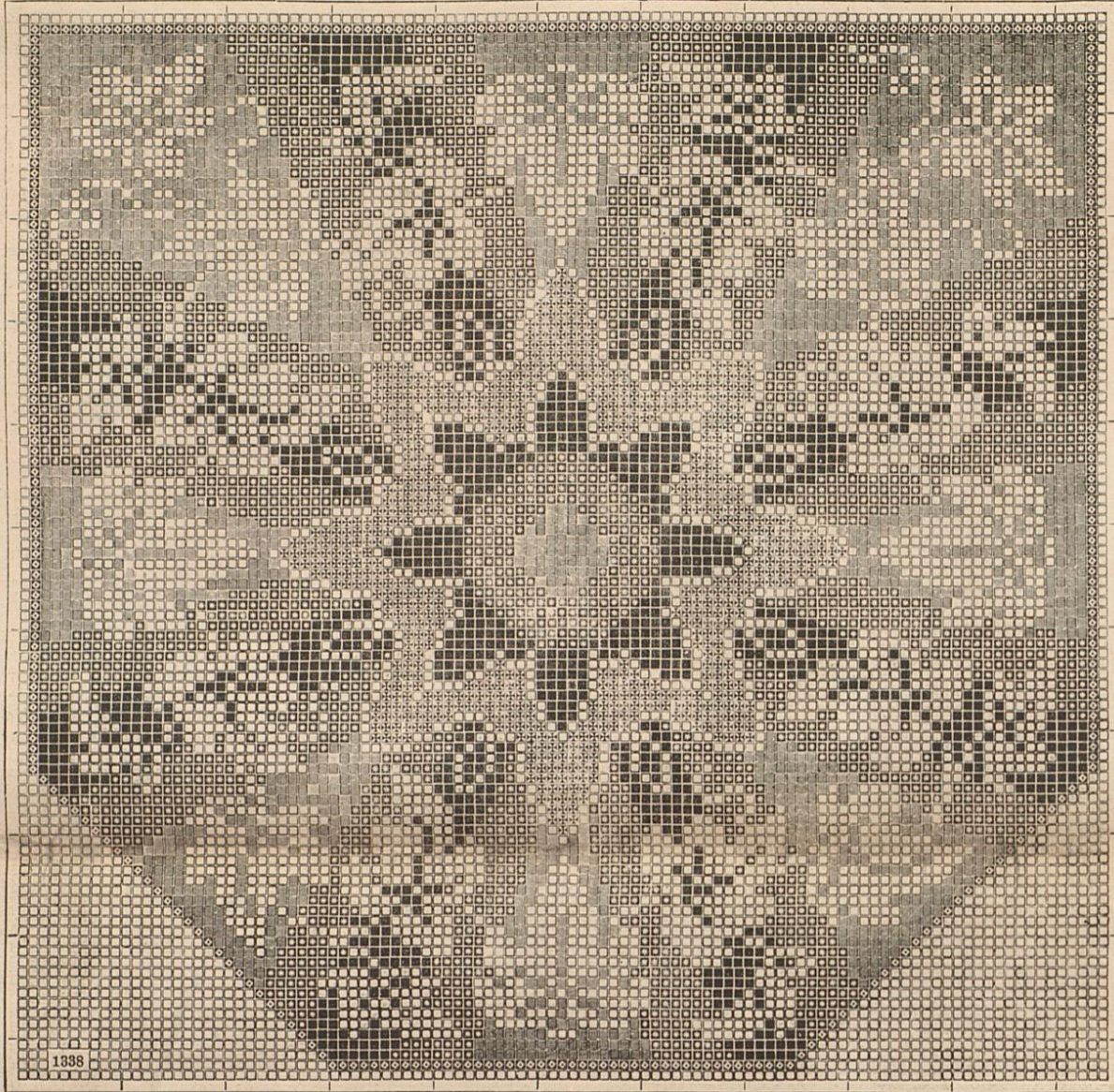
Wenn wir für die Farbzusammenstellung eine Variation vorzuschlagen, so wäre es nur die: anstatt der angegebenen grünen Farbe zur Fällung der betreffenden Partie schwarze Schmelzperlen zu verwenden, eben so zu dem äußeren schwarzen Rand des Musters.

Die Tasche wird nur auf einer Seite mit Stickerei verziert, zur andern — der Rückseite — nimmt man Plüsch oder Sammet, übereinstimmend in der Farbe mit dem Grund der Stickerei. Selbstverständlich erhält die Tasche noch ein besonderes Futter. Um die Öffnung und den äußeren Rand setzt man eine schmale Guimpe oder feine Wollenschmür. Eine starke Wollenschmür dient zum Umbängen der Tasche, welche noch durch vier kleine weiß und schwarze Schmelzquästchen an den unteren Ecken eine sehr hübsche Zierde erhält. Diese Quästchen bildet man ganz einfach aus mehreren in einer größeren Schmelzperle sich vereinigen den Perlenfäden. Ein noch reichlicher Schmuck der Tasche wäre eine an den unteren Rand und die schrägen Seitenlinien geschürzte Schmelzfranze.

In Bezug auf das vorliegende Muster dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß dasselbe durch Veränderung der Form auch zu anderen Zwecken tauglich gemacht werden kann, und zwar zunächst, indem man die obere Hälfte des Musters genau nach der unteren Hälfte arbeitet, wodurch ein Achteck entsteht. In so veränderter Form wäre das Muster als Lampenteller auszuführen und dieser, mit einer Schmelzfranze umgeben, der brillianteste Reflector des Lichtes.

Eine zweite Veränderung des Musters kann durch Ausfüllung der unteren Ecken nach den oberen gesehen, wodurch ein Viereck entsteht. In beiden Formen wäre das Muster zur Decke eines kleinen Leuchter- oder anderen Tisches geeignet. Da es Schmelzperlen von sehr verschiedener Größe, Canevas und Wolle in sehr verschiedener Stärke giebt, so liegt es in der Hand der Arbeiterin, durch die richtige Wahl dieses Materials den Umfang der Decke mit dem des Tischchens — sei es ein viereckiges oder achteckiges — in Uebereinstimmung zu bringen.

[2333]



Erklärung der Zeichen: ■ hell-, □ mittel-, ■ dunkelnelkenroth, ■ hellgrün, □ schwarz, — □ weisse Schmelzperlen.

Kinder-Tasche.

Die Buchstaben A bis F

in Taschentücher zu sticken (Abbildungen: siehe Seite 160.)

Material: weiße, blaue oder rote Baumwolle (türkisches Garn).

Wir haben in unseren Berichten schon früher erwähnt, daß man jetzt die Taschentücher für den häuslichen Gebrauch mit farbig gedruckten und gestickten Borten trägt, und ist wohl natürlich, daß hiermit die Mode der bunten Namen wieder in Aufnahme kommt. Freilich ist man hierbei in Bezug auf eine Stickerei nur auf Roth oder Blau beschränkt, die Farben, welche als völlig ächt in der Wäsche bekannt und an jedem Ort zu haben sind.

Die vorliegenden Buchstaben eignen sich vorzüglich zu farbiger Ausföhrung und zwar in verschiedener Weise:

Man arbeitet das Dessin dieser Buchstaben entweder ganz einfach nach der Contour in schrägem Stielstich und die einzelnen Punkte dazwischen hoch mit Querstich — oder: man fann auch in geschmackvoller Weise diese Stickerei nuanciren, indem man nur die Linien, welche die eigentliche Form der Buchstaben bilden und zu beiden Seiten der Punkte entlang gehen, mit Stielstich, als einzelne Striche ausführt, — die anderen darauf liegenden, geschlängelten Figuren und Blätter mit einer Stielstichcontour umgiebt und innerhalb derselben mit ganz feinen Steppstichen ausfüllt. Die Punkte werden in jedem Fall hoch gestickt. Eine dritte Art der Ausföhrung wäre die: mit buntem Garn und weißer Baumwolle, welche letztere anstatt der bunten Steppstichfüllung angewendet werden könnte. Wir schlagen dann vor, das besagte Muster hoch zu sticken und mit einer Contour von feinen dichten Steppstichen zu umgeben, in der Farbe des zu dem übrigen Muster verwandten Garnes. Hauptfächlich ist hier darauf zu merken, daß man bei keiner Zacke, bei keiner Linie über die vorgeschriebene Contour hinausgeht und streng die gezeichnete Form wiederzugeben sucht, weil sonst die Buchstaben undeutlich werden und ihre eigenthümliche Schönheit verlieren würden. Zu einer Ausföhrung der Buchstaben ganz in weißer Baumwolle bedarf es keiner weiteren, als der obigen Erklärung. Die übrigen Buchstaben des Alphabets folgen in der nächsten Nummer.

[2331]

Erklärung

der auf dem heutigen Supplement befindlichen

Vier Mantillen-Schnittmuster.

Unserm Versprechen gemäß liefern wir schon heute wieder ein Supplement mit Schnitten und glauben dadurch, daß wir eine größere Anzahl (eine Auswahl) von Mantillenschnitten bringen, unsere sämtlichen Abonnentinnen zu befriedigen.

Diese vier Mantillen, von denen wir heute die Schnitte geben, sind in Nr. 18 des Bazar Seite 140, 141, unter Bei-

Fig. 6. Der Seitenfeil wird L an L, M an M, N an N mit Fig. 3 und Fig. 7 zusammengenäht.

Fig. 7. Das Aermeltheil wird von N bis B an Fig. 3 genäht, von B bis zum Punkt eingereicht und ganz dicht zusammengezogen; dann von B bis P an Fig. 1 genäht.

Zum Anschluß an die Taille wird das Vorder- und Rückentheil auf der linken Seite durch ein schmales 1/2 Viertelange langes Gürtchen verbunden, dessen Ansatz bei beiden Theilen auf dem Schnitt durch ein Kreuz bezeichnet ist. Am Vordertheil wird das Gürtchen an den äußeren Saum, am Rückentheil an die Reilmacht befestigt. Selbstverständlich gehören 2 Gürtchen zur Mantille, da unser Schnitt nur die Hälfte derselben bildet.

Man braucht zu dieser Mantille 6 1/2 Elle Taffet, 3 Ellen Spitzen von der Breite einer Viertelange, 12 Ellen 3 Finger breite Spitzen, 72 Ellen Spitzen von eines Fingers Breite, 17 Ellen ganz schmale faconirte Sammetborte. — Für die Verwendung des Besatzmaterials folgende Angabe: Die breite Spitze wird um die Schul-

tern, die schraffierte Linie des Vorder- und Rückentheils entlang genäht, darüber ein mehrmaliger Besatz von ganz schmalen Spitzen und einer Borte. Die Verzierung der eingefesteten Zacken ist schon durch die in Nr. 18 gegebene Beschreibung und die sehr treue Abbildung der Mantille erklärt; es wird sowohl zur Fällung als auch zur äußeren Umgebung der Zacken die schmale Spitze verwendet. Die Borte dient bei jeder der Zacken dazu, die innern querlaufenden Spitzereihen von den äußeren Spitzen zu trennen. Zur Verzierung des unteren Randes zwischen den Zacken wird die 3 Finger breite Spitze in 3facher Reihe übereinander aufgenäht.

Das Aermeltheil erhält eine ähnliche Zackenverzierung, auf dem Schnitt durch schraffierte Linien für den Ansatz der Borte und der querlaufenden Spitzen bezeichnet. Um den Halsauschnitt und zu beiden Seiten vorn herunter werden 2 bis 3 Reihen schmaler Spitzen nach außen liegend, 1 Reihe nach innen liegend gesetzt, und die gegeneinanderstehenden Spitzereihen mit einer Borte bedeckt. Die schmalen Spitzen werden durchgängig in kleinen flachen Tollen aufgenäht.

Nr. 2. Mantille Anguletta.

Fig. 8. Die Hälfte des Fond.

Die punktirte Linie bezeichnet die Mitte des Schnittes, Linie A den oberen, Linie B den unteren Rand des Fond.

Dieser außerordentlich einfache Schnitt scheint uns um so mehr der Mittheilung werth, als bei leichter Verständlichkeit und müheloser Ausföhrung er doch den andern von uns gelieferten Mantillen an grazilöser Form nicht nachsteht. — Die

Beschreibung des Modells befindet sich bei den in Nr. 18 gegebenen Abbildungen der Mantillen, daher wir unsere heutige Angabe auf das Maas des hierzu nöthigen Stoffes, des Besatzmaterials und auf die Garnirung beschränken.

Man braucht zu dieser Mantille 3 Ellen Taffet, 8 Ellen 3 Finger breite Franzen, 24 Ellen Sammetband von Nr. 6. Die Hälfte des Stoffes (1 1/2 Elle) gehört zum Fond, eben so viel zu den beiden Volants, welche jeder 4 Ellen weit, 3/16 Elle breit sind. Sie werden ganz gerade geschnitten, am äußeren Rande mit einer Franze, und darüber, in kleinen Entfernungen, 3mal mit Sammetband besetzt. Der obere Volant wird an den untern Rand des Fond genäht, und an diesen, zum Ansatz des unteren Volant, ein Streifen steifen schwarzen Tülls, von der Breite, daß der obere Volant einen Daumen breit über den untern fällt.

Rückseite des Supplements: Nr. 3. Mantille Ninon und Nr. 4. Diane.

Nr. 3. Mantille Ninon.

- Fig. 1. Das Vordertheil des Fond.
- Fig. 2. Die Hälfte vom Rückentheil des Fond.
- Fig. 3. Die Hälfte des unteren Volant.
- Fig. 4. Die Hälfte des oberen Volant.

Fig. 1. Das Vordertheil des Fond. Linie A bildet die Schulternaht, Linie B den untern Rand des Fond. Linie C bildet den oberen Rand der Mantille, die schraffierte Linie bezeichnet den Ansatz des oberen Volant.

Fig. 2. Die Hälfte vom Rückentheil des Fond. Die punktirte Linie bezeichnet die Mitte des Rückentheils. Linie A wird mit Linie A der Fig. 1 zusammengenäht, Linie B bezeichnet den untern Rand des Fond, Linie C den oberen Rand (Halsauschnitt) der Mantille.

fügung der Beschreibung, bereits abgebildet. Sie führen die Namen: Lopage, Anguletta, Ninon und Diane.

Wir gehen jetzt zur Erklärung der Schnitte über.

Vorderseite des Supplements: Nr. 1. Mantille Lopage und Nr. 2. Anguletta.

Nr. 1. Mantille Lopage.

Bei der Erklärung dieses Schnittes, welcher aus sehr vielen Theilen besteht, werden wir nicht nach gewöhnlicher Weise jede Linie nennen, sondern uns zur Bezeichnung der Zusammensetzungspunkte der einzelnen Buchstaben bedienen.

- Fig. 1. Das Vordertheil.
- Fig. 2. Der Keil zum Vordertheil.
- Fig. 3. Das Rückentheil.
- Fig. 4. Der Keil zum Rückentheil.
- Fig. 5. Der Mittelteil.
- Fig. 6. Der Seitenfeil.
- Fig. 7. Das Aermeltheil.

Fig. 1. Das Vordertheil. Die Doppellinie bezeichnet den Einschnitt für den Keil Fig. 2, welcher hier C an C, D an D, E an E eingesetzt wird. Von der Spitze C an wird auf der linken Seite eine nachbreite Brustfalte genäht, welche sich am Ende der punktirten Linie verliert. Die Achsel wird von A bis B mit der Fig. 3 zusammengenäht. An der Seite bleibt das Vordertheil frei hängen.

Fig. 3. Das Rückentheil. Die Doppellinie bezeichnet den Einschnitt für den Keil Fig. 4, welcher hier F an F, G an G, H an H eingesetzt wird. Von I bis K wird das Rückentheil mit Fig. 5, dem Mittelteil, zusammengenäht, welcher unten die beiden Rückentheile trennt und für die ganze Mantille nur einmal zu schneiden nöthig ist. Von L bis O wird Fig. 3 mit dem 2. Rückentheil zusammengenäht. Die Fadenlage ist von K bis O eine schräge.

Fig. 3. Die Hälfte des unteren Volant. Linie D bildet hinten die Mitte und wird, in schräger Fadenlage, mit derselben Linie der 2. Hälfte des Volant zusammengenäht. Linie B wird an Linie B der Fig. 1 und 2 genäht, in der Weise, daß die Linie D an die punktierte Linie der Fig. 2, der Punkt an den Punkt der Fig. 1 trifft. Linie E bildet den unteren Rand der Mantille.

Fig. 4. Die Hälfte des oberen Volant. Linie F bildet hinten die Mitte und wird, in schräger Fadenlage, mit derselben Linie der 2. Hälfte des Volant zusammengenäht. Linie G wird an die schraffierte Linie von Fig. 1 und 2 genäht, so daß die Linie F genau die Mitte des Rückentheils trifft. Linie H bezeichnet den unteren Rand des Volant.

Man braucht zu dieser Mantille 6 Ellen Taffet, 1 3/8 Elle Sammet, 12 1/2 Elle daunenbreite gebrannte Franze, 12 1/2 Elle leichte Spitze von derselben Breite, 17 Ellen faconirte Sammetborte von der Breite eines kleinen Fingers, 30 Ellen 2 Finger breites Florband.

Der Stoff wird bei dem Rückenheil, welches ohne Naht zu schneiden ist, quer genommen, der Sammet in 2/16 Elle breite Schrägstreifen geschnitten und folgender Art als Besatz verwendet: Der untere Rand des Sammetstreifens wird nicht mit Besatzborte aufgenäht, sondern — einen reichlichen Daumen breit über dem Ansatz des oberen Volant — in der Weise, daß das Annähen auf der linken Seite des Streifens geschieht und dieser nach oben rechts übergeschlagen wird. Demzufolge liegt unten der Streifen nicht platt an. Der obere Rand desselben ist ohne Umschlag angenäht, mittelst einer Besatzborte, an welche sich eine auf den Sammet herabfallende Spitze schließt.

Eine zweite Besatzborte ist unterhalb des Sammetstreifens, in der Entfernung einer halben Daumenbreite angebracht. An diese Borte, und zugleich an den oberen Volant, schließt sich auf diesen herabfallend eine Franze. Das Florband ist in der Mitte in regelmäßige kleine Tollen gelegt und etwas über die obere Besatzborte, an derselben entlang, auf den Fond genäht. Die so beschriebene, aus Sammet, Spitzen, Borte und Franze bestehende Garnitur wiederholt sich in gleicher Weise an dem oberen, wie dem unteren Volant. Der obere Rand des Fond ist zuerst Linie C entlang mit einer Borte, an dieser mit einer Spitze und alsdann, unter der Spitze, mit einer Bänderche besetzt. Will man diese Garnitur etwas vereinfachen, so kann es am besten durch Weglassen der Bänderchen geschehen.

Nr. 4. Mantille Diane.

Fig. 5. Die Hälfte des Fond.

Fig. 6. Die Hälfte des Volant.

Fig. 5. Die Hälfte des Fond. Die punktierte Linie bezeichnet die Mitte des Schnitttheils. Linie A bezeichnet den oberen Rand des Fond und zugleich der Mantille, Linie B den unteren Rand des Fond. Die schraffirten Linien bezeichnen in

ihrer Entfernung von den Randlinien die Breite der um den Fond gesetzten Sammetstreifen.

Fig. 6. Die Hälfte des Volant. Linie C bildet hinten die Mitte und wird in schräger Fadenlage mit derselben Linie der 2. Hälfte des Volant zusammengenäht. Linie B wird an Linie B der Fig. 5 genäht, wobei die Linie C an die hintere Spitze (Mitte) des Fond, und der Punkt der Fig. 6 an den Punkt der Fig. 5 treffen muß. Linie D ist der untere Rand des Volant; an diesen wird die erste, 5 1/4 Elle weite Garnitur gesetzt. Die untere punktierte Linie, welche bis zur halben Weite des Volant geht, bezeichnet den Ansatz der zweiten, 2 1/2 Elle weiten Garnitur. Die obere punktierte Linie bezeichnet den Ansatz der dritten, 4 Ellen weiten Garnitur.

Man braucht zu dieser Mantille 3 1/2 Elle Taffet, 1 3/4 Elle Sammet, 40 Ellen ganz schmale gebrannte Franzen, 7 1/2 Elle breitere (ein reichliches Sechszehnteilbreite) Franzen.

Der Fond der Mantille ist ohne Naht und kann dazu der Stoff, wie bei der vorigen Mantille, quer genommen werden. Die Sammetstreifen, zum Besatz des Fond, werden nach der Form desselben geschnitten und an beiden Rändern mittelst schmaler Franze platt aufgenäht. Wo an beiden Enden des Fond die Sammetstreifen aneinander treffen, werden diese auf der linken Seite, schräg nach der Spitze zu, wie die Linie auf dem Muster angeht, zusammengenäht.

Die 3 krausen Garnituren des Volant sind gerade geschnitten und haben jede, ohne den Einschlag und ohne die untere Franze, die Breite von 1 1/4 Sechszehnteil Elle. Die Weite ist bei Erklärung der Fig. 6 dieses Schnittes

genannt. Der Besatz dieser Garnituren besteht aus einem daunenbreiten schrägen Sammetstreifen, dessen beide, nicht eingeschlagene Ränder mit einer schmalen Franze bedeckt sind. Die untere Garnitur hat, außer der schmalen, nach außen noch eine breite Franze, eben so der untere Rand des Fond. Eine 4., nicht krause und ganz schmale Garnitur ist in der Entfernung eines reichlichen Follis über die obere krause Garnitur gesetzt und besteht nur aus einem gleich breiten, mit Taffet gefütterten Sammetstreifen, dem sich zu beiden Seiten eine schmale Franze anschließt. Für den Ansatz dieser Garnitur ist auf dem Schnitt keine Bezeichnung vorhanden, da sie auch eben so gut weggelassen kann; überhaupt ist eine Vereinfachung des Besatzes hier eben so zulässig, als bei der anderen Mantille. [2325]

Deffin zu einer Weste. (Kettenstich und Plattstich.)

Material: Gahmit und drillierte Seide; — Piqué und weiße Baumwolle oder Glanzgarn.

Die strenge Einfachheit der Herren-toilette wird oft von den Damen beklagt, die daran so wenig Gelegenheit finden, ihre Kunstfertigkeit zu üben; ja, wenn die launische Mode den soliden Schmuck einer gestickten Weste oder Gravatte nicht mehr gestattet, dann wären die Damen genötigt, ihre Ausdauer und ihren Fleiß fast allein auf die mühevollen Steppnähte und Säume der eleganten Wäsche zu verwenden, wenn sie selbstständig für die Toilette ihrer Väter, Brüder oder Gatten sorgen wollen. Glücklicherweise können wir die Mode der gestickten Westen als eine im-



Deffin zur Tasche der Weste.

mer noch beliebt bezeichnen und übergeben heute unseren Lehrerinnen ein sehr leicht auszuführendes, gefälliges Muster dazu. Stoff und Material zur Stickerei muß selbstverständlich in übereinstimmender Farbe gewählt werden.

Da die beendete Arbeit doch erst von den Händen eines Herrenschneiders zu dem was sie sein soll, zu einer Weste, gebildet wird, so raten wir, von diesem, vor Beginn der Arbeit, die Form der Weste, so wie auch die Stelle der Knöpfe und Knopflöcher auf dem Stoff angeben zu lassen, damit die Stickerei die richtige Lage erhalte und nicht vor der Schere des Schneiders Gefahr laufe.

Ueber die Ausführung des Deffins ist nur zu bemerken, daß die mit gekreuzten Linien gefüllten Partien des Musters in Plattstich, die einfachen weißen Linien in recht feinem regelmäßigen Kettenstich gearbeitet werden. Um möglichem Irrthum zu begegnen, müssen wir noch erwähnen, daß die ausgeschweiften Umrisse des linirten Grundes von feiner Bedeutung sind; Mangel an Raum hat uns veranlaßt, die Musterplatte in dieser Form auszuscheiden. [2329]

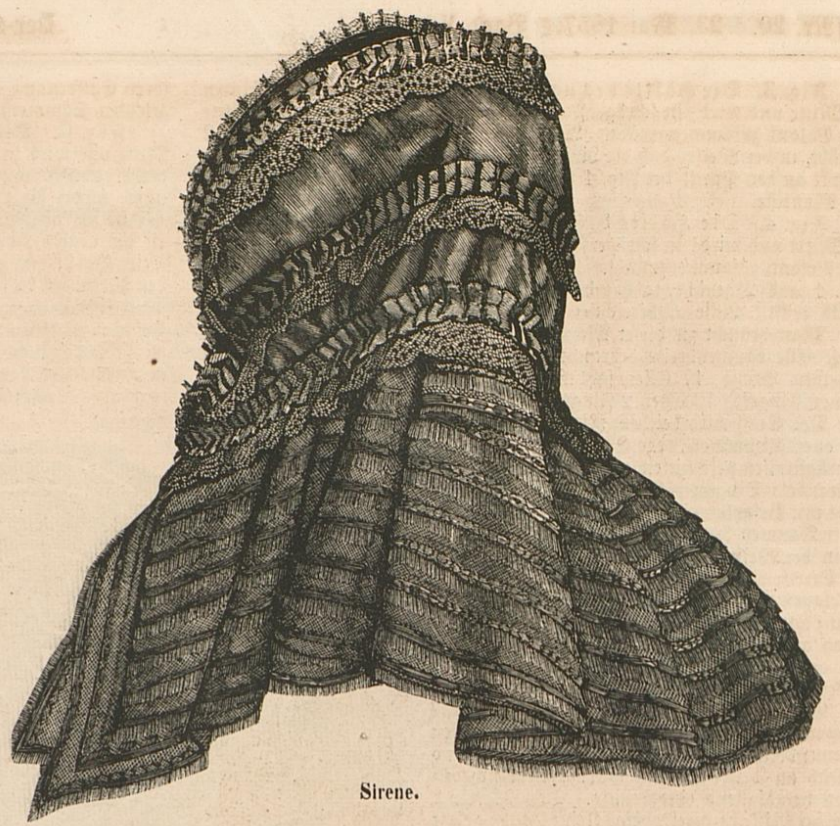
Deffin zu einer Weste (in Kettenstich und Plattstich.)

Deffin zum Shawl der Weste.





Mathilde.



Sirene.

Mantillen.

Originale des Magazins von Theodor Morgenstern, Paris, Rue l'Echiquiers; Berlin, Friedrichs- und Behrenstrassen-Gde.

Die Abbildungen neuer Mantillen nach den modernsten Pariser Modellen, deren Nr. 16 des Bazar mehrere geliefert, haben uns so zahlreiche Beweise ihrer willkommenen Aufnahme eingetragen, daß wir uns veranlaßt finden, die Reihe derselben um noch einige zu vermehren, welche ihren Vorgängerinnen an Zweckmäßigkeit des Schnittes und Eleganz der Verzierung nicht nachstehen.

Mathilde. Mantille von schwarzem Moiré antique, mit doppeltem Kragen. Der größte dieser Kragen, ungefähr bis zur Mitte der Mantille hinabreichend, ist, wie diese selbst, hinten in Form eines nicht allzuspitzen Tuches geschnitten und mit einem Volant desselben Stoffes versehen, welcher jedoch an Breite dem unteren, am Rande der Mantille entlang gehenden etwas nachsteht (der untere $\frac{1}{4}$ Elle breit, der obere einen Zoll weniger). Beide Volants sind bogenförmig ausgeschnitten und haben die doppelte Garnitur getollten seidnen Bandes mit einander gemein, mit dem Unterschied, daß diese Garnitur bei dem schmälern Volant dichter zusammentritt. Der Ansatz beider Volants ist durch dieselben Bandrädchen verdeckt, welche auch die Verzierung des oberen kleinen Kragens bilden, der, mit dem Ganzen in Uebereinstimmung bogenförmig ausgeschnitten, nach vorn zu schmaler werdend, ungefähr am Schluß der Taille spitz ausläuft.

Weite des unteren Volant 5 Ellen; Weite des oberen Volant 3 Ellen; hintere Länge der Mantille 1 Elle.

Sirene. Shawl-Mantille von schwarzem Taffet mit breitem Volant von Seidentüll, welcher durch zwölffmaligen Besatz schmaler schwarzseidener Franzen und gleichfarbiger seidendurchwirter Florborte garnirt ist. Der obere Theil der Mantille, welcher,

wie fast durchgehends bei den neuen Mantillen dieser Saison, einem leicht um die Schultern schließenden Fichu gleicht, ist ringsum und in der Mitte durch eine Garnitur schwerer schwarzseidener Spitzen und getollten Florbandes verziert, zwischen dessen Falten kleine Schleifen ganz schmalen Sammetbandes gesetzt sind. Die hintere Länge der Mantille beträgt 1 Elle, davon $\frac{1}{2}$ Elle dem oberen Shawl, $\frac{1}{2}$ Elle dem Volant angehört, welcher, nach der Armbiegung zu, $\frac{1}{2}$ Viertel schmaler wird, um vorn wieder zu seiner ursprünglichen Breite zurückzukehren. Die Weite des Volants ist $5\frac{1}{4}$ Elle, die des oberen Theiles von Taffet reichlich 2 Ellen. Die Mantille wird vorn durch Haken und Dese geschlossen.

Narcisse. Mantille von schwarzem Taffet in sehr einfachem, doch die Figur höchst vortheilhaft umschließenden Schnitt, und durch reichen Besatz zur höchsten Eleganz erhoben. Der obere Theil der Mantille, welcher hinten eine Spitze bildet und vorn in langen Enden ausläuft, ist auf originelle Weise mit einem carrirten Besatz schmaler Sammetborten und einer dichten Garnitur schmaler Spitzen ausgefiattet, deren sich anmuthig ergänzende Formen die Abbildung deutlich erkennen läßt. Der Rand der oberen Mantille, welcher um den Hals durch kleine Einnäher Schluß erhält, ist mit einer durch Borte angelegten schmalen Spitze umgeben; ihre Vollendung empfängt die Mantille durch den breiten, in große gelegten Falten unten angelegten Volant von $5\frac{1}{4}$ Elle Weite, welcher hinten mit Einschluß der unteren Franze eine halbe Elle breit ist, nach der Gegend der Arme zu seine Breite um $\frac{1}{2}$ Viertel verringert und nach vorn zu dieselbe wiederum steigert.

Die Garnitur dieses Volant besteht aus dreimaligem Besatz von Borte und aus gebrannten Franzen, in doppelter Aufeinanderfolge angelegt, so daß es fast das Ansehen hat, als sielen 2 Volants übereinander.

Lievane. Mantille in Form eines Tuches von schwerem schwarzem Taffet und Seidengaze; besonders für ältere Damen geeignet, da dieselbe, statt des sonst üblichen tiefen Halsauschnittes dies-

jähriger Mantillen, dicht am Hals und vorn herunter mit Haken und Dese geschlossen wird.

Der obere, tuchartig spitze Theil der Mantille, welcher durch den Ansatz einer breiten Franze markirt ist, besteht aus Seidengaze und ist mit einer smaligen Garnitur von Glöckchenborte versehen, deren letzte, untere, den Ansatz der Franze bedeckt. Das mittlere Theil der Mantille ist aus Taffet, hinten schräg ohne Naht geschnitten, so daß die etwas anschließende Form durch Nahten auf den Schultern gebildet wird. Auf dem unteren, $\frac{1}{4}$ Elle breiten Rand von Seidengaze wiederholt sich die Garnitur mit Glöckchenborte, doch in nur smaliger Anwendung, und eine breite Franze von Seide, der oberen gleich, vollendet die reiche Ausschmückung dieser Mantille.

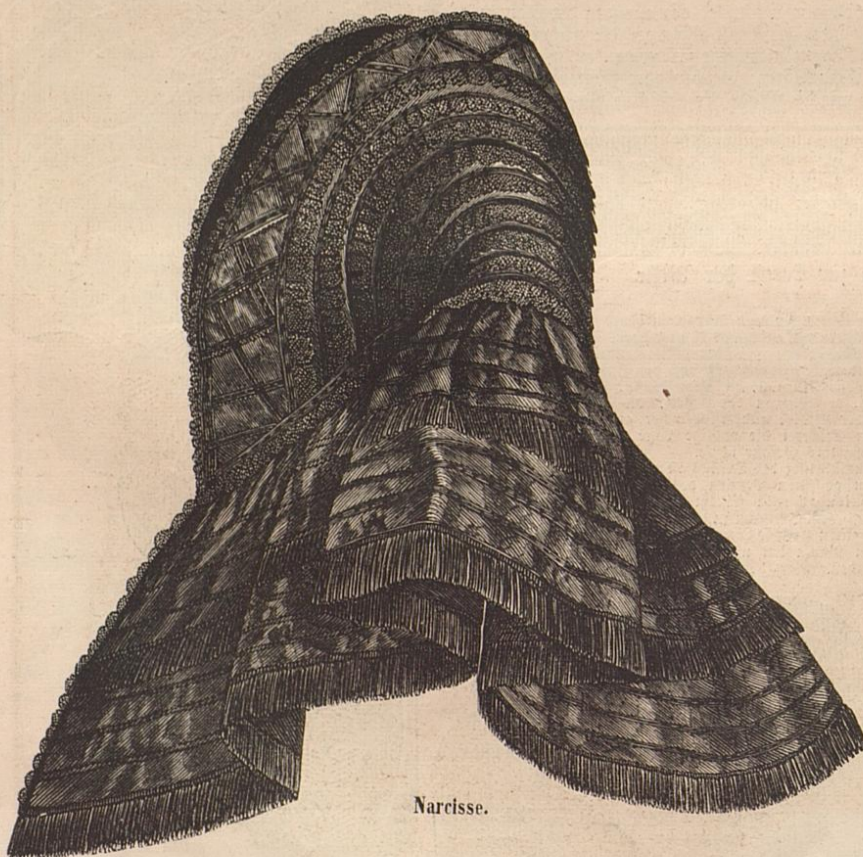
Die hintere Länge derselben mit Einschluß der Franze beträgt $1\frac{1}{2}$ Elle, die der vorderen Zipfel $1\frac{1}{4}$ Elle. [2332]

Bekleidung eines Blumentopfes.

Material: Papierenevas von härtester Sorte; Bepirwolle in einer Farbe; böhmisches Perlen in Milchweiß oder Krystall; — schmales seidenes Einfassband in der gleichen Farbe der Wolle. Zeug zum Futter.

Es liegt so sehr im Geist unserer Zeit, nicht allein die nützlichen und nothwendigen Gegenstände unserer Häuslichkeit in einer dem Auge wohlthuenden Form zu schaffen, sondern vorzüglich auch die kleineren Luxusgegenstände, welche die Bestimmung haben, unsere Zimmer wohnlicher und behaglicher zu machen, mit dem Schimmer der Eleganz zu versehen. Und zu den geliebtesten Luxusartikeln, zu denen, welche der weibliche Sinn mit besonderer Sorgfalt hegt, gehören unstreitig die Blumen, deren holde Gestalten jedes Zimmer zu schmücken vermögen, das einfachste, wie das prächtigste.

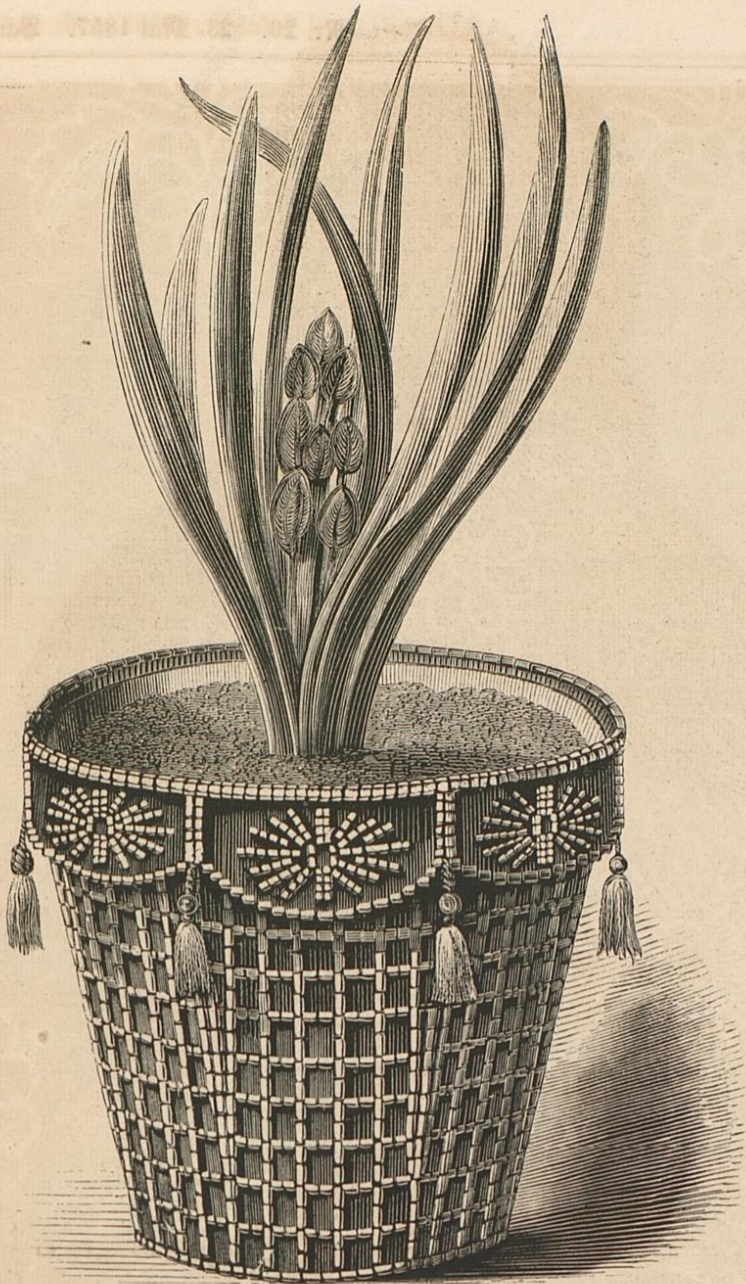
Doch dem Schönheitsfinn der Frauen ist es häufig nicht genügend, ihre dankbaren Pfleglinge in Töpfen von rohem Thon wachsen und blühen zu sehen; kostbare Porzellangefäße



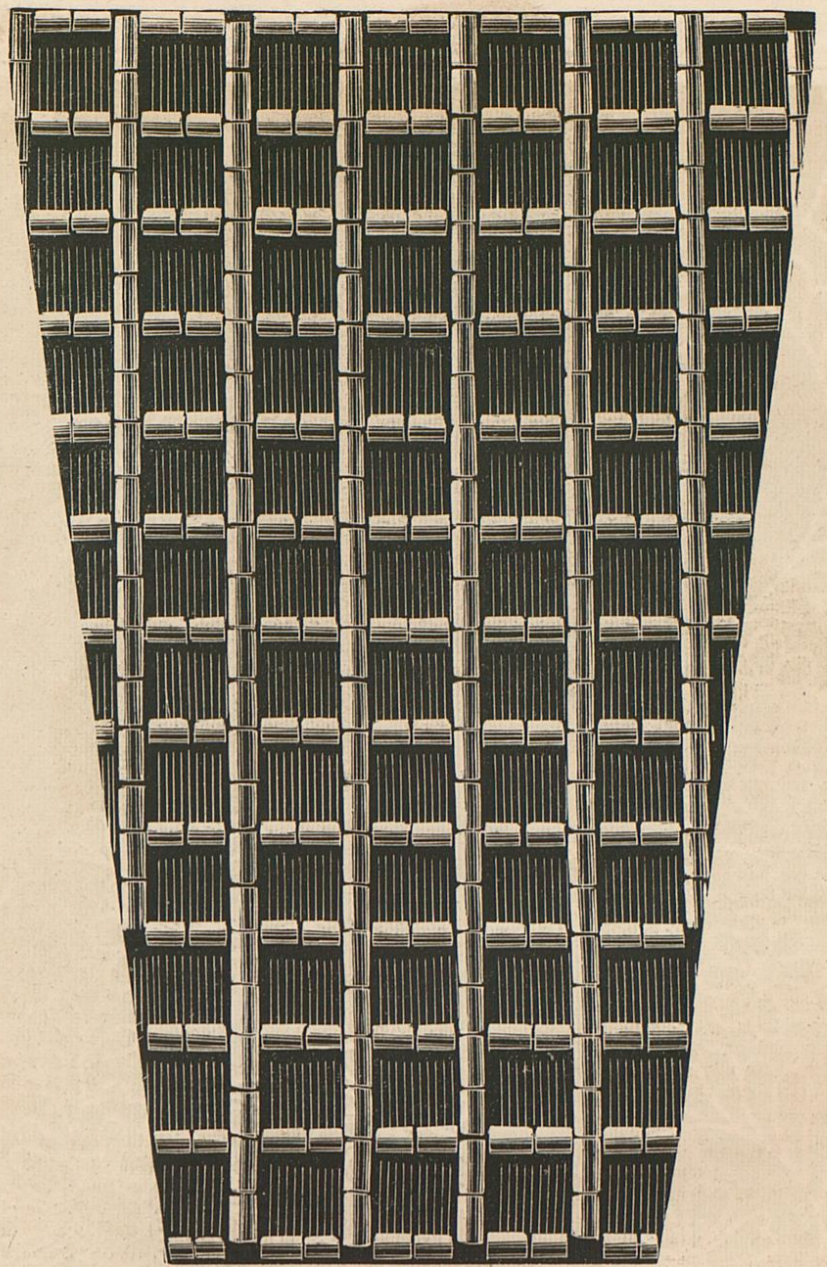
Narcisse.



Lievane.



Blumentopf.



Theil des Blumentopfs
in ganzer Größe.

oder Töpfe von nicht minder theurer Masse müssen die Thonscherben verhüllen, in denen die bescheidenen Kinder der Natur, wenn sie im Zimmer zu leben bestimmt sind, einzig und allein gedeihen. . . . Grund genug also, mit Bestimmtheit anzunehmen, daß unsere Blumentopfbekleidung (eine neue Arbeit, welche ohne große Kosten durch die Geschicklichkeit weiblicher Hände hergestellt werden kann) unsern Leserinnen eine willkommene Gabe sei.

Freilich müßte eine eifrige Blumenpfliegerin, welche mit beharrlicher Consequenz ihren aus zahlreichen Blumentöpfen bestehenden Zimmergarten in dieser Weise verschönern wollte, entweder die Hilfe vieler Hände in Anspruch nehmen, oder selbst sich mit eisernem Fleiß der Vollendung dieser Lurusaufgabe unterziehen; — daher ist es wahrscheinlicher, daß solche oder ähnliche Bekleidungen, wie die heute in Abbildung und Beschreibung gegebene, stets nur ein Vorzug einzelner, besonders begünstigter Blumentöpfe bleiben werden.

Das Werk, welches wir hiermit unseren Leserinnen vorlegen, ist eines der leichtesten und zugleich dankbarsten, welches der Arbeitstisch der Damen zu liefern vermag, und können wir aufrichtig zur Nachbildung desselben rathen, da bei genauer Befolgung der gegebenen Vorschriften das Gelingen gewiß ist.

Es dürfte in der That kaum ein sinnigeres und für Geber und Empfänger gleich angenehmes Geschenk geben, als eine schöne Blume, deren Topf mit dieser eleganten Bekleidung ver-

sehen ist, an welcher die gebende Hand, wie das so häufig bei Angebinden gewünscht wird, sich liebend und ausdauernd beschäftigt hat.

Das von uns mitgetheilte Modell giebt eine Form, welche zur Bedeckung eines Blumentopfes von mittlerer Größe sich eignet. Wünscht man jedoch die Arbeit einem engeren Topfe anzupassen, so geschieht dies am leichtesten und besten durch Weglassung eines der 6 Felder, aus denen, wie die nachstehende Beschreibung angiebt, die Bekleidung zusammengezetzt ist.

Zur Anfertigung derselben schneidet man jedes der beiden einzelnen in Originalgröße gegebenen Theile 6 mal in Papiercanevas aus, doch in vollständiger Genauigkeit mit der gezeichneten Form übereinstimmend, und den Canevas so legend, daß die Längsreihen mit der oberen und unteren Linie der Contour gleichlaufend sind. Hierauf beginnt man die Ausführung des Wollgrundes in einer beliebigen Farbe — wir können dazu Kaliblan, ein frisches Grün, oder recht schönes, nicht zu dunkles Rothbraun als gleich effectvoll empfehlen. Diese Füllung wird nicht in Kreuzstich, sondern mit langen senkrechten Stichen — bei den großen Theilen in regelmäßigen Carreaur gearbeitet, deren jedes 7 Stiche (also 7 Löcher) breit und jeder Stich 7 Löcher hoch ist. Eine Längsreihe bleibt nach jeder Richtung, zur Ausführung des Perlennetzes, als Zwischenraum. Unsere Abbildung weist darauf hin, daß nach jeder Seite zu die unvollendeten Carreaur gleich auslaufen, was man beim Beginn derselben zu berücksichtigen hat. Bei diesen Theilen kann an dem oberen breiten Rande, welcher von der lambrequinartigen Garnitur bedeckt wird, ein daunenbreiter Rand unausgefüllt bleiben, was in Bezug auf die Perlen sogar nothwendig ist, da diese beim Annähen der Garnitur hinderlich sein würden.

Das Perlennetz arbeitet man nach Angabe der Abbildung und zwar

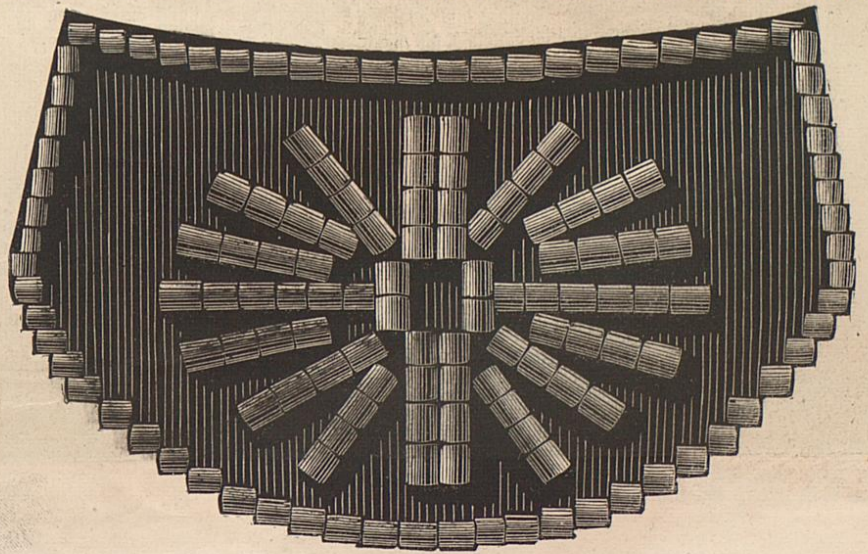
zuerst in senkrechten Reihen, alsdann die querlaufenden Reihen, bei denen man nur die Zwischenräume auszufüllen hat. Die Ausführung der unteren Perlenreihe bleibt bis nach der Zusammensetzung der Theile und wird alsdann in der Runde aufgenäht; eben so muß auch an beiden Seiten jedes Theiles ein schmaler Rand, für die Bindeaufassung, von Perlen umbedeckt bleiben.

Die 6 kleineren, zur oberen Garnitur gehörenden Theile werden nicht in Carreaur gearbeitet, sondern der ganzen Höhe nach mit senkrechten Stichen bedeckt und alsdann der Stern nach dem Muster mit Perlen über den Wollgrund, die Fäden mit anstehend, genäht. Wir empfehlen noch besonders bei der Ausführung dieses, so wie des carrirten Wollgrundes, den Fäden nicht straff anzuziehen, damit der Papiercanevas möglichst bedeckt werde. — Die Perlenreihe, welche die einzelnen Theile der Garnitur bis zum oberen Rand umgiebt, wird, nachdem dieselben rundherum eingefast sind, aufgenäht. Man fügt alsdann diese Theile, welche ohne Futter bleiben, nach Angabe der Abbildung aneinander und arbeitet die obere Perlenreihe zusammenhängend die Einfassung entlang.

Wir gehen nun zur weiteren Vollendung des Blumentopfes über. Man schneidet dazu noch 6 dünne Pappblätter nach der Form der großen Theile. Diese bekleidet man auf einer Seite mit einem Futter in der Farbe des Wollgrundes, heftet sie — das Futter nach außen gekehrt — auf die gleichförmigen gestichteten Theile und verbindet sie mit diesen durch eine Einfassung von schmalem Seidenband an den schrägen Seiten. Daß hier ebenfalls die genaueste Uebereinstimmung stattfinden muß, ist wohl kaum nöthig zu erwähnen. Man näht nun diese so präparirten Theile zusammen, wie es die Abbildung des Ganzen zeigt, und verbirgt die Nähte der zusammenstoßenden Ränder mit einer Reihe Perlen; heftet



Kissen-Ueberzug.



Theil des Blumentopfs in ganzer Größe.



Desſin zu einem Schleier von Tüll zum Durchziehen mit Baumwolle oder Glasgarn.

alsdann einen starken Draht innerhalb der Bekleidung an den oberen und unteren Rand derselben und verfährt beide Ränder mit einer Einfassung, welche man unten mit der noch fehlenden Perlenreihe bedeckt. Die fertige lambréquinartige Garnirung wird nun, wie die Abbildung zeigt, an den Blumenkopf genäht und die Bogeneinschnitte der Garnirung mit kleinen Quasten von gleichen böhmischen Perlen verziert. Da diese Blumenkopfbekleidung, als solche, keines Bobens bedarf, so ist die Arbeit hiermit beendet. [2335]

Kopfkissenüberzug oder Tischdecke.

(Gesammt-Ansicht in verkleinertem Maasstab.)

Nebrere Anfragen von Seiten unserer Abonnentinnen, hinsichtlich des auf dem Supplement der Nr. 18 des Bazar unter 4 und 5 mitgetheilten Desſins zu einem Kopfkissenüberzug oder zu einer Tischdecke, haben uns die Ueberzeugung gegeben, daß dasselbe zwar ungemessenes Interesse erregt, doch, was seine Zusammenfügung betrifft, nicht überall richtig verstanden worden ist.

Dadurch sehen wir uns veranlaßt, eine Gesammt-Ansicht dieser Stickerei folgen zu lassen, welche von den Franzosen sehr bezeichnend: „mitte Guipurearbeit“ genannt wird.

Wie die Abbildung zeigt, können nicht nur die gestickten, sondern auch die Filicarréaux in verschiedenen Mustern ausgeführt werden, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß die Ausführung in seltener wechselnden Desſins die geschmackvollere ist, weil sie nicht so leicht die Idee einer Mustertarte aufkommen läßt.

Um möglichem Irrthum vorzubeugen, machen wir in Bezug auf unser heutiges Desſin darauf aufmerksam, die lanzenförmigen Ecken desselben weder als eine nöthige Eigenthümlichkeit der Stickerei, noch als einen Fehler betrachten zu wollen. Alle Theile der Decke werden übereinstimmend in Größe und Form gearbeitet; die ausgezeichnete Gestalt des Desſins ruht nur von dem Aufsehen der Arbeit auf das dafür bestimmte Kissen her.

Da weder die Grenzen des Luxus, noch die des weiblichen Fleißes abzusehen sind, so dürfen wir wohl wagen, außer den schon angegebenen Zwecken der in Rede stehenden Arbeit mit noch einigen hervorzutreten, sollten sie auch noch größerer Aufwand an Zeit, Mühe oder Geld erfordern, als die oben genannten.

Wir meinen zu Tauf- und Wiegendecken, mit farbiger Seide gefüttert, oder zu Bettdecken für Erwachsene.

Aber das soll auch die letzte Angabe für den Zweck dieser Arbeit sein, sonst beschuldigen uns die Leserinnen der Leppigkeit oder gar — der Grausamkeit. [2336]

Schleier.

Material: weißer brüßeliger Tüll und weiße Baumwolle oder Glasgarn zum Durchziehen.

Es hat gewiß keine Zeit gegeben, wenigstens seit Rißler, Boesche und Mode auf Erden existiren, wo der Schleier nicht entweder als sinnreiches Symbol, als wirkliche Hülle, oder als Schmuck von Bedeutung gewesen wäre. O, der Schleier, wenn man den Gegenstand im Allgemeinen betrachtet, hat eine reiche Vergangenheit voll Romantik, Weltlust und Weltensagung, je nach seiner im seit Jahrhunderten zugewiesenen Bestimmung. Der Schleier, der den Fürstinnen des Alterthums von Haupt und Schultern wallte, ist uns noch im Brautschleier geblieben. Die Nonne wird noch heute als Symbol der Keuschheit und Weltensagung in den Schleier gebüllt, die Orientalin verbirgt noch heute die Gluth ihrer Augen hinter dem Schleier, wenn auch der frische Hauch europäischer Cultur die dichten Falten desselben schon etwas gelüftet. Sie würden zufrieden sein, die lebenslustigen Türlinnen z. B., wenn ein so kleiner Schleier, wie der heute in Abbildung gegebene, die einzige Schiedswand bildete, welche ihre Schönheit den Blicken der Bewunderer entzieht.

Und doch, so sehr auch die Mode den Schleier ihre poetische Länge, ihre weiten wallenden Falten genommen, so ist dennoch der Rest, den sie uns gelassen, welcher von den mehr nominellen als realen Hüten wie eine breite Spitze herabwacht, nicht nur ein Schmuck, sondern sogar eine nützliche Schutzwehr gegen Wind und Kälte, gegen Staub und Sonnenbrand — oft auch eine erwünschte durchsichtige Maske, welche uns ein bequemes Incoynite erlaubt und uns gestattet nicht zu sehen, wo wir nicht sehen wollen. Das dürfte besonders leicht sein bei vorliegendem Muster eines Schleiers, dessen zwar leichte, doch reiche Stickerei ein Uebersehen der Außenwelt ebenso rechtfertigt, als es das damit verfüllte Gesicht zu einem interessanten Räthsel macht.

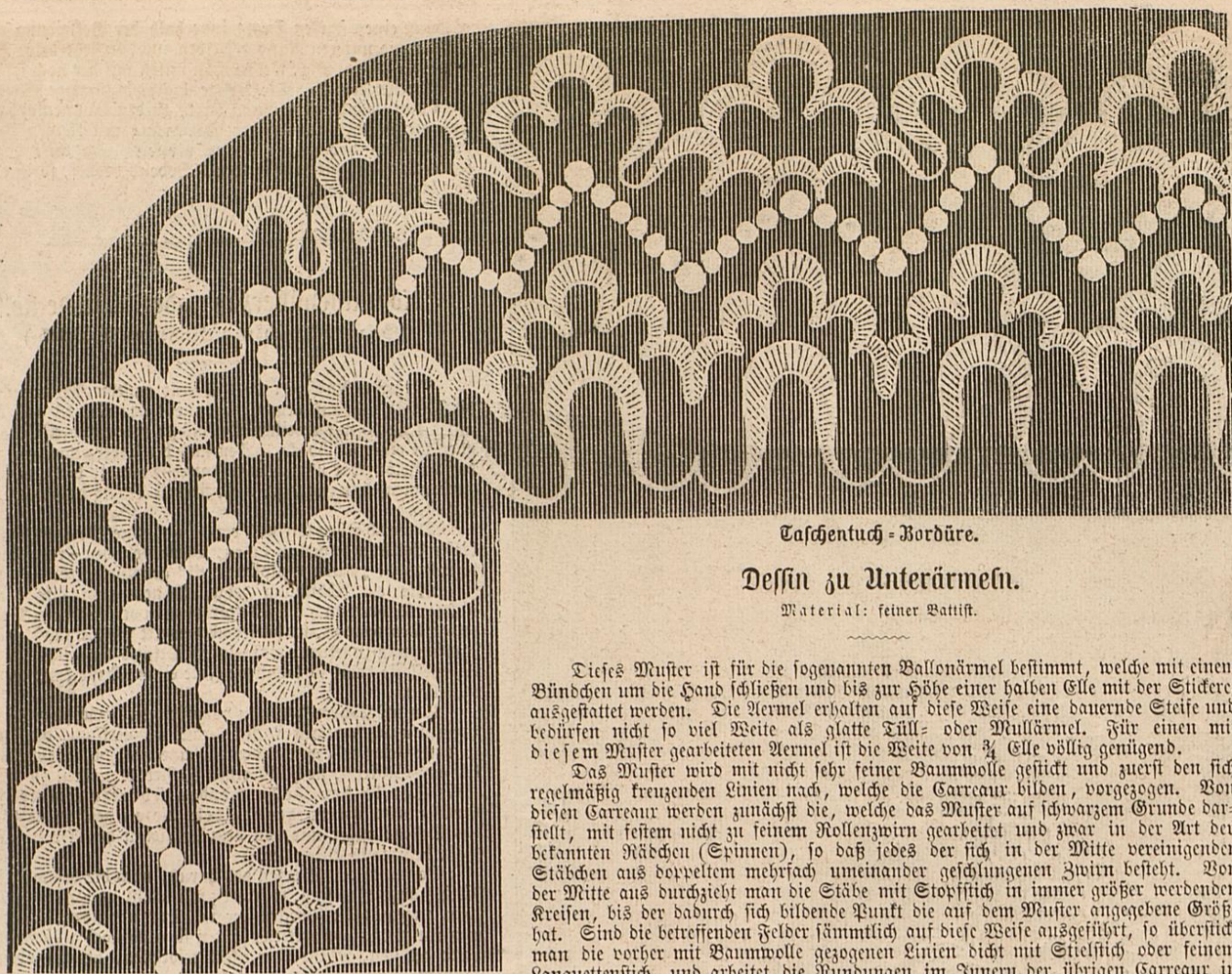
Wir geben mit diesem Muster die Hälfte des Schleiers, und ist der Anfang der Wiederholung des Desſins zur zweiten Hälfte auf dem Muster bezeichnet. Aus Mangel an Raum mußte das Desſin in zwei Theile getrennt werden, welche, wie auf dem Muster ersichtlich, genau zusammen passen und beim Durchziehen nur dicht aneinander gerückt werden dürfen.

Die Ausführung dieses Musters ist so einfach und leicht, daß wir sie mit wenigen Worten erklären können: Man folgt den Contouren der Zeichnung ganz genau mit feinen Vorderstichen und füllt die schraffirten Theile des Musters alsdann mit Stopfstich aus. Die äußere Bogencontour wird dicht lanquettirt und der Stoff dahinter hinweggeschritten.

Die Höhe des Schleiers im Verhältnis zur Weite beträgt $\frac{3}{4}$ Elle und wird der Plein des Musters bis zu dieser Höhe weiter geführt.

Das Befestigen des Schleiers an den Hut geschieht entweder durch Annähen an den vorderen Rand der Krempe oder mittelst eines in den Saum des Schleiers gezogenen Gummibandes. Die Enden des Gummibandes näht man zusammen und spannt dasselbe beim Aufsetzen des Hutes über diesen und um das Kinn. [2327]

(Die Erklärung der nachfolgenden Buchstaben A. B. C. D. E. F. befindet sich Seite 154 in der heutigen Nummer.)



Taschentuch - Bordüre.

Vorliegende einfache Bordüre ist in Lanquettensstich und dicht gestickten Muschen auszuführen. Da die Taschentücher jetzt mehr als je ein elegantes Zubehör der Toilette bilden, werden wir unsern Lesern nach wie vor Dessins zu denselben in größter Mannigfaltigkeit mittheilen. Das heutige wird den Damen besonders zusagen, welche gern mit geringer Mühe ein schönes Werk fördern. [2196]

Taschentuch - Bordüre.

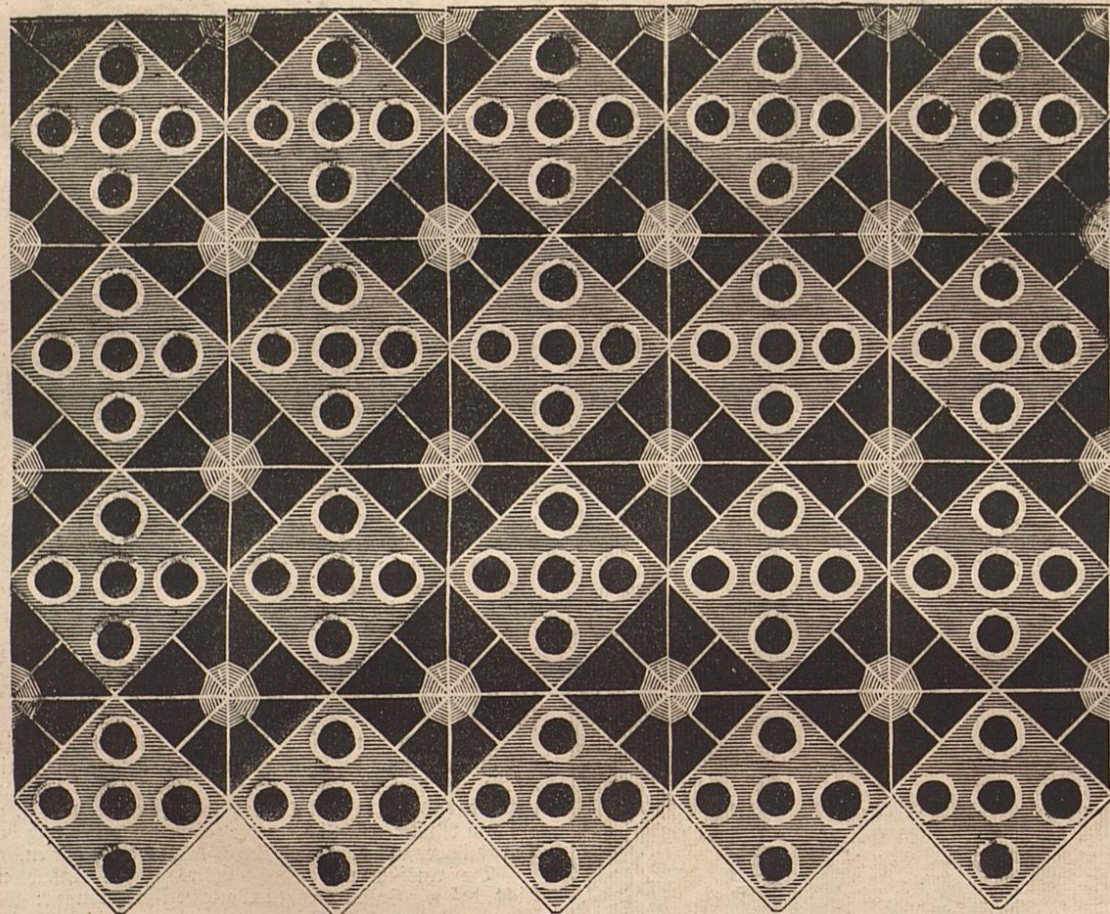
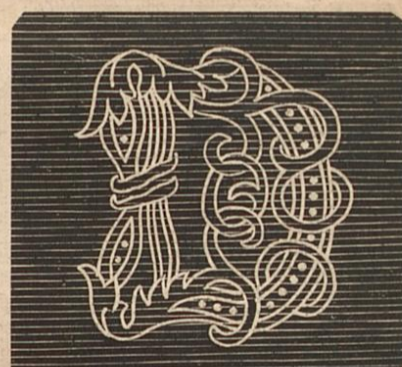
Dessin zu Unterärmeln.

Material: feiner Battist.

Dieses Muster ist für die sogenannten Ballonärmel bestimmt, welche mit einem Bündchen um die Hand schließen und bis zur Höhe einer halben Elle mit der Stickerei ausgestattet werden. Die Ärmel erhalten auf diese Weise eine dauernde Steife und bedürfen nicht so viel Weite als glatte Füll- oder Mullärmel. Für einen mit diesem Muster gearbeiteten Ärmel ist die Weite von 3/4 Elle völlig genügend.

Das Muster wird mit nicht sehr feiner Baumwolle gestickt und zuerst den sich regelmäßig kreuzenden Linien nach, welche die Carreaux bilden, vorgezogen. Von diesen Carreaux werden zunächst die, welche das Muster auf schwarzem Grunde darstellt, mit festem nicht zu feinem Nollenzwirn gearbeitet und zwar in der Art der bekannten Mädchen (Spinnen), so daß jedes der sich in der Mitte vereinigenden Stäbchen aus doppeltem mehrfach umeinander geschlungenen Zwirn besteht. Von der Mitte aus durchzieht man die Stäbe mit Stoffsstich in immer größer werdenden Kreisen, bis der dadurch sich bildende Punkt die auf dem Muster angegebene Größe hat. Sind die betreffenden Felder sämtlich auf diese Weise ausgeführt, so übersticht man die vorher mit Baumwolle gezogenen Linien dicht mit Stoffsstich oder feinem Lanquettensstich, und arbeitet die Rundungen im Innern der übrigen Carreaux in englischer Stickerei. Bei den vorhin beschriebenen Carreaux wird der Stoff unter der Zwirnverzierung hinweggeschnitten, was auf dem Muster durch schwarzen Grund bezeichnet ist. Das Ärmelbündchen ist nach derselben Angabe zu arbeiten.

Gewöhnlich verrundet man den Ärmel da, wo er an das Bündchen genäht wird, um ihn bauschiger zu formen, und müßte dies natürlich vor dem Beginne der Stickerei geschehen; nach einer anderen, schon früher von uns beschriebenen Art der Ausführung aber wird der Ärmel nicht verrundet, sondern die Naht, welche den Ärmel schließt, etwas eingekraust und darüber mit einem übereinstimmend gestickten Bündchen verziert. Das Unterlegen eines farbigen Bandes unter die Bündchen, so wie der Ausputz von Schleifen an denselben ist sehr beliebt und trägt viel zu größerer Eleganz bei. [2330]



Dessin zu Unterärmeln.



Bündchen.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie von allen Post-Ämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde. Die Administration des Bazar.

Hierbei Supplement: Vier Mantillen-Schnittmuster enthaltend.

Lopage: erster Umschlag des Vordertheils.

Fig. 7.

Lopage: zweiter Umschlag des Rücktheils.

Fig. 3.

Fig. 1.

Fig. 5.

Fig. 4.

SUPPLEMENT zum BAZAR 1857. Nr. 20.

Enthaltend
4 Mantillen-Schnitte
der in Nr. 18 des Bazar Seite 140 u. 141 in Abbildung
und Beschreibung gegebenen Mantillen Lopage,
Anguletta, Ninon und Diane.

Die ausführliche Erklärung dieser 4 Schnitte befindet sich im
Gesamtkat der heutigen Nummer.

Nr. I. Mantille Lopage.

- Fig. 1. Das Vordertheil. ○○○○○○○○○○○
- Fig. 2. Der Keil zum Vordertheil. *****
- Fig. 3. Das Rücktheil. - - - - -
- Fig. 4. Der Keil zum Rücktheil. ○○○○○○○○○○
- Fig. 5. Der Mittelteil.
- Fig. 6. Der Seitenth. - - - - -
- Fig. 7. Das Kerntheil. ×××××××

Nr. II. Mantille Anguletta.

- Fig. 8. Die Hälfte des Saub. ———

Vorderseite: Nr. I. Mantille Lopage.
 Nr. II. Mantille Anguletta
 Rückseite: Nr. III. Mantille Ninon.
 Nr. IV. Mantille Diane.

Fig. 2.

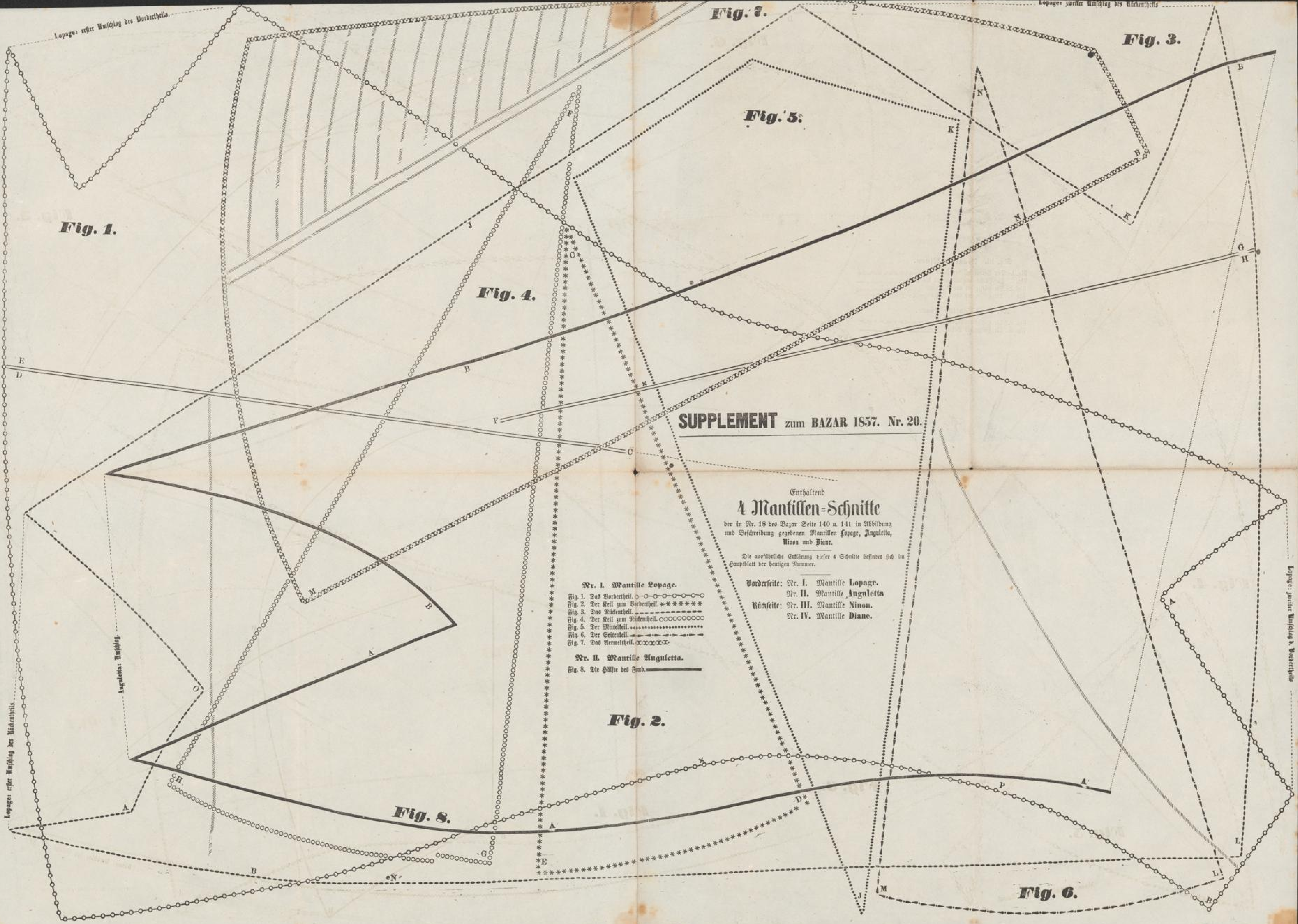
Fig. 8.

Fig. 6.

Lopage: erster Umschlag des Rücktheils.

Anguletta: Umschlag.

Lopage: zweiter Umschlag des Vordertheils.



Ninon: erster Umschlag des untern Volant.

Fig. 6.

Fig. 2.

Mr. M. Mantille Ninon.

- Fig. 1. Das Vordertheil des Fond.
- Fig. 2. Die Hälfte von Rücktheil des Fond.
- Fig. 3. Die Hälfte des untern Volant.
- Fig. 4. Die Hälfte des obern Volant.

Mr. N. Mantille Diane.

- Fig. 5. Die Hälfte des Fond.
- Fig. 6. Die Hälfte des Volant.

Fig. 4.

Fig. 3.

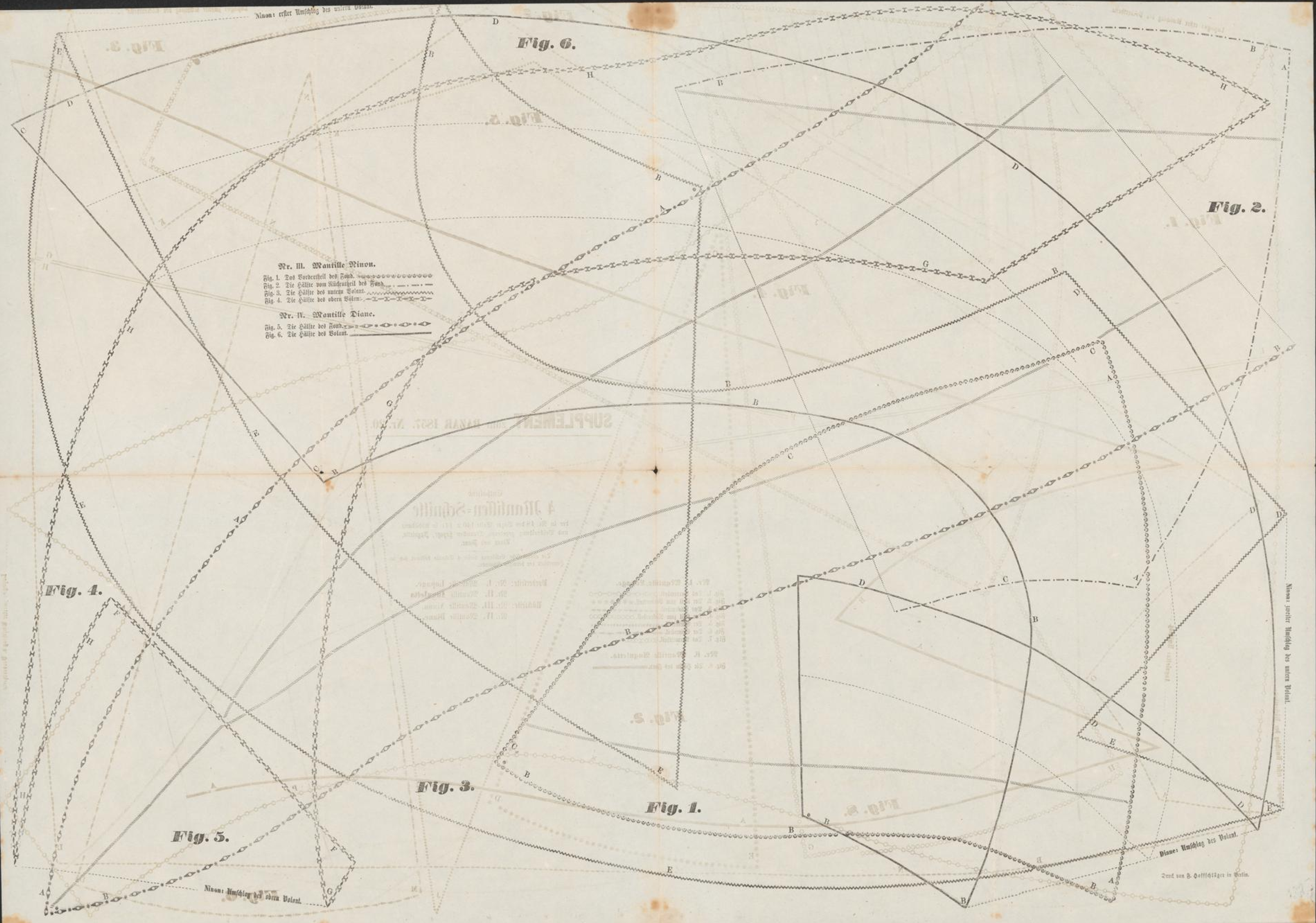
Fig. 1.

Fig. 5.

Ninon: Umschlag des obern Volant.

Dianer: Umschlag des Volant.

Zerst von B. Hoffstätter in Berlin.



DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 21.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Juni 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Die Pariser Damen der Halle.

Gewiß giebt es nur wenige unter unsern Leserinnen, welche von den Pariser „Damen der Halle“ noch nie gehört oder gelesen, welche die wichtige Rolle ganz übersehen haben, die diese Damen im Drama des Pariser Volkslebens spielten und noch spielen.

Wer hätte von dem glänzenden Ball gehört, den die Damen der Halle dem Kaiser Napoleon III. zu Ehren gaben, wer von den kostbaren Geschenken, welche ihr Patriotismus dem Herrscher darbrachte, oder von der großartigen Deputation, welche im Namen Aller dem Kaiser zur Geburt des Thronerben zu bealückwünschen kam; wer hätte gehört von der huldvollen Freundlichkeit, womit der Kaiser die Damen der Halle zur Wiege des Neugeborenen führte, dessen Stirn sie mit einem Kuß berührten — wer hätte das Alles gehört und wäre nicht überzeugt, die Damen der Halle seien Personen von hoher Bedeutung und reichen Mitteln? Wie könnten sie sonst kostbare Geschenke machen, Bälle geben und Bälle besuchen in einem Costüm, welches mit der Pracht des Ortes, dem Pariser Stadthause, durchaus nicht im Widerspruch steht! Ja, die Damen der Halle haben reiche Mittel und schöne Kleider von Seide und Sammet, goldene Ketten, Hüte mit Blumen und Federn, Toque's mit Bändern, Paradiesvögeln und Marabout's; die

„Damen der Halle“ sind eine Macht, deren Freundschaft schon deshalb schätzenswerth ist, weil ihre Feindschaft nicht nur lästig, sondern furchtbar werden könnte.

Aus allen jenen Erzählungen, welche die Damen der Halle uns in der prunkenden Aeußerung ihres Patriotismus vorführen, läßt sich größtentheils nur die eine, und zwar nicht die rechte Seite ihres Wesens erkennen; alle derartigen Zweifel aufzuklären, ist vorliegendes Bildchen bestimmt, welches die Damen der Halle in ihrer Gewerthätigkeit, als Markt- oder Fischweiber, zeigt, denn die Damen der Halle sind identisch mit den Pariser Poissarden.

Wenn in der Geschichte die Damen der Halle „berichtigt“ dastehen, so ist das wahrlich nicht ungerath, denn in ihnen treten die Schattenseiten des französischen Nationalcharakters, Leichtsinns, Verschwendung, Vergnügungssucht, Herrschsucht, in grasteifester Weise hervor, während die Lichtseiten desselben von dem Wust der Gemeinheit verbunkelt werden.

Die Damen der Halle verdienen viel Geld, denn sie verstehen billig einzukaufen und theuer zu verkaufen, was ihnen nicht schwer wird, da sie hinsichtlich der Mittel zum Zweck durchaus nicht scrupulös sind.

Von den Männern der Damen der Halle schweigt die Geschichte, wahrscheinlich, weil sie selbst immer schweigen müssen und eben Nichts sind als die Männer dieser Damen, was hier keineswegs gleichbedeutend ist mit: Hausherr. Die Frau ver-

bient das Geld und hat dafür das Regiment und die alleinige Stimme im Hause.

Eine junge unerfahrene Dame thut nicht wohl, sich mit den Verkäuferinnen der Halle persönlich in Geschäfte einzulassen, denn unter andern scheinen dieselben auch den edlen Grundplatz zu haben, „Bornehme“ zu betrügen, sei es nun durch theure Preise oder durch Aufbringen schlechter, verdorbener Waare, der sie mit unglaublicher Geschicklichkeit ein frisches Ansehen geben können. Wer mit den Damen der Halle ungeschicket verhandeln will, muß ihnen an Schlaueit, Orts- und Sachkenntniß gewachsen sein.

Doch die Nichts verschonende Cultur beginnt bereits an den Säulen der alten Verkaufshallen zu rütteln, welche dem schönheitsliebenden Paris ein Dorn im Auge sind.

Mit diesen Hallen, denen jene Damen ihren klangvollen Namen verdanken, welche die Wiege ihrer feinesweges beneidenswerthen historischen Bedeutung und der Schauplatz ihrer gemeinschaftlichen Gewerthätigkeit gewesen, werden sie selbst als Corporation aufhören zu sein, und werden verschwinden, wie die Gedenktafel aus Berlin verschwanden.

Wer also diese jedenfalls merkwürdigen Ueberreste des alten Paris noch kennen lernen will, der reise bald dorthin, ehe der Schutt der alten Hallen, wenn auch nicht die Damen der Halle selbst, doch ihre auf Gesamtheit beruhende „historische Größe“ begräbt.



Die Damen der Halle.

Helene.

Eine Novelle.

Von

Cäcilie von Paschkowsky.

(Fortsetzung.)

Dergleichen Szenen, wie am ersten Abend ihres Dorsseins, wiederholten sich fast täglich für Helene. Bei einer großen Gewissenhaftigkeit in Erfüllung einmal übernommener Obliegenheiten und ihrer, ungeachtet aller Unartigkeiten des Kindes, immer mehr steigenden Liebe zu der kleinen Kreolin, konnte es denn nicht anders möglich sein. Oft freilich fragte Helene sich, wenn sie allein in ihrem Zimmer saß, warum sie mit solcher Zärtlichkeit der kleinen Toni anhing, wenn sie auch ihres Wissens nie einen Unterschied zwischen den beiden Kindern machte; denn hätte sie einen Grund des Tadelns an Lucien finden wollen, so hätte es ihr zu stillem träumerischem Wesen sein müssen, das von der lebhaften, aufgeweckten Toni vollständig verdunkelt wurde. So erschien ihr Lucie, mit dem blonden Haar und den hellen Augen, in ihrer ruhigen Sinnesart, wie ein Abbild des ernstesten, kühlen Nordens, hingegen die leidenschaftliche, eceptrische Toni, mit dem nachtschwarzen Haar und den dunklen Augen, als ein Prototyp des herrlichen Südens und Helene gab sich um so mehr dem Zuge ihres Herzens hin, als sie sich überredete, das arge, sanfte Kind bedürfe weniger der Liebe, als das wilde, trostige, wie dem die Kranken nur, nicht die Gefunden eines Arztes bedürften; — bis denn ein Mißgeschick Luciens, oder ein kleiner Unfall Helene eines Besseren belehrte. — Die Baronin war diesen Sommer wieder sehr leidend und angegriffen und der Arzt hatte ihr eine Reise in's Bad vorge schlagen. Dazu hatte er ihr die Wahl gelassen zwischen den Heilquellen Driburgs oder denen von Pyrmont. Emma entschied für die ersteren wegen der Zurückgezogenheit des dortigen Lebens; der Baron hingegen für die letzteren, eben weil sich der Kranken da mehr Aufheiterung bieten würde. Er selbst hingegen war zum Deputirten der Ständeversammlung eines Districts erwählt, und wenigleich ungen, mußte er sich längere Zeit von seiner Familie und seinem geliebten Landleben trennen, doch die Pflichten des Staatsbürgers riefen und er mußte ihnen gehorchen. So blieb Helene denn vielfach mit den Kindern und dem Onkel Curt allein; hatte doch auch auf Keinen im Hause Helene's Anwesenheit einen so günstigen Einfluß ausgeübt, als eben auf den alten, sonst mitunter so menschenfeindlichen und schwermüthigen Mann. Mit kindlicher Zuversicht und Aufmerksamkeit suchte sie ihm seine kleinen Wünsche zu erfüllen, suchte ihm ein Buch aus der Bibliothek, wenn er lesen wollte, seine Pfeife, wenn er sie vermissen hatte, heiterte ihn auf, wenn er unglücklich schien, und beruhigte ihn über Toni's Unartigkeiten. Kein Wunder, daß Curt denn auch mit väterlicher Zärtlichkeit Helene's gedachte.

Mit vieler Mühe hatte sie denn endlich ihre Kleinen und namentlich Toni an einen regelmäßigen Schulunterricht gewöhnt, wobei ihr Luciens Fleiß bei weniger Begabung und Toni's Flüchtigkeit und Nachlässigkeit bei vielen Anlagen auffallend schien. In den Freistunden, wenn sie nicht mehr spielen mochten, machte Helene mit ihnen Touren in die Umgegend oder in das zum Gute gehörende Dörfchen. Emma war eine sehr wohlthätige Dame, die, wenn sie einigermaßen gesund war, selbst gern die Kranken in dem Dörfchen besuchte, um sich nach ihren Bedürfnissen und Verhältnissen zu erkundigen. Jetzt mußte Helene, was sie denn auch gern that, diesen Auftrag übernehmen. Durch Zufall kam sie so eines Abends in das wirthschaftliche Häuschen einer Tagelöhner's-Wittwe, die dort mit ihrer kleinen Enkelin lebte und der vom Schlosse immer sehr viel Wohlthaten zugeslossen waren. Jetzt war die Wittve seit einiger Zeit sehr elend und zu bescheiden, um die Baronin selbst um Hilfe und Beistand anzusprechen, die diese ihr in gelunden Tagen unaufgefordert angedeihen ließ; um so mehr freute sich die arme Wittve, als Helene denn eines Abends bei ihr erschien.

Mit anspruchloser Liebeshuld unterhielt sich Helene nun mit der Alten, während Alles ihr lebhaft wieder an ihre eigene Kindheit mahnte, an ihre ewig unvergeßliche Großmutter. Lucie schwieg schüchtern, blickte aber so freundlich und herzwinnend um sich, daß die kleine, sonnenverbrannte Enkelin, um dem hübschen Fräulein einen Gefallen zu erweisen, ihr einen frischen, duftenden Kranz schenkte, den die Kinder in den Städten unter dem Namen: Mößchenkranz feil bieten. Der eigentliche Name dieser kleinen allerliebsten Pflanze, mit den saftigen, sächerförmig stehenden Blättern und den feinen, weißen Blüthen, ist Waldmeister, und wenn auch der lateinische Name interressant: *Asperula odorata*. Toni hingegen stand trotzig in einer Ecke, warf den kleinen, purpurrothen Mund bid auf, nahm das weiße Mouffelinkleid eng zusammen, damit es ja nicht staubig werden sollte an der altmodischen Truhe mit den meßingenen Beschlägen. — „Das ist ja ein kleines, hochmüthiges Teufelchen,“ sagte die Alte zu der Enkelin, als Helene sich mit den Kindern entfernten hatte, „das weiße Fräulein ist freundlich wie ein Engel, und die hübsche Mamell auch, aber die braune Kröte! Welch ein garstiges Geschöpf! und thut sich hervor, als wäre sie eine Baronsstochter, und sie ist doch wohl nur so ein angenommenes Kind.“ „Großmutter, woher meinst Du das?“ fragte die Enkelin. „Nun, Du darfst nicht weiter darüber schwätzen, man thut mir vom Schlosse so viel Gutes, und es könnte der Herrschaft unlieb sein, wenn wir uns in Dinge mengen, die Fremde nichts angehen.“

Unter dessen hatte Helene, so leid es ihr auch that, der Kreolin wieder sanfte Vorwürfe ihres unfreundlichen Betragens wegen der armen Wittve und dem Kinde gegenüber gemacht. „Ach, die Kleine sah so schmutzig aus, wie ein Zigeunerkind,“ entgegnete Toni. „Geht Deine eigene Tante denn nicht selbst hin zu den armen, kranken Leuten und unterhält sich mit ihnen? Soll ich Euch ein Geschichtchen erzählen, wo eine reiche Gräfin Rankau zu einer armen Kranken gegangen ist, und welche einen schönen Lohn sie dafür bekommen hat? Meine gute Toni, glaube mir, eine jede Wohlthat trägt den Lohn des freundigen Bewußtseins in sich, und unser Vater im Himmel, der uns durch seinen Sohn hat zurufen lassen: Selig sind die Barmherzigen, denn sie sollen Barmherzigkeit erlangen! freut sich dessen.“

„Habt Ihr schon von dem schönen Schlosse zu Breitenburg gehört, das hier im Herzogthum liegt, und wenn Ihr es einmal späterhin sehen werdet, dann werdet Ihr Euch freuen, gleich mir, da ich es zum ersten Male sah, wie es so blendend weiß daliegt,

mit seinen gezackten Giebeln, zwischen den dunklen Bäumen, mit seiner Kapelle, deren Glocke einen so lieblichen Klang hat, und mit dem tiefen, alterthümlichen Brummen vor dem Schlosse. — Vor langen Jahren lebte da eine edle Gräfin Anna von Rankau, die gern und freudig ihren leidenden Mitmenschen mit Rath und That beistand. Einstmals saß sie in später Nacht noch wachend in ihrem Zimmer, da öffnete sich leise die Thür, und eine kleine Zwergfrau trat bescheiden hinein, neigte sich tief vor der edlen Gräfin und bat sie mit bebender Stimme, sie möge mit ihr gehen zu einer leidenden Frau. Anna stand schnell auf, schlug einen dunklen Mantel über ihr helles, seidenes Kleid, steckte ein Schächtelchen mit Arzeneien und heilsamen Kräutern zu sich und folgte der kleinen Frau. Sie gingen durch unterirdische Gänge, wie sie dazumalen um das Schlosse herum liefen, und erreichten eine entfernte Halle, wo ihnen eine kalte, feuchte Luft entgegenwehte. Auf einem einfachen Lager erblickte sie bei dem matten Schein der Lampe die Kranke. Anna setzte sich freundlich neben sie auf einen niederen Sessel, fragte, wie die Krankheit entstanden, wo sie Schmerzen habe, und reichte ihr dann einen heilsamen Trank. So blieb sie die halbe Nacht an dem Lager der leidenden Frau, und erst als sie in einen sanften Schlaf versunken, entfernte Anna sich leise mit der freundlichen Weisung an die kleine Zwergin, wenn die Kranke ihrer bedürfe, sie wieder zu benachrichtigen. Am nächsten Abend saß Anna wieder in ihrem Gemach, wieder klopfte es an die Thür und wieder suchte die Zwergfrau in's Gemach, verneigte sich tief und sagte mit bebender Stimme: „Ihr habt ein Gott gefälliges Werk gethan; denn ohne Eure Hilfe wäre unsere Aramtenkönigin nicht mehr am Leben.“ — Das dankt sie Euch und mir. — Nehmt dies zum Andenken der Aramtenkönigin, es sei ihr Vermächtniß an das Haus Rankau. Hegt es wohl; so lange es dem Hause Rankau erhalten bleibt, wird es bestehen und blühen.“ Damit war sie verschwunden, die Gräfin fand vor sich auf ihrem Tischchen eine Spindel von einem eigenthümlichen Metall, zwei kleine Fische und eine Anzahl Münzen, ebenfalls von diesem fremdartigen Metall. Meine selige Großmama hat diese Andenken einmal selbst gesehen; in einem eisernen Schrank werden sie noch heutigen Tages aufbewahrt, und der Stamm der Grafen blüht noch immer unverfallen fort. Aramten, müßt Ihr aber wissen, Ihr lieben Kinder, sind kleine Wesen, die in der Erde ihr Dasein hindringen; wenigstens weiß man nichts Näheres von ihnen.“

„D, die Geschichte ist herrlich,“ sagte Lucie, in die Hände klatschend, „ich möchte auch einmal die hübschen Aramtenandenken sehen.“ — Das war auch eine Aramtenkönigin, zu der die Gräfin Anna ging und keine Bauersleute,“ meinte Toni zornlich hochmüthig; und Helene entgegnete: „Dennoch können oft einfache Bauersleute den vornehmen Leuten die größten Dienste erzeigen, und da weiß ich noch eine kleine Geschichte aus der Familie der Grafen Rankau: — Vor vielen Jahren, es können Jahrhunderte sein, stand das Schlosse Breitenburg freilich schon stolz und herrlich, wie eben jetzt, vielleicht nur in anderer Gestalt; die Umgegend war auch lauter Heide oder tiefe Moräste; wo jetzt fette, blumenreiche Wiesen und saaten Schwere Felder sich in den silbernen Fluten der kleinen Ströme spiegeln, wo auf den braunen Strohdächern der Storch klappert und auf das bebagliche Treiben buntpfleckter Kinder niederschaut, da hausten ehemals vielleicht Büren und andere wilde Thiere. Einst war im Schlosse ein großes Treibjagen veranstaltet; denn auch die weiten Ländereien umher waren mit den verschiedensten Arten Wild. Einer der Grafen Rankau war in der Verfolgung eines Thieres zu eifrig geworden, hatte sich in den Morast hinein verirrt und konnte, wie er wieder recht zur Besinnung kam, weder rückwärts noch vorwärts. Er rief nach Hilfe; aber kein Ruf verhallte ungehört in der Einsamkeit umher; er dachte an seine Frau und seine Kinder, eine namenlose Angst überkam ihn und demüthigvoll, und doch mit kindlichem Vertrauen warf er einen Blick zu seinem Vater im Himmel, der ihm allein noch Hilfe senden konnte. Siehe da, Gott hatte sein Gebet erhört und sandte ihm Hilfe. Ein Bauersmann kommt zur Mittagzeit des Weges daher; er hat seine Ackergeräthe, Schaufel und Hacke auf der Schulter, hört von Ferne einen Hilferuf, sieht in dem Morast sich eine menschliche Gestalt bewegen, er erkennt mit Entsetzen den Herrn Grafen, läuft zurück, holt einen langen Balken, wirft den über die tiefe Stelle, geht hin, reicht dem Grafen seine Hand und zieht ihn glücklich aus dem Sumpfe, in dem er ohne den Mann hätte umkommen müssen. „Habe Dank, mein Freund,“ beginnt der Graf, „ohne Dich wäre ich nicht mehr am Leben,“ dabei drückt er des Arbeiters rauhe Hand. „Lassen sie es gut sein, Herr Graf,“ entgegnete einfach der Bauer, „Jeder von uns hätte mit Freude ein Gleiches gethan, einem so lieben Herrn das Leben zu retten.“ — „Dast Du nicht einen Wunsch, den ich Dir erfüllen könnte?“ fragte der Graf, „ich möchte so gern gegen Dich erkenntlich sein.“ — „Nun denn, Herr Graf, wenn Sie es wünschen, so schenken Sie mir und meinen Nachkommen dieses Stückchen Moor, so weit ungefähr,“ und dabei bejauchte er einen gar großen Raum, „das lassen Sie mir und meinen Erben zum Eigentum, als Erinnerung an eine der glücklichsten Stunden meines Lebens.“ — „Topp, es sei,“ sagte lächelnd der Graf. — „Aber ohne Abgaben, ich bin nur ein armer Mann, gnädiger Herr,“ bemerkte der Bauer. — „Natürlich, natürlich, ohne Abgaben, mein Freund; aber halt, es geht nicht so, die Form muß beachtet werden, so höre denn: Jedes Jahr bringst Du und Deine Nachkommen mir und meinen Erben einen Pennig auf das Schlosse, immer um die bestimmte Stunde, und heute machst Du gleich den Anfang, bezahlst Deine Steuer und bleibst heute Mittag mein Gast, es ist der 10. November, der Tag des heiligen Martinus, und zu Ehren jenes Heiligen erscheint immer eine gebratene Gans auf meiner Tafel, die Du mir sollst verzehren helfen. Komm, ohne Umstände, mein Freund.“ Der verwirrte Bauer folgte dem Grafen in das Schlosse und so blieb es in Zukunft. Der Moor wurde im Laufe der Zeiten eine blühende Wiese und sie heißt noch heutigen Tages die Pennigwiese. Der Bauer brachte alljährlich seinen bestimmten Zins, seine Söhne thaten desgleichen, bis auf diese Stunde, wo noch jetzt zur bestimmten Zeit, mit dem Glockenschlage der Bauer sich dem Schlosse naht, Bedienten ihn freundlich empfangen und in den herrlichen Saal führen, allwo er seinen Zins entrichtet und dann mit der gräflichen Herrschaft die gebratene Martinus-Gans verschmaukt.“ Unter solchen und ähnlichen Erzählungen, denn Helene liebte es, den Kindern in anziehendem Gewande der Sagen und Geschichten Lehren der Moral und Religion mitzutheilen, hatten sie den Schlossehof erreicht. Helene begab sich zu der leidenden Baronin, um ihr einen genauen Bericht über die Verhältnisse und das Befinden der

kranken Wittve abzustatten. Dann eilte sie wieder zu den Kleinen, die auf dem Balkon mit dem Onkel plauderten, der, bequem in seinem weichen Lehnstuhl hingestreckt, eben seine Lieblingslectüre, ein Werk des unerreichten Alexander von Humboldt, bei Seite gelegt und in einem seltnen Anflug von heitrer Laune mit den Kindern tändelte. Toni hatte nämlich ein unbeschreibliches Wohlgefallen an dem hübschen, grünen Blätterkranz, den Lucie von der kleinen Enkelin der Wittve erhalten hatte; mit einer ihr eigenthümlichen Eitelkeit hatte sie den breiten Strohhut mit den karmoisinrothen, seidnen Flatterbändern abgeworfen, den Kranz auf die schwarzen Locken gesetzt und bat Lucie nun so schön, ihr denselben zu lassen, daß das gute Kind mit Freuden einwilligte, auch ohne die große Wackelpuppe dafür anzunehmen, die Toni ihr angeboten hatte. Vergnügt hüpfte Lucie in den Garten, um sich auch wenigstens einen Kranz zu binden, wenn er auch so schön nicht werden könnte wie Toni's; denn, meinte sie, Helene würde ihr schon helfen. Unter dessen hatte Helene sich wieder bei dem Onkel eingefunden, machte ihn durch einen lächelnden Blick auf die kleine Kreolin aufmerksam, die denn überaus reizend aussah mit dem grünen Blätterkranz auf den vollen Locken, sich indessen, nach ihrer lebhaften Weise dessen überdrüssig, bald nach einem neuen Spielwerk umseh, den mächtigen und doch so guten Neufundländer des Barons auf dem Kissen gewahrt und nun mit ihm tändelte. Helene ergriff eine Handarbeit, der Onkel fragte sie lächelnd, ob es sie interessire, wenn er ihr etwas vorlesen würde; das junge Mädchen gab freudig ihre Zustimmung, gespannt der Stimme des alten Mannes lauschend — und aufs Neue fühlte sie sich durchdrungen von Ehrfurcht und Erstaunen vor der Größe und Tiefe eines solchen Menschengenies wie Humboldt, dem fast alle Geheimnisse der Natur offenbar, der Meere durchschiffte, Länder durchkreuzte, der die Gipfel himmelhoher Berge erklimmen und doch sein Herz nicht den sanfteren Regungen menschlichen Gefühls verschlossen hat. Durch das Buch und dessen Verfasser kamen sie auf Berlin zu sprechen; Helene erzählte von den vielen Lebenswürdigkeiten, dem prächtigen brandenburger Thor mit seinem Siegeswagen, dem königlichen Schlosse mit seinen Kunstschätzen, dem alten und neuen Museum und endlich von dem allerliebsten Potsdam, mit seinem eleganten Babelsberg, darauf von den schönen Wasserflüssen, und Sanssouci mit den prächtigen Fontainen; sie sprach von dem majestätischen neuen Palais das sich Friedrich der Große hat erbauen lassen, von dem zierlichen Marmorpalais, von dem kleinen Charlottenhof, dem Lieblingsaufenthalt des jetzigen Königs, in dem sie mit so viel Interesse die Zimmer des Herrn Geheimrath Grellwitz von Humboldt betrachtet habe, und mit der Elasticität eines jugendlichen Geistes war sie plötzlich wieder in dem grünen Tiergarten, in dem altmodischen Jagdschlosse Bellevue, wo sie sammt ihren Reisegefährtinnen durch Vermittelung der Castellantin einen Platz am Fenster bekommen hatte; denn da war eben Ministerrath und der König kam mit seinen Prinzen, Adjutanten, Ministern und Generalen. Als die Versammlung beendet war, entfernten sich nach und nach Alle wieder. Am Eingang des Schlosses stand der Portier, mit seinem zweijährigen Knaben an der Hand, der heute im vollsten Staate in einem dunkelrothen Sammetkleide und einem italienischen Strohhütchen der königlichen Majestät sollte ehrfurchtsvoll vorgestellt werden. Aber, mein Gott, wie kann ein König Zeit haben, ein so unansehnliches kleines Kindchen zu beachten? Der Adjutant flüsterte im Vorbeigehen dem König einige Worte zu, der König nickte dem Alten und dem Kinde zu. Einige Adjutanten und Generale thaten bezugleich. Die Meisten sahen die Beiden nicht einmal an. Ganz zu allerletzt kam ein kleiner Herr, im schwarzen Anzuge, mit einem bleichen, intelligenten Gesicht und weißem Haar, siehe, das war Er, und er blieb stehen, redete mit dem Vater, nahm den kleinen Jungen auf seinen Arm, streichelte seine blonden Locken und seine rosigten Wangen und stellte ihn dann sanfte wieder auf die Erde. „Da hätte ich nur ein Maler sein mögen, um dieses Bild abzumalen, wie es noch immerdar meiner Erinnerung vor-schwebt! — Aber mein Gott, wo ist Lucie,“ rief sie plötzlich aufspringend, „ich habe die Kleine so lange nicht gesehen.“ — „Toni, wo ist Lucie?“ rief sie dieser zu. „Ich weiß es nicht,“ lautete die kurze Antwort. Helene eilte in den Garten. „Lucie, wo bist Du?“ rief sie laut. „Da bin ich!“ entgegnete eine leise Stimme. Helene trat in die blühende Geißblattlaube. „Was fehlt Dir, meine süße Lucie?“ fragte sie die am Boden sitzende Kleine. „Ich habe mir meinen Fuß verstaucht,“ sagte Lucie mit leisem Weinen. „Ich wollte gern auch einen so hübschen, grünen Kranz haben wie Toni und konnte nur keinen finden, da weiß ich nicht, wie es kam, ich lief schnell und glitt aus.“ Helene nahm das Kind in ihre Arme. „Hättest Du es mir nur gesagt, mein Engel, ich hätte Dir gern auch einen gewunden.“ „Hättest Du es auch gern gethan?“ fragte Lucie ernst und sah sie mit den großen Augen klar an. Eine brennende Röthe überflog Helene's Antlitz. Von dem unshuldigen und doch so tiefen Blick des Kindes fühlte sie sich bis in's Herz hinein getroffen. Mit dem Hellsehen, wie es Kindern mitunter eigen, hatte Lucie längst schon Helene's Vorliebe für die kleine Kreolin gefühlt und sich deswegen so still und schüchtern zurückgezogen. Im Nu war Helene sich ihrer Schuld bewußt, ihrer Ungerechtigkeit gegen Lucie; sie erkannte, wie sie die Kleine nie hätte so schön geschmückt sehen können, ohne Toni's im Augenblick zu gedenken. Heiße Thränen quollen aus ihren Augen und fielen auf des Kindes bleiche Wangen. „Warum weinst Du, Helene?“ fragte sie diese. „Hast Du Schmerzen?“ unterbrach Helene sie. „D, wenn ich den Fuß bewege, sehr viele Schmerzen!“ Dabei fing Lucie bitterlich an zu weinen. Mein Gott, mein Gott! stehle Helene im Innersten ihres Herzens, wenn dem Kinde nur kein Unglück zugestoßen ist! und das allein durch meine Schuld; ich würde es mir nie vergeben können und meine Großmutter auch nicht, und der liebe Gott auch nicht! So ging sie weiter in ihrem Ideenkreise. Aber in Zukunft wollte sie besser ihre Pflicht erfüllen und nicht die kleine Kreolin auf Kosten des unschuldigen Kindes zu dem Abgott ihres Herzens machen. — „Lieber Gott,“ betete sie, „wende nur diesmal ein Unglück von uns ab! ich könnte nie wieder ruhig werden!“

Noch nie in ihrem Leben hatte Helene eine so unglückliche Nacht gehabt, als diese. Als die geliebte Großmutter ihr gestorben, hatte sie bittere Thränen geweint; als sie von ihrem traulichen Heimathdörfchen hinaus in die Fremde ziehen mußte, war es ihr bange und schwer um's Herz gewesen: aber keine Reue, kein Vorwurf traf ihre Seele. Jetzt war es lange nach Mitternacht, der erfahrene Hausarzt, der eben bei der Baronin

gewesen, hatte Luciens Verletzung nicht für bedeutend, sondern nur für eine freilich sehr schmerzhaft Contusion erklärt; Helene lag noch schlaflos in ihrem Bett, weinte heiße Thränen und überhäufte sich mit bitteren Vorwürfen. Hätten der „Onkel“ und die Baronin mit ihr geeizt, sie ihrer Unachtsamkeit wegen gescholten, dann wäre ihr minder elend zu Sinne gewesen, als eben jetzt. Keinem von Beiden war es eingefallen, Helene die Schuld beizumessen, sie nannten es einen unglücklichen Zufall, wo Lucie vielleicht einen unsicheren Schritt gethan hätte. Keiner klagte Helene an, nur ihr eigenes Gewissen, das bessere Selbst; ist das Gewissen doch auch ein gar unbestechlicher Richter. In dem matten Hochbunde der Juli-Nacht, nach dem Wibe ihrer Großmutter blinkend, das finster und drohend auf sie niederhaute, — so schien es Helene's aufgeregter Einbildungskraft —, gelobte sie sich selbst und dem Andenken der theuren Verstorbenen Besserung, gelobte strenge über sich zu wachen, sich nicht von äußerer Schönheit der Kreolin verblenden zu lassen, in dessen Luciens herrliches Gemüth ihr kaum der Beachtung werth erschienen. Wie oft hatte Helene sich selber vorgebetet, sie mache keinen Unterschied zwischen den beiden Kindern, jetzt wußte sie Alles, wie kalt sie Luciens Liebkosungen gelassen, in dessen ihr einzigstes Bestreben gewesen, die Liebe der oft so undankbaren Toni zu erringen. Aber es sollte anders werden. Helene hielt sich selber Wort. Sie hatte erkannt, daß sie sich auf der einen Seite eine tadelnswürdige Schwäche Toni gegenüber, und auf der anderen Seite Ungerechtigkeit hatte zu Schulden kommen lassen. Mit der größten Freundlichkeit suchte sie Luciens Stubenarrest erträglich zu machen, denn der Hausarzt hatte ihr empfohlen, einige Tage still auf dem Sopha liegen zu bleiben, und bei einer sehr schwächlichen Constitution griffen denn die Schmerzen und der Mangel an frischer Luft und Bewegung das Kind sehr an. Die Reise in's Bad wurde einmal wieder in Anregung gebracht, der Baron, der eben einige Tage anwesend war, sprach sich entschieden für Pyrmont aus und die sanfte Emma widersezte sich ihrem Gatten nicht.

„Liebe Emma“, sagte eines Abends Curt zu der Genannten, „wie wäre es, wenn Sie die Kinder mit sich nähmen; es könnte ihnen nicht schaden, und Helene wäre die kleine Freude auch schon zu gönnen, ist sie doch so unermüdetlich in Erfüllung ihrer eben nicht leichten Pflichten.“ „Ich habe auch schon daran gedacht“, entgegnete Emma, „und mit Siegfried darüber gesprochen; er war ebenfalls meiner Meinung, wenn er mich auch darauf aufmerksam machte, wie hinderlich zwei so kleine Mädchen auf einer ohnehin weiten Reise sind.“ „Ach, meine liebe Schwägerin“, unterbrach Curt sie lächelnd, „deswegen nehmen Sie Helene mit und mir bedauere ich, Sie nicht escortiren zu können; ich würde mich mit meinem hölzernen Bein auch zu uncavaliermäßig ausnehmen neben der Frau Baronin Emma von Norden.“ „Herzlichen Dank für Ihren guten Willen“, entgegnete Emma freundlich, und reichte ihm ihre Hand, „nehmen Sie sich nur in dessen des Hauses an, und treiben fleißig Lectüre, damit Ihnen die Zeit nicht zu lang wird. Sie übernehmen den schwersten Posten, in Abwesenheit meines Mannes, der mich nicht einmal begleiten kann, allein in dem großen Hause zu bleiben.“ „Das quält mich auch mehr, als alles Andere“, nahm Curt ernst das Wort, „zum Glück ist es Sommer und die Zeit Ihrer Abwesenheit ist nicht so lang; kommen Sie nur hübsch gesund und munter wieder und bringen die Kleinen wohlerhalten mit; nur möchte ich der Eimen gern etwas mehr Lebhaftigkeit des Geistes wünschen.“ „Und der Anderen etwas weniger“, unterbrach ihn Emma lächelnd.

Der Reisemorgen war da. Die Reisekoffer waren gepackt; die Kalesche mit dem freiherrlichen Wappen stand vor der Thür. Die Damen nahmen freundlichen Abschied von dem „Onkel“, der ganz betrübt ansah, die Baronin empfahl der alten Haushälterin, gute Aufsicht zu führen, Lisette, das Kammermädchen, saß vorn bei dem Kutscher zwischen Hufschachteln und Gtuis. Noch einmal „Adieu“, und es ging fort. Lassen wir sie fahren, denn es liegt nicht in unserem Plan, ihnen Schritt für Schritt zu folgen; erst am Bahnhof in Hannover suchten wir sie wieder auf, wo Helene ein frohes Wiedersehen erwartete, das sie für ein glückliches Omen nahm. Unerwartet traf sie nämlich, wie uns fast immer im Leben die höchste Freude unerwartet erscheint, mit dem Doctor Werner, dem langjährigen Hausfreund ihrer eigenen Kindheit und ihrer geliebten Großmutter, zusammen, der mit seiner ältesten Tochter Marie, einem 14jährigen Mädchen, nach dem Tode seiner Hausfrau, eine kleine Reise durch einen Theil Deutschlands machen wollte. Mit Freudenthränen umarmte Helene den alten Freund und seine Tochter und stellte ihn dann der Baronin vor, die nicht wenig erfreut schien, unverhofft mit einem Landsmann zusammenzutreffen, der sich ihrer, so gestand sie ihm offenberzig, in der großen Stadt annehmen würde, denn daß das Reisen, wenn auch heutzutage um Vieles erleichtert, für Damen und namentlich für ziemlich verwöhnte, mancherlei Mühseligkeiten bietet, können wir nicht in Abrede stellen. Gemeinlich bezogen sie ein Hotel, nahmen einen Wagen, um die schönsten Plätze in Hagenstein zu nehmen, den hübschen Georgsplatz mit dem neuen Opernhause, die Esplanade mit den Kafeinen, dem Standbild Leibnits, des Weltweisen und der 162 Fuß hohen Waterloo-Säule. Helene's Augen schweiften über alle die Herrlichkeiten hinweg, zu den blauen Contouren des Deistergebirges, das sich am fernen Horizont bestimmt emporhob. Das waren die ersten Berge, die sie sah, und nach den Bergen war immer ihr Sehnen gegangen, sie waren der Traum ihres jungen Lebens; und da lagen sie in der Ferne in bläulichen Umrissen vor ihr. Die Baronin hatte sich mit dem Doctor verabredet, den hübscheren, wenn auch bedeutend weiteren Weg über Göttingen, Kassel, Karlsbad und die Weser stromabwärts nach Pyrmont zu machen, statt des näheren über Lippspringe, einen kleinen Badeort im Deistergebirge, und Hameln an der Weser. Am Ende des dritten Reisetages erreichten sie denn Kassel, die liebliche Residenz Kurheßens, an der Fulda, in einem von sanftaufsteigenden Bergen umgebenen Thal. Alles wurde besehen und bewundert, die schönen weiten Plätze mit den herrlichen Gebäuden, der Augarten mit dem Schloß und dem köstlichen Marmorbad, ein römischer Styl aufgeführt, das Helene so recht ein Bild von der raffinierten Eleganz der Römer zu Zeiten ihres Glanzes veranschaulichte. Der nächste Nachmittag wurde dem Besuch der Wilhelmshöhe gewidmet, mit ihrem weltberühmten Hercules, oben auf der Höhe des Kaisberges, von wo, aus dem natürlichen Bassin, das Wasser von oben hinab sich tosend und schäumend über malerisch-wilde Felsenparthien ergießt, um unten, fernem dem statlichen

Schloß, als über 100 Fuß hoher Wasserstrahl perlend und zischend in die Höhe zu steigen. Die Sonne schien freundlich und hell auf den perlenden Wasserstrahl; alle Farben des Regenbogens zitterten und flimmerten darauf.

Nächsten Tages ging die Reise weiter nach Karlsbad, einem kleinen kurheßischen Städtchen an der Diemel. Der Doctor machte die Baronin auf die vielen Schwierigkeiten des Erdbodens bei der Anlegung der Eisenbahn aufmerksam, die sich buchstäblich zwischen dem Flüsschen und den dunkelbewaldeten Bergen dahinschlängelt. Immer bei jeglicher Biegung des Weges erschien der Hercules wieder, der heute aber so finster und mürrisch ausschaute, denn schwere Regenwolken umlagerten ihn. Von den Höhen der Berge blickten mitunter Ruinen alter Burgen auf die grünenden Thäler nieder, auf die rastlos dahintretenden Wagen, von dem schraubenden, qualmenden Ruch des Dampfes pfeilschnell von dannen gezogen. Es ging durch einen dunklen, in Felsen gebauenen Tunnel; Lucie schmiegte sich ängstlich an die Mutter; unterdessen kamen denn auch schon grüne Bäume und blauer Himmel zum Vorschein und sie waren in Karlsbad, das ganz allerliebt, wie in eine Schlucht eingeklemmt, zwischen den braunen Bergen liegt. Im letzten Abendrothschein, als die Baronin schon mit den müden Kleinen zur Ruhe gegangen, machte Helene noch einmal einen Spaziergang mit dem Doctor und seiner Tochter über die kleine Diemelbrücke, nach der gegenüberliegenden Juliushöhe und von da weiter nach der Ruine einer ehemaligen Burg, der Rinkenburg. Ein tiefer, heiliger Gottesfriede lagerte auf der ganzen Landschaft, die nach Helene's Begriff entschieden schwärzlicher sein mußte, das Läuten heimkehrender Heerden erkönte durch die feierliche Stille. So glücklich war Helene noch nie in ihrem Leben gewesen.

Auf dem Dampfschiff „Germania“ ging es den folgenden Morgen die Weser stromabwärts, die, wenn sie sich auch nicht an romantischer Schönheit mit den Gestaden des Rheines vergleichen kann, doch immer einen bedeutenden Platz unter den größeren Strömen unseres deutschen Vaterlandes einnimmt, und vorbei ging es an den hübschen Stationen Beverungen und Herfelle, an Polle, mit seiner unheimlichen Teufelsmühle, Blankenburg mit der herzoglichen Porcellanfabrik auf der Höhe des Berges, vorbei an dem Städtchen Holzminden, dem ehemaligen Kloster Corvei, dem hannoverschen Städtchen Hameln zu, das sich alterthümlich genug mit seinen Kirchen und Häusern ausnimmt. Von hier aus wurde ein bequemer Ertrawagen genommen, und es ging bergauf und bergunter dem Reiseziele Pyrmont zu. Damit den Kleinen unterwegs die Zeit nicht zu lang werden sollte, denn schlafen wollten sie nicht, dafür waren sie zu aufgeregt, erzählte Helene ihnen die Sage von dem alten Rattenfänger zu Hameln, und wenn, Ihr Lieben, sie theilweise nicht kennt, so sollt Ihr sie hören: Im Jahre 1284 kam unvermuthet ein Rattenfänger nach Hameln und erbot sich, die Bürger des Städtchens von einer großen Landesplage, den Mäusen und Ratten, zu befreien. Die Einwohner wurden mit ihm Handels einig, er ging langsam durch die Gassen, pffif eine eigentümliche Melodie und siehe da, sämtliche Ratten und Mäuse liefen hinter ihm her, er ging mit ihnen bis zur Weser, sie sprangen hinein und ertranken alle. Unheimlich und wunderbar genug sah der alte mürrische Mann aus, aber er hatte sein Wort gehalten. Nun hätten die Einwohner ein Gleiches thun und ihm freudig das Geld geben sollen; statt dessen weigerten sie sich, der alte Mann mochte bitten und drohen, so viel er wollte — Alles umsonst! Gut, sagte der alte Pfeifer, dafür sollt Ihr mir büßen und seine Rache blieb nicht aus; freilich unchristlich genug, „denn die Rache ist mein“, sagt der Herr in seinem Wort zu uns. Am ersten Sonntag, da eben alle Bürger Hamelns in der Kirche waren, ging er wieder durch die Gassen und pffif eine so wunderbar anziehende Weise, daß alle Kinder, die gerade im Freien spielten, hinter ihm herliefen. Bedächtlich schritt er dem nahen Kuppelberge zu und hier verschwand die arme Kinder sämmtlich, — nur eins von ihnen — hatte sich verspätet und erzählte weinend den Eltern die trostlose Wahr. Eine alte Frau, die allein im Stübchen geblieben war, berichtete nachher, auf einmal durch die tiefe Stille des Sonntagmorgens eine so Mark und Bein durchdringende Melodie gehört zu haben, der sie selbst nachzueilen einen unwiderräthlichen Reiz in den Füßen gefühlt, wenn sie nicht lahm gewesen wäre und geschwind ein Vaterunser gebetet hätte. Da könnt Ihr Euch den Jammer der Eltern denken, die durch ihre eigene Schuld die geliebten Kleinen verloren hatten. Durch in späteren Jahren erfuhren die verlassenen Eltern, der unheimliche Rattenfänger habe mit den geraubten Kindern im fernen Siebenbürgen eine Colonie gegründet. „Es läßt sich eigentlich nicht genau bestimmen, welche Thatsache dieser Sage zu Grunde gelegen hat“, wandte sich der Doctor an die Baronin, die lächelnd zugehört hatte. „Einige Chronikenschreiber nehmen an, ein Bischof von Minden habe diese Kinder geraubt, um mit ihnen eine Colonie zu stiften. Andere meinen, und dies scheint mir sehr wahrscheinlich, bei einem Volksfeste sei ein unvorhergesehener Bergsturz geschehen und habe die Kinder verschüttet.“ — Schneller, als sie gedacht hatten, erreichten die Reisenden Pyrmont, in einem blühenden Thal an der Emmer, von liehlichen Bergen umgeben, ist es doch ein gar reizender Badeort, ohnehin die Residenz des Fürstenthumes Waldeck, mit einem statlichen Schloß, das sich zwischen dunklen Alleen erhebt. Elegante Baderhäuser, zierliche Wirthshäuser, Schaupielhaus und Conversationshaus, Läden, in denen eine Menge Luxusartikel feilgeboten werden, eine elegante Trinkhalle mit schönen luftigen Säulengängen, dabei die schmetternden Töne der Musik, die unsern von einer Tribüne, mitten unter dunklen Bäumen erschalle, so bot Pyrmont mit seinen eleganten Badegästen ein freundliches Bild und bald genug sollten unsere Reisenden sich da heimlich fühlen. Die kleine Lucie erhobte sich zu lebend, ebenfalls die Baronin, der Brunnen, Luft und Wäber sehr gut zusagten. Die kleine Toni mußte sich mit häufigen Ritten auf den schön geschmückten Eselchen begnügen, denn bei ihrem lebhaften Temperament regte die Cur sie viel zu sehr auf. Die vielen Spaziergänge in Gesellschaft Helene's boten ihr denn auch einen vollkommenen Ersatz. Die größte Freude der beiden Kleinen blieb immer das schöne dunkle Marmorbassin, am Eingange der schattigen Brunnen-Allee, wo aus einer erzenen kleinen Statue ein leichter Wasserstrahl in die Höhe flog. In die reizende Umgegend wurden häufige Excursionen zu Fuß, zu Wagen oder auf Eseln gemacht, hierauf zu der, nach Friedrich dem Großen sogenannten Königshöhe, durch ein niedliches Tannenwäldchen, zu dem Felsenkeller mit seiner unheimlichen

Dunsthülle, aus deren feuchtem Boden ein so starkes kohlen saures Gas in die Höhe steigt, daß die Flamme des Feuers wenn man es in den Bereich jener Luft bringt, erlischt, kleine Schmetterlinge und Vögel todt hinfallen, und selbst Menschen dieser schädlichen Atmosphäre nicht widerstehen können, zu erst nur einen leichten Schwindel wie im Champagner-Rausch fühlen, dann endlich befinnungslos niedersinken, um niemals wieder zu erwachen; nach Lüdge, mit einem ehemaligen Franziskanerkloster und einer von Karl dem Großen erbauten Kreuzkirche, wo Moritz, der letzte Graf von Pyrmont, neben seiner Gemahlin mit Helm und Schild begraben liegt, nach dem entfernten Ohrgarten, auf dem Ohrberge an der Weser, den unsere Reisenden schon auf der Weserfahrt bewundert hatten. — Schnell und angenehm entschwanden ihnen die wenigen Wochen ihres Badelebens, die Baronin beschränkte sich auf einen kleinen Kreis von Bekannten, unter denen ihr der Doctor Werner, mit seinem einfachen Wesen bei so hoher, vielseitiger Bildung, bald der liebste war. Helene verlebte glückliche Tage in der herrlichen Natur, im häufigen Zusammensein mit der lieben Kindheitsgespielin und dem erprobten Hausfreund ihrer seligen Großmutter, die der alte Menschenfeinder immer so hoch geehrt hatte. Mit der ihr eigenen Offenherzigkeit entdeckte sich Helene dem treuen Freunde wegen Toni's, zu der sie sich so mächtig hingezogen fühlte, sie mochte wollen oder nicht. „Du hast Recht, mein Kind“, entgegnete der alte Doctor ihr denn einmal, „auch mich fest sie in Erstaunen wegen ihrer ungemein früh entwickelten Geistesanlagen, bei einem so zarten Organismus; dabei ihr reizbares, heftiges Temperament, das sie aufzuehren scheint, — fast möchte ich fürchten, eine so frühentfaltete Tropenpflanze, ein Kind des heißen Südens, wie die Kreolin ist, wird schwerlich den rauhen Stürmen eines nördlichen Herbstes Trost bieten können. Ein Wesen wie sie bedarf Sonnenschein zu ihrer körperlichen Erhaltung und Entwicklung, und eine unbegrenzte Liebe zu ihrer geistigen. Wie ich die kleine Toni durchschaue, mit ihren Launen und Eigensinn fällt sie instinctmäßig, so scheint es mir, daß ihr die Liebe einer Mutter fehlt, und dieses Gefühl verfinstert ihr Gemüth im Hinblick auf die glücklichere Lucie.“

Unerwartet, gegen Ende der Saison in dem lieblichen Pyrmont, traf der Baron ein, der, eine Vertagung der Ständeversammlung benutzend, sich Urlaub genommen hatte, um seine Frau und die Kleinen abzuholen. Auch er fand an dem Doctor ein herzlich wohlgefallen, dem er nebenbei zu so viel Dank verbunden war, da Emma durch seine Sorge und Umsicht so mancher Mühseligkeiten überhoben gewesen. Gemeinlich traten sie den Rückweg über Lippspringe bis Hannover an. Hier endlich sollte die Trennungstunde Helene's von den lieben Jugendbekannten schlagen; nur mit Herzpochen hatte sie oft daran gedacht und endlich war sie da! Der Doctor, der in seiner Abwesenheit seine große Praxis einem Studienfreund aus dem benachbarten Städtchen übertragen hatte, wollte mit seiner Tochter eine kleine Ausflucht in einen Theil des Harzes unternehmen, um dem jungen Mädchen die Freude zu bereiten, so recht nach Herzenslust auf den Bergen umherzuleistern, nur müsse sie nicht zu früh ermüden, fügte er lächelnd hinzu. „Helene“, nahm da unerwartet Emma das Wort, „wie wäre es, wenn Du mit dem Herrn Doctor und seiner Marie den kleinen Absteher ins Gebirge unternähmest? Ich bin mit Gottes Hilfe so weit, daß ich die wenigen Tage in Deiner Abwesenheit die Sorge der Kinder übernehmen kann, und Dir würde es doch eine ächte Herzensfreude sein.“

Sprachlos starre Helene die Redende an. „Wär's möglich?“ stammelte sie endlich mit freudglühenden Wangen. „Wie göttlich Sie gegen mich sind, liebste Frau Baronin!“ und mit kindlicher Innigkeit drückte sie einen heißen Kuß auf die feine Hand der Dame.

Die Verabredungen wurden schnell getroffen, Helene küßte Lucie und Toni zum Abschied, dankte noch einmal dem Baron und der Baronin, und fort ging es mit dem Bahnzuge über Braunshweig bis nach Harzburg, dem ersten Städtchen im Gebirge. Helene und Marie jubelten laut, als sie in der Ferne am dunklen Horizont die Gebirgskette des Harzes erblickten; ein freundlicher Herr, der mit ihnen reiste, zeigte ihnen den fernem Brocken, den Riesen des Harzes; sein Haupt war aber heute, wie so oft der Fall, von Nebeln und Wolken umhangen. Wir wollen ihnen nicht Schritt für Schritt folgen, nur bei einzelnen Punkten laßt uns verweilen — und wenn Cur, Ihr Lieben, bereinst, ob früher oder später, das Glück zu Theil wird, eine solche Reise zu machen, dann könnt Ihr Euch den Jubel der jungen Mädchen denken. — Da war Harzburg mit seinem unfernen Juliusthal, einem besuchten Soolbade am Fuße des hohen Burgberges, dessen waldbumkränzte Höhen eine schöne, alte Ruine aus den Zeiten Heinrich's des Vogelfängers schmückt. Da war das Ockerthal, das sie bei Sonnenuntergang betraten, das fast von ferne ein diabolisches Aussehen hatte, mit seinem Hiltentwurf, seiner schweren, schweifigen Luft, die ringsum alle Vegetation erstickt, von der hohen, immergrünen Tanne bis zu dem niedrigsten Moos, mit seinen schwarzen ungeheuren Schlackenbergen. Weiter hinein, tiefer im Thal, wo die Ocker schäumend und tosend dahinstreift, sind überaus wilde und romantische Parthien; unter ihnen die Studentenklippe. Da liegt Goslar, die alte ehemalige Reichsstadt, wo die Kaiser eine Zeit lang in dem gewaltigen Zwinger residirt haben, mit den Trümmern einer ehemaligen Kaiserburg, mit dem alterthümlichen Kaiserswerth, jetzt dem ersten Gasthof der Stadt, der kleinen, äußerst lebenswerthen Kapelle des ehemaligen Domes, der 1820 abgebrochen ist, darinnen der Sarg der frommen Gifela, der Kaiserin, die diesen Dom gegründet hat, der Untersatz des alten, metallnen Kaiserstuhles, der Altar des Gottes Grodo aus der heidnischen Urzeit der Wenden, der indessen, nach neueren Forschungen, aus den Pagoden des fernem Indiens dahingebacht war, wenn und von wem ist noch unermittelt geblieben; Napoleon entführte seiner Zeit auch diesen uralten Götzentempel mit den kleinsten schulpflichten Götzbildern nach Paris, um seine Kunstschätze zu bereichern, bis nach Uebergabe aller geraubten Kostbarkeiten und Seltenheiten der Altar wieder in seinen Dom, darin er so lange gestanden, zurückkehrte. Das Herz des unglücklichen Kaisers Heinrich des Vierten liegt denn auch seinem Wunsche gemäß unter dem Hochaltar, aber lag vielmehr da, denn eine Zeit lang war es verschwunden, befindet sich indessen gegenwärtig im Museum des Königs von Preußen.

(Schluß folgt.)



Sommer-Moden.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von hellgrauem Taffet mit abgepaßten Bolants, deren Muster in dichten Reihen brauner Aftaschreife besteht. Der Schooß des Leibchens und die Bolants der Ärmel sind in übereinstimmender Weise verziert. Hut von hellgrünem Grepp mit einem Paradiesvögel in derselben Farbe und mit weißer Bloude garnirt. Mantille "Königin Louise", von der Taille nach hinten in weiter, faltiger Rundung abfallend und vorn in eckig gekämmten Enden ausgehend, welche mit doppelten Spitzen verziert sind. Der obere Theil des Mantellets hat einen doppelten, mit schwarzer Sammetborde garnirten Spitzenkragen, der untere Rand desselben zeigt zwei große Spitzenvolants, deren erster auf die Mantille gefest, während der zweite am Rand derselben festgenäht ist. Marquise von grauem Taffet mit Franzen.

Figur 2. Robe von glattem königsblauen Taffet, an den Seiten mit schwarzer Sammetborde verziert. Hut von blauem Grepp mit weißer Bloude und schwarzer Spitze garnirt. Pelertine "Grievosa" von braunem Taffet, rund geschnitten, mit carrirtem Muster aus schmalen schwarzen Sammetband, Taffetrüthen als Zwischensatz und breiten Quädrivolants. Der obere, mit Taffetrüthen besetzte Theil der Pelertine bildet ein besonderes Schulterstück.
Figur 3. Robe von grünem Taffet mit kleinem schürren Blumenmuster. Mantille "Gabrielle" von braunem Taffet, unten statt der Bolants mit breiten bauschigen Puffen verziert, über deren erstem eine breite Spitze. Platanfischut von Stroh und grüner Chenille auf weißem Grund, mit Bouquets und grüner Federn zu beiden Seiten des äußeren Schirmes garnirt.

Figur 4. Kleid von leichtem lilä Taffet. Basquine "Donato" von weißer Repp, mit Carrour von schmalen schwarzen Sammetbände und kleinen Schleiern desselben Bandes besetzt. Die vollendete Garnitur der Puffenärmel und des unteren Randes der Basquine besteht in breiten Volants schwarzer Spitzen.
Capote von lilä Taffet und Bloude mit Blumen garnirt. Innere Schirmverzierung ganz von Bloude.

Figur 5. Robe von modifizirtem Noiré antique. Sädschen à la Chevreuse von schwarzem Taffet, die Taille markirend und hinten sich zu einer spitzen Schleppe verlängernd. Der untere Bolant des Sädschens, so wie dieses selbst, trägt Krage und Ärmel, sind mit reicher Platanfischut besetzt. Franzen Louis XIII. Sehr weite Puffenärmel von Tüll mit Spitzenvolants. Hut Louis XIII. (Prophezenhut), mit weißen Federn und gleichfarbigem Band garnirt, dessen Enden lang herabfallen. Im Innern des Schirmes an einer Seite ein Federbouquet, an der andern volle Bandschleifen. Grüner Sonnenschirm mit Bolant.
Figur 6. Bolantrobe von schyrem braunem Taffet mit Sammetmuster, welches Muschen in nach oben abnehmender Größe bildet. Hut von weißem Tüll, ganz mit Bloude bedeckt und verziert mit einem weiten Wondenbleier, welcher auf das am äußern Hut angebrachte Magnolienbouquet zurückfällt. Mantille "Laurine" von braunem Taffet, mit Sammetmuschen und reicher Moosfranze (gebremte Franze) garnirt, welcher am Rande noch fraule Eigheln als Verzierung gegeben sind.

Original-Musik des Bazar.

Es giebt ein banges Sehnen.

Gedicht von Anna von Bequignolles.

[Bazar 1857 Nr. 5.]

Andante.

Componirt von C. Werny.

SINGSTIMME.

PIANOFORTE.

The musical score consists of a vocal line (SINGSTIMME) and a piano accompaniment (PIANOFORTE). The vocal line is in G major, 4/4 time, and begins with the lyrics: "Es giebt ein ban-ges Seh-nen, das durch die See-le geht und das kein mensch-lich Wäh-nen zu deu-ten je ver-steht; und das kein mensch-lich Wäh-nen zu deu-ten je ver-steht." The piano accompaniment features a flowing, arpeggiated texture in the right hand and a steady bass line in the left hand. Dynamic markings include *p* (piano) and *dim.* (diminuendo). The score concludes with a *Ped.* (pedal) marking and a **.*

2. Es kommt ohn' jedes Mahnen,
Hat Wort nicht und Gestalt,
Auf unsichtbaren Bahnen
Raht es mit Allgewalt.

3. Es greift in unsrer Seele
Geheimstes Saitenspiel,
Und wie's den Ton sich wähle:
Es schauert heiß und kühl.

4. Es strömt durch unser Denken
Wie geisterleiches Licht;
Wenn sich die Schatten senken,
Vom Aug' die Thräne bricht.

5. Und Keiner kann uns sagen,
Wie's kommt und wieder flieht —
Wir müssen's still ertragen,
Bis es vorüber zieht. —

Das Nest.

Nach Emil Souvestre von Emil Breslaur.

Siehst Du das kleine Nest auf jenem Blüthenzweige,
Der zitternd sich bewegt? Komm hin, daß ich's Dir zeige.
Siehst Du den dichten Zweig, der schützend es bedeckt?
Die Kleinen schlafen süß, im moos'gen Bett verborgen . . .
Komm nur, Du sprichst ja leis' und hast nicht zu besorgen,
Daß Deine Stimme sie erschreckt.

Noch deckt die Mutter sie mit schützendem Gefieder,
Sie öffnet und sie schließt die müden Augenlider,
In ihr kämpft Lieb' und Schlaf. — Doch endlich schläft sie ein;
Wie sie so friedlich ruht bei sanfter Lüfte Rosen! —
So wenig braucht sie doch — ein Nest nur unter Rosen
Und ihren Theil am Sonnenschein.

Es ist kein leerer Raum in ihrem engen Neste,
Raum reicht's für Alle aus, doch schließt es sie auf's Beste.
Wenn nur nach schönem Tag sie Nichts im Schlafe schreckt,
Ist es genug des Glücks — und bis sie weiter wandern,
Ruht hier im warmen Nest ein Vöglein bei dem andern,
Von Mutterliebe sanft gedeckt.

Wir — Wanderer wie sie, wie sie, hienieden Gäste —
Wenn schon der Tod uns ruft, erbau'n wir noch Paläste,
Und Sorge für das Einst raubt uns das heut'ge Glück;
Wir wollen Haus und Feld, mehr Luft, mehr Raum, mehr
Sonne . . .

Wie viel braucht doch der Mensch zu kurzer Liebeswonne
Und zu des Sterbens Augenblick!

[2319]

Geradehalter für junge Mädchen.

Das einfachste und wohlfeilste Mittel, jungen, im Wachsthum begriffenen Mädchen eine gute körperliche Haltung zu geben, ohne sich schwerfälliger, oft nachtheilig wirkender Maschinen zu bedienen, besteht in der Anwendung einer dünnen Schnur oder eines schmalen Bandes, welches unter den Kleidern auf die bloßen Schultern gelegt, unter den Armen durchgezogen, auf dem Rücken kreuzweise, bei vollkommen gerader Haltung straff angezogen und zusammengeknüpft wird. Das nachtheilige



Geradehalter für Mädchen.

Krummsitzen beim Schreiben, Klavierspielen, Sticken etc. wird durch die Mahnung der schneidenden Schnur verhindert, der Rücken wird flach gehalten, die Brust wölbt sich und somit sind die ersten Bedingungen zur Bildung einer guten Gestalt erfüllt.

Die Schnur ist völlig unschädlich, nicht einmal unbequem, weil sie bei normaler Haltung gar nicht empfunden wird, und kann dies einfache Mittel sorgsamem Mütterlein nicht genug empfohlen werden, wie denn die Erfinderin dieses unschuldigen Apparates denselben mit dem besten Erfolge bei den eigenen Kindern angewendet hat. [2349]

Skizzen aus Paris von Jehl und Einst.

4.

Die Schuhe der Königin Marie Antoinette.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen seit dem welt- und gemüthserschütternden Ereigniß, welches man vorzugsweise die „französische Revolution“ nennt, spätere vulkanische Ausbrüche des heißen französischen Volkscharakters übergehend. Unwiderstehlich fühlte das Gemüth des Menschen vom Tragischen sich angezogen; wie wäre es sonst zu erklären, daß man Weltereignisse, Menschenleben und Blicher fast nur dann „interessant“ nennt, wenn das tragische Moment in ihnen vorherrscht. So fühlen wir der französischen Revolution gegenüber jenes nie versiegende Interesse, welches uns zwingt, dem Aufruhr empörter Elemente zitternd und mit ängstlichem Bangen zuzuschauen, welches uns zwingt, unverwandten Blickes die furchtbar züngelnde Flamme zu betrachten, welche unser oder fremdes Eigenthum zu verschlingen droht.

Wer hätte jemals ohne Schauer von den Schreckensmännern der Revolution, von Marat und Danton, von dem kalten, frömmelnden Robespierre, von dem scheuen Hébert sprechen hören, wer hätte das Schicksal des unglücklichen Königs Ludwig XVI., seiner Gemahlin Marie Antoinette und ihres verwaisten Sohnes ohne das heißeste Mitleid vernommen? Also dürfen wir kein Bedenken tragen, durch nachfolgende Skizze aus der für Zeitgenossen wie für Nachlebende gleich interessanten Epoche ein Bild hervorzuheben, welches auf den empörten blutigen Wellen jener Tage wie ein sanfter Mondstrahl sich wiegt: Ein Bild der Kindesliebe.

I.

„Du siehst, Kleiner, Aristokraten sind wir nicht; Du ist an meinem Tisch, ich duke Dich und erlaube Dir mich zu umarmen, denn alle Bürger sind gleich vor dem Gesetz.“

„Ja!“ gab der Angeredete, ein Knabe von etwa 10 Jahren, zur Antwort.

„Ich will was aus Dir machen,“ begann aufs Neue der Mann mit den harten Zügen und zwang seine rauhe Stimme zu einem plumpen Scherz, welcher gleichwohl einer Drohung ähnlich sah.

„Einen tüchtigen Arbeiter will ich aus Dir machen, denn siehst Du, mit dem Königs-Metier ist's vorbei, unter uns gesagt. — Die letzte Krone liegt im Rehricht, 's war ein abgetragenes, zeretztes Ding.“

Zwei große Thränen traten in die Augen des Knaben und flossen seine bleichen Wangen hinab.

„'s lohnt nicht zu weinen um den Bettel,“ fuhr der Mann fort; „arbeite Du wie andere Leute, so will's die Gleichheit; werde ein Schuhmacher, das ist Ehre genug. Aus einem Prinzen werde ein „Braver“. Ein schöner Titel das, ward einmal der Bruderschaft des großen Crépin von dem Tyrannen Ludwig XIV. verliehen. Später erzähle ich Dir, bei welcher Gelegenheit.“

Der Ort dieses Gesprächs war der Thurm des Temple in Paris, die Zeit desselben ungefähr die Mitte des Octobermonats 1793; der Sprecher, der Schuhmacher Simon, Hüter des Thurms und Lehrer des jungen Ludwig Capet, welcher noch seinen, am 21. Januar desselben Jahres hingerichteten Vater, König Ludwig XVI., betrauerte.

„Wenn Du fleißig bist, Capet,“ begann der Concierge wieder, „sollst Du auch eine hübsche kleine Guillotine von mir zum Geschenk haben. Das Spielzeug ist jetzt sehr Mode beim Volk, zu dem Du doch von jetzt an gehörst.“

„Ich danke, Monsieur Simon!“ flüsterte schüchtern das Kind, „ich werde fleißig sein.“

„Capet,“ fuhr Simon fort, indem er dem seine grausamen Späße schon gewohnten Knaben einen alten Schemel hin-schob, „das ist künftig Dein Thron, das ist der Thron ehrlicher Leute, von dem Throne aus wirst Du keinen einsperren und keinen in Ketten legen lassen! Jetzt gilt's, mein kleiner Bürger, das harte Leder weich zu schlagen, und groben Zwirn zusammenzuwinden. Nur munter und stink bei der Arbeit — dann trüben wir den Wein und lassen das Wasser den Andern.“

Die Lustigkeit des Herrn Simon hatte etwas Furchtbares. Der kleine Ludwig nahm indessen auf dem dargebotenen Schemel Platz, Madame Simon band ihm ein lebernes Schurzfell um, und der verwaiste Knabe begann seine Arbeit.

Auf einmal erscholl ein lautes Gelächter in der Portierloge: Der unglückliche kleine Lehrling konnte seine Finger nicht lösen von dem Stück Blech, woran er den Bindfaden streichen wollte; die Mühseligkeiten der Arbeit begannen für den jungen Prinzen, doch sagte Simon am Abend zu ihm: „Ich bin zufrieden mit Dir, Capet, jetzt kannst Du spielen!“

Eines Tages klagte das Kind über große Rückenschmerzen, die ohne Zweifel von der gebückten Stellung und dem anhaltenden Sitzen herrührten. Er war sehr bleich, der arme Knabe, und sah seinen Meister mit traurigem Blick an, doch dieser tröstete ihn mit den Worten:

„Du bist die Sache noch nicht gewohnt — nur Geduld, mein Junge, wird schon anders werden. Aller Anfang ist schwer — mit der Zeit wird sich der Rücken drein finden — nur guter Wille und guter Mutz gehört dazu.“

Das Kind verwundete sich mit der Pfrieme. „Gut, mein Junge,“ rief der joviale Meister, „nun wird Dir das Handwerk schon in die Finger kommen, ich sagte Dir ja, daß es so kommen mußte.“

Der Lehrling versuchte indes das Blut seiner Wunde zu stillen.

Nach einer Weile, einem Gefühle von Mitleid nachgebend, wandte Simon sich zu ihm und sagte: „Es mag genug sein für heut; spüle das Hof aus und gehe spazieren — im Hof.“ — Jeder Tag brachte neue Scenen. So oft der Lehrling sich von seinem Sitz erhob, um vielleicht ein Werkzeug von der Wand herabzunehmen, so schob man ihm geschwind einen Leim-tiegel, einen nassen Schwamm oder einen Leisten auf seinen Schemel, und wenn Louis, ohne es gewahr zu werden, sich niederlegte, erhob sich das schallende Gelächter aller anwesenden Bürger. Simon nannte das „den Charakter des Knaben bilden,“ und dieser fügte sich gern solchen Scherzen, lachte sogar aus Herzensgrunde mit.

So begreiflich der Abscheu ist, mit dem liebende Aeltern aller Parteien eine solche Behandlung des unschuldigen Knaben betrachteten, so schlecht auch die Wahl des Erziehers überhaupte, ob sie nun aus Bosheit oder Kurzsichtigkeit geschehen, so muß man doch bekennen, daß die Geschichte gegen den Schuhmacher Simon ungerecht gewesen. Es war nichts Böses in diesem Manne, als die Grundzüge seiner Zeit und die durch Erziehung ungemilderte Nothheit seines Wesens. Es war nicht wohl zu verlangen, daß der Concierge des „Temple“ in seiner Hölzlings-sitte bewandert sein solle; es wäre eine unbillige Forderung. Simon besaß die Nothheit ungebildeter Naturen, welche gleichwohl das Gefühl nicht ausschließt. Cléri, des Königs Kammerdiener im Temple, hat erzählt, daß er Simon sogar bei einer traurigen Veranlassung weinen gesehen, doch auch bemerkt habe, wie er seine Rührung in einer Ansprache an die Königin hinter harten Worten zu verbergen gesucht. Simon glaubte gegen den Erben des legitimen Fürstenthums nicht nur Gleichgültigkeit, sondern sogar eine Härte affectiren zu müssen, welche in seiner Seele nicht war. Von den Fehlern seiner Zeit konnte Simon nicht frei sein, einer Zeit, wo die menschliche Vernunft zur Gotttheit erklärt wurde, und das Gewissen außer dem Gesetz stand.

Man sagt, Simon habe getrunken. Hatte er es anders gesehen? Er forderte, daß der Sohn Ludwig's XVI. ihn um-arme; das war keine Grausamkeit; er ließ den Prinzen eine schmutzige rothe Mütze tragen — um ihn vor den Schmähen des Volkes zu schützen. Das Kind war schlecht gekleidet und hatte schlechte Nahrung — wie sein Meister — dafür war Simon nicht verantwortlich, sondern der kalt- und feigherzige Robespierre, der zu keiner guten That Muth hatte, dafür aber jede Schlechtigkeit beging, welche seiner beschränkten, durch Haß und Hochmuth genährten Popularität für den Augenblick förderlich schien.

Als Simon das Amt übernahm, welches er ohne Gefahr nicht zurückweisen konnte, war er zur Rolle eines unbegreiflichen Herrn gezwungen. Seine Pflichten mit Menschlichkeit üben, wäre Verrath gewesen, also ward der Sohn Ludwig's XVI. wie ein Kind aus dem Volke erzogen.

Später fiel Simon selbst als Opfer der Revolution. Warum? Hatte er die Befehle der Commune übertreten oder umgangen, sah der düstere Robespierre und der schene Hébert in ihm einen Schmeichler des Unglücks, weil er sich gern umarmen und vielleicht von den Liebfosungen des königlichen Kindes rühren ließ? Gewiß ist, daß Simon sich gegen Hébert's Vorschlag, den Prinzen in ein Gefängniß zu bringen, auflehnte. Er mußte diese menschliche Regung mit seinem Kopfe bezahlen. — Nach Simon's Tode erhielt der Dauphin keine Freiheit mehr; ein kaltes, feuchtes Gemach ward sein Aufenthalt, wo zwei schurkische Aufseher Tag und Nacht ihn quälten.

Doch ich eilte dem Gange der Erzählung voraus.

Ludwig Capet, in Finkthurm des Temple, schmeichelte sogar dem Jacobinismus der Commune, und oft erzählte Meister Simon von den Fortschritten seines Zögling's, der den Pech-draht zog, oder das Leder schlug und bei der Arbeit sang:

Armez Vous contre les tyrans,
Les Républicains sont des hommes,
Les esclaves sont des enfants . . .

II.

Am 10. October 1793 kam ein Mann in die Conciergerie, um Marie Antoinette, der Wittve Ludwig Capet's, anzuzeigen, sie solle sich folgenden Tages bereit halten, vor dem Revolutionstribunal ihren moralischen und politischen Wandel zu rechtfertigen.

Der Stolz, welchen die Großen der Erde aus der Gewohnheit der Ueberlegenheit schöpfen, hatte die Königin noch nicht verlassen in ihrem Unglück. Sie wollte würdig vor ihren Richtern erscheinen, doch nicht um sie zu rühren; es handelte sich nicht darum, in diesem Durcheinander aller Stände den Stolz der Königin zur Schau zu tragen, sondern nur ein Beispiel persönlicher Würde zu geben, die dem starken Charakter das ist, was Keuschheit der guten Sitte.

Konnte sie vor dem Volkstribunal erscheinen in diesem Zustande äußerster Dürftigkeit, in welchem die „grohmützigste aller Nationen“ sie und die Ihren seit beinahe zwei Jahren gelassen? Konnte sie sich zeigen mit diesen abgetragenen Kleidern, farblos wie ihr Gesicht? — Marie Antoinette hatte kaum ein anständiges Kleid.

Die Frau des Concierge trat ein, den kleinen Louis zu holen, welcher den Tag bei seiner Mutter zugebracht und nach dem Temple zurückgeführt werden sollte.

„Bedarf Madame etwas?“ fragte Frau Richard leise, damit sie von den zwei Municipalgardisten, den Hütern der Königin, nicht gehört werde.

„Madame Richard,“ antwortete die Gefangene, „ich brauche eine Nähadel und eine Strähne schwarzen Zwirns. Können Sie mir das geben?“

„Eine Nadel und Zwirn, Madame?“ wiederholte Madame Richard mit sichtbarer Bewegung.

„Ja,“ fuhr Marie Antoinette fort — „um den Saum an meinem Kleide wieder herzustellen und auch — um — meine Schuhe auszubessern,“ fügte die Tochter der Cäsaren hinzu.

Die Frau des Concierge betrachtete die Königin mit thranendem Blicke.

„Ich werde es Ihnen schicken, Madame, aber lassen Sie es nicht sehen; denn wenn die Commune davon erfährt, sind wir, mein armer Mann und ich, verloren.“

„Dank,“ flüsterte die Königin mit einem warmen Blick der Frau zu, welche mit gefalteten Händen vor ihr stand.

Während dieses kurzen Gesprächs hatte der kleine Louis sich in eine Ecke des Gemachs geschlichen, unter einem kleinen Schranke die Schuhe der Königin hervorgesucht, sie in seinen Rock geknüpft und still mit fortgetragen.

Als die Königin in dem Kerkergewölbe wieder allein war und nur die klagenden Mienen anderer Schlachtopfer der Zeit ihr unsichtbar Gesellschaft leisteten, setzte sie bei der Lampe sich nieder, ihr Kleid auszubessern. Doch die Schuhe suchte sie vergebens; es mußte sie Jemand genommen haben.

III.

Die Blutgier war aufs Höchste gestiegen, die niedrigsten Leidenschaften herrschten, und wehe dem, der einen Kampf mit ihnen gewagt hätte. Die Staatsmänner jener furchtbaren Zeit hatten es aufgegeben, die Revolution zu discipliniren, und schmiedeten der Wuth der Massen, um ihre Feinde zu stürzen, und — um endlich selbst gestürzt zu werden, wenn sie nicht weit genug gingen im schamlosen Opferdienst der Freiheit.

Dunkle Gerüchte circulirten in Paris. Schmäbliche Beschimpfungen, eben so unedel als unnütz gegen eine Gefangene, die Niemand zu vertheidigen wagte, grollten, täglich lauter werdend, um die Mauern der Conciergerie; der tausendfach wiederholte Ruf: Tod der Königin! drang sogar bis zum Ohr der Königin. Es war ihr, als beugten die Mauern ihres Gefängnisses sich unter einem ungeheuren Druck, als sträeten Mäulchen Hände sich aus, sie in Trümmern zu schlagen.

Unter solchen Gefühlen vollendete Marie Antoinette den Saum ihres Kleides.

Simon kam aus dem Revolutionsclubb nach Hause.

Das Schicksal der Königin war entschieden worden. Die von der Volkswuth aufgeschaltelten Redner hatten gesagt, der Tod sei noch eine zu sanfte Strafe für die Wittve Louis Capet's; zwar ließ aus der Menge mit bitterer Ironie sich eine Stimme vernehmen: „Je nun, so laßt sie leben!“ Doch der Sprecher, wohl wissend, daß diese Bemerkung ihm den Kopf kosten könnte, entzog sich der Verhaftung durch schleunige Flucht.

Es war schon spät, als Meister Simon zurück kam; Frau Simon strickte, halb eingeschlafen in einer Ecke der Portierloge, und der kleine Ludwig saß, ämsig arbeitend, an der Werkstätt.

„Es lebe die Republik!“ rief Simon eintretend, dessen Kopf etwas weinschwer und aufgeregelt war. „'s war heut kein guter Tag für die Aristokraten. Ach! mein kleiner Capet, noch bei der Arbeit! Brav, mein Junge,“ sagte er, ihm einen freundschaftlichen Streich auf die Wange gebend, „wirst ein tüchtiger Ar-

beiter werden. Komm' essen jetzt — wir trinken dann einen tüchtigen Schluck auf die Republik, und singen „Madame Vêto,“ — er trällerte das Lied — „nur immer lustig, das ist die Hauptsache!“

Abfällig bemerkte er die Arbeit des armen Lehrlings und fuhr fort:

„Gott verzeih' mir's, Capet — seh' ich recht — sind wir Ober-Verbesserer menschlichen Schuhwerks geworden? He?“

„Ja, Meister Simon,“ antwortete das Kind, „ich bessere Schuhe aus.“

„Eidene Schuhe, mit rothen Absätzen — oder 's sind einmal rothe Absätze gewesen,“ schrie Simon; „aristokratische Schuhsohlen bei uns“ . . .

„Ach“ sagte Ludwig, „die Schuhe gehören einer sehr unglücklichen Person.“

„Sieh da, ein kleiner Fuß, ein wahrer Kinderfuß,“ begann Simon, den Schuh genauer untersuchend. „Der Absatz ist noch nicht gut, fahr' mit dem Glase drüber, dann mit dem heißen Eisen, daß er glatt wird und hübsch glänzt.“ Den Schuh wieder auf des Knaben Knie legend, fragte er: „Wie heißt die Bürgerin, die uns mit ihrer Knudenschaft beehrt?“

„Sie heißt Marie Antoinette,“ sagte der Knabe.

Wie groß auch die natürliche Härte manches Herzens sei, es giebt Lagen, welche so über das gewöhnliche Maas menschlicher Leiden hinausgehen, daß auch das Eis des härtesten Gemüthes schmilzt. Simon stand betroffen; ohne sich bestimmte Rechenhaft von seiner Empfindung geben zu können, fühlte er doch an seiner Rührung, daß dieses Kind ein erhabenes trauriges Werk vollbringe, daß er, Concierge des Temple, sich einem ersten Drama gegenüber befinde. Er sah in diesem Augenblick, wie in lebhafter Vision, den erschütternden Sturz der Könige, das Märtyrertum der kleinen Waise, sah das schwache Kind, durch die Revolution seiner Angehörigen, seiner Güter beraubt, in der Hand eines rohen, unwissenden Feindes

„Laß heut' die Arbeit, und komm' essen,“ sagte er rasch, die Weste hastig zutrippend, als wolle er ein Gefühl darein verschließen, welches ihn einen Augenblick übermannete. „Das dürstet die Municipalbeamten nicht wissen, daß wir die Schuhe der Königin auszubessert haben.“

„Gott steh' uns bei!“ schrie Madame Simon entsezt, „Aristokraten-Schuhes stücken! Da würden wir weit kommen, Gott behüte uns!“

„Kleiner,“ begann Simon wieder, als sie bei Tisch saßen, „mei' Dir die patriotische Lehre:

Die Schneider müssen für die Sansculotten und die Schuster für die Barfüßler arbeiten!“

Der Concierge begleitete dieses bon mot mit einem rohen Gelächter und schenkte sein großes Glas voll Wein.

„Heba, kleiner Bürger, auf's Wohl der Republik!“

„Auf das Wohl meiner Mutter!“ sagte leise das Kind.

IV.

Es war fünf Uhr Morgens. In allen Quartiers ward Generalmarsch geschlagen, das Volk drängte sich in den Straßen. Um 6 Uhr trat ein Priester, Pfarrer von St. Landry-en-la-Cité, genannt Gérard, in die Conciergerie, um der Königin den Trost der Kirche zu bringen. Zahllose Gruppen umdrängten die Anschlagzettel, an einigen Stellen wurden sie laut vorgelesen. Sie enthielten das Urtheil, welches Marie Antoinette, Wittve Ludwig Capet's, zum Tode verdammt, welches, dem Gesetz vom 10. März 1793 zufolge, ihre Güter im Umkreis des ganzen Königreichs confiscirte.

Dieses Urtheil traf nicht nur die Partei des Königthums in ihren Grundfäsen, in ihren Vorurtheilen, in ihrer Existenz, sie traf ihr Gefühl, ihr Herz. Leute aus dem Volk sogar, aus dem wirklichen Volk, brängten mit Gewalt die Thränen zurück. Andere, von minder weiche Gemüth, welche jedoch die Menschlichkeit über die politische Leidenschaft herrschen ließen, fanden, daß man zu weit gehe, daß die Republik Nichts gewinnen könne durch die Hinrichtung einer Frau, die doch in keinem Fall für die politischen oder moralischen Vergehen ihres Gatten mehr verantwortlich ist, als eine Kaufmannsrau, deren Mann Banquerott macht; aber die wüthenden Stimmführer, die Halsabschneider der verschiedenen Parteien, überschrien das Wort der Vernunft und der Menschlichkeit mit ihrem Siegesgebrüll und behaupteten, Freiheit und Gleichheit werde aus dem mit dem Blute der Königin gedüngten Boden um so kräftiger emporblühen.

Das Volk strömte nun den Stellen zu, wo die Königin bei ihrem Gang nach dem Revolutionsplatz vorüber mußte.

Die Trommelwirbel, die unruhige Bewegung im Gefängniß, das laute Gemurmel auf den Straßen, welches bis in ihr Gemach drang, ließen Marie Antoinetten keinen Zweifel über ihr Geschick mehr übrig. Sie kleidete sich an — ihre Schuhe aber suchte sie vergebens. Sie waren nicht zu finden.

„Sie wollen, daß die Königin von Frankreich mit entblößtem Haupt und nackten Füßen zum Hochgericht gehe — Gottes Wille geschehe!“ sagte Marie Antoinette, als die Thür des Kerkers sich öffnete, und ein blondgelockter Knabe mit dem Ausruf: „Meine liebe Mutter“ in das Gemach stürzte.

Er schien taub gegen das furchtbar verhängnißvolle Geräusch, blind für die Bewegung auf den Straßen gewesen zu sein; er ahnte nicht, daß es schauerliche Vorboden des Todes seien, welcher das von ihm jetzt einzig geliebte Wesen bedrohe.

„Du bist's, mein liebes Kind?“ rief die arme Verurtheilte.

„Sie haben Dir also erlaubt, mich zu sehen — sie wollte sagen: zum letzten Mal,“ doch das Wort erstarb auf ihren Lippen, und Thränen nur entfloßen den Augen der betrübten Mutter.

Sie schloß den halb gänglich verwaisten Knaben in ihre Arme, erhob das Auge gen Himmel, und dieses Ruhen Herz an Herz, dieser zu Gott gewandte Blick, dieses Schweigen sprach bereiter ihren Schmerz, ihre Liebe, ihre Hoffnung aus, als die prunkendsten Worte, als die Lieder des Dichters vermögen.

Louis hatte bis dahin ein kleines Paket geschickt unter dem Kleide verborgen, und benutzte den Augenblick, da Marie Antoinette ihr Taschentuch von einer Bank nahm, das Päckchen in eine Ecke zu legen.

Der Concierge Richard kam, der Königin anzuzeigen, daß der verhängnißvolle Augenblick gekommen sei. Marie Antoinette erhob sich mit Würde, nahm ihren ganzen Muth zu-

fammen, und verabschiedete den Sohn mit einem helbemüthig sanften Lächeln, zu dem nur die Mutterliebe ihr Kraft gab; sie wollte ihrem Kinde die Trauer des Abschieds ersparen.

Der Knabe ging — und die Königin dachte wieder an ihre unbefleckten Füße; — sie suchte von Neuem und fand unter einem Stuhl die Schuße, die ein Engel ihr hingelegt zu haben schien.

Eine Ahnung des wahren Zusammenhangs flog durch die Seele der Königin; doch die Zeit drängte, und ihre Vermuthung blieb unausgesprochen; mit einer Art von Freude zog sie die Schuße an, und fand in ihnen die Haltung des Körpers wieder, die der Erhebung ihrer Seele entsprach. Sie wartete mit ruhiger Würde, ging dann auf die Municipalbeamten zu und sagte mit Hoheit: „Kommen Sie, meine Herren!“

Im Vorübergehen flüsterte sie der Frau des Concierge die Worte zu: „Madame Richard, ich danke Ihnen für Nadel und Zwirn; danken Sie auch dem braven Arbeiter, der heimlich mir die Schuße ausbesserte. Es thut mir Leid, seinen Namen nicht zu kennen. — O, ich hinterlasse große Schulden!“

„Er heißt Ludwig Capet, ist Simon's Lehrling im Thurm des Temple,“ antwortete eine Stimme in der Nähe.

„Dank!“ flüsterte sie. „Die Nation hat einen Handwerker aus ihm gemacht,“ sprach die Stimme weiter.

Die Königin konnte diese Antwort leicht für eine ihr böswillig zugeworfene Kränkung auf ihrem Kreuzeswege halten — sie schritt vorwärts, ohne weiter zu antworten, dachte an die verschwundenen, auf so geheimnißvolle Weise ausbesserten und wiedergebrachten Schuße, und zog seltsame Schlüsse.

Eine Viertelstunde nach 12 Uhr hatte Marie Antoinette zu leiden aufgehört. Der kleine Louis hatte durch seine Arbeit sie zum Todesgange ausgerüstet.

V.

Zwei Jahre später las man im Moniteur:

„Seit einiger Zeit litt der Sohn Capet's an einer Geschwulst des rechten Knies und des linken Handgelenks. Am 1. Floreal (20. April) nahmen die Schmerzen zu, der Kranke verlor den Appetit und bekam Fieber. Der berühmte Default ward zu ihm gerufen, um ihn zu behandeln, und dieses Arztes Geschicklichkeit und Rechtlichkeit sind Bürge, daß keine Pflicht der Menschlichkeit versäumt wurde.

Dennoch nahm die Krankheit einen ernsteren Charakter an; am 4. Juni starb Default. Das Comité ernannte zu seinem Stellvertreter den Bürger Pelletan, einen sehr bekannnten Arzt, und den Bürger Dumangin, ersten Arzt am Hospital de sainté.

Die gestrigen Bulletins, von 11 Uhr Morgens, sprachen von beunruhigenden Symptomen, welche für das Leben des Kranken fürchten ließen, und um 2¼ Uhr Nachmittags erhielten wir die Nachricht vom Tode des jungen Ludwig Capet. Das Sicherheits-Comité hat uns beauftragt, dieses zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Die Sache ist gerichtlich und förmlich bestätigt.“

Nun folgt das Protocoll der Section des Körpers, geschehen im Tour du Temple, um 11 Uhr Morgens, den 21. Prairial 1795, unterzeichnet: J. B. C. Dumangin. P. J. Pelletan. P. Lassus. R. Jeannot.

Also war der Tod des jungen königlichen Handwerkers im Thurm des Temple bestätigt. Das Volk, argwöhnisch aus Unwissenheit oder aus Gewohnheit, sich betrogen zu sehen, sagte, daß man es hintergehen wolle, daß der Dauphin seinen Wächtern entführt worden sei, daß man die Ärzte bestochen, und ein todes Kind an die Stelle des lebenden gebracht habe. Solche, durch Nichts gerechtfertigte Gerüchte durchflogen Frankreich.

Ungefähr um das Jahr 1835 befand sich unter den Gefangenen zu St. Pelagie ein Mann, der sogenannte Herzog von Richemont, welcher sich für Ludwig XVII. hielt, oder wenigstens ausgab. War er der unglückliche Prinz, so muß ich ihm zugestehen, daß er das von Simon erlernte Handwerk nicht verlernt, denn ich sah ihn einen Schuh mit der Gewandtheit eines Sachkundigen ausbessern.

War er ein Zerrinniger, ein Abenteurer — oder war der Herzog von Richemont der Enkel Maria Theresa's, dessen Knabenhand den Fuß seiner Mutter zum Gange aufs Schaffot bekleidet? — Wer weiß? [2257]

Beiträge für populäre Medicin und Gesundheitspflege.

Die Miteffer.

Um die Natur und Entstehung dieser namentlich für das menschliche Antlitz so unangenehmen Gäfte richtig zu begreifen, ist es notwendig, in ganz kurzen Umrißen die Beschaffenheit der menschlichen Haut in ihrem gesunden Zustande sich vor Augen zu stellen.

Es sind vorzugsweise zwei Schichten, die bei dem die gesammte Körperoberfläche überziehenden Hautorgane in Betracht kommen: die äußerste den Körper umhüllende feine und trockene Schicht, die „Oberhaut“, Epidermis genannt, ohne Nerven und Gefäße, somit ohne selbstständiges Leben und ohne Empfindung, aus durchscheinend weißen eifigen Zellen, nach Art eines Mosaikbodens zusammengesetzt. Das Material aber zu diesem äußersten hornartigen Ueberzuge liefert die darunter liegende „eigentliche oder Lederhaut“, die zweite und Hauptschicht des Hautorgans, mit zahlreichen Gefäßen und Nerven versehen, welche auch an der Bildung der zarten Höckerchen sich betheiligen, die als „Tastwärtchen“ allüberall in ungemeiner Anzahl über die Oberfläche der Haut hervortragen und diese dadurch zum Organe des Tastsinnes stampeln. Das aus zahlreichen Fasern zusammengesetzte Grundgewebe der Lederhaut hängt endlich durch das sogenannte Unterhaut-Zellgewebe mit den rückwärts gelegenen Organen zusammen. Das sind die Theile, welche die menschliche Haut zusammensetzen.

Wir gehen einen Schritt weiter und betrachten — ebenfalls in gedrängter Kürze — jene Gebilde, welche im Gewebe der

Haut allenthalben eingebettet liegen: es sind dies die Haarbälge, die Schweiß- und die Talgdrüsen. Die Haarbälge sind kleine taschenförmige Höhlen oder Ausbuchtungen in der Lederhaut, im Grunde mit einem Wärtchen versehen, das, mit zahlreichen Blutgefäßen und Nervenweigen ausgerüstet, den organischen Stoff absondert, aus dem zunächst die Haarzellen sich bilden, durch deren Aneinanderreihung endlich ein mit einem Canale versehener Schaft entsteht — das Haar.

Die Schweißdrüsen sind kleine Schläuche in der Lederhaut, in unendlicher Menge vorkommend, indem man ihre Anzahl über zwei Millionen schätzt. Das eigentliche Drüschchen ist in der unter der Lederhaut liegenden Zellschicht eingebettet und sendet von da aus einen fortzieherartig gewundenen Ausführungsengang in 20—30 Windungen an die Oberfläche.

Die Talgdrüsen endlich sind kleine birnförmige Schläuche, ebenfalls bis in das unter der Lederhaut liegende Zellgewebe reichend, denen die Natur die Aufgabe zugewiesen hat, eine fette Salbe abzugeben, mit welcher die menschliche Haut eingeebölt gegen die Wirkungen der atmosphärischen Luft, des Schweißes und dergl. geschützt und, so wie die Haare, geschmeidig erhalten werden soll. Diese Drüsen münden entweder frei an der Hautoberfläche oder in einen nahe gelegenen Haarbalg ein.

Die krankhafte Entartung dieser letztgenannten Talgdrüsen bildet aber den Gegenstand unserer Besprechung. Häuft sich das Secret des Drüschens in abnormer Weise an, so werden die Windungen der Drüse durch ihren Inhalt aus-einandergebrängt und es entsteht so ein kleines Knötchen, dessen Ausführungsengang entweder durch die Oberhaut verschlossen ist, wo man dann das milchweiße Knötchen, wie es gar gern in der Nähe der Augen etc. vorkommt, Hirsforten nennt — oder es ist der Gang durch den darin stekenden Talgpfropf geschlossen, wo dann die äußerste Parthie durch Einwirkung der atmosphärischen Luft, des Staubes etc. eine dunkle Färbung erhält (die aus begreiflichen Ursachen beim Müller weiß, beim Ziegelaarbeiter roth ausfallen dürfte), und das ist der eigentliche Miteffer. Drückt man die Haut zu beiden Seiten einer derartigen Talgdrüse zusammen, so entleert sich deren Inhalt, und man erhält ein Schmerzpföpfchen, dessen Gestalt der Form des Drüschenschlauches entspricht, mit der gewohnten gelblichen Farbe des Schmerz, die Spitze ausgenommen, die aus oben angeführten Gründen schwarz erscheint.

Bei dieser Gelegenheit können wir auch über einen selten vorkommenden Namen, der indeß in der Wissenschaft bekannt genug ist, leichten Aufschluß geben: wir meinen die sogenannten Hautfeine oder Dermatomilben; sie sind nichts Anderes, als die eben beschriebenen Miteffer, mit dem Unterschiede, daß das darin enthaltene Talgsecret allmählig eine steinartige Consistenz angenommen hat.

Die weiteren Entartungen der Talgdrüsen werden wir später unter dem Artikel: „Finnen der Haut“ des Näheren betrachten.

Wir haben nun zum Schluß noch die Art und Weise der Behandlung dieses Uebelstandes zu besprechen. Es ist eine alte Wahrheit, daß eine sorgfältige Hautkultur das beste Vorbeugungsmittel gegen alle Sorten von Hautkrankheiten ist; und doch können die Miteffer, namentlich bei jugendlichen Personen in den sogenannten Pubertätsjahre, trotz aller erbklichen Hautpflege in großen Massen erscheinen. Sind sie nun einmal da, so entferne man den krankhaften Inhalt der Talgdrüsen durch Druck, indem man z. B. einen Ahrenschlüssel so ansetzt, daß der schwarze Punkt des Miteffers in die Cylinderhölle des Schlüssels zu stehen kommt, was im Gesichte sich am besten thun läßt; auf dem Rücken werden trockene Schröpfköpfe ohne alle Schmerzhaftigkeit denselben Zweck erfüllen. Dadurch wird die Umgebung der Drüse nicht zu stark gedrückt, folglich auch nicht entzündet und roth erscheinen, was beim Ausdrücken mittelst der Finger so gerne zu geschehen pflegt. Will es mit dieser Operation nicht recht gehen, so bereite man die Talgdrüsen darauf vor, indem man die Haut mehrere Tage vorher mit einer Auflösung von schwarzer Seife oder einer gewöhnlichen Lauge ordentlich abwäscht. In derselben Absicht pflegt man auch eine Salbe von geschabter Seife und Wasser, oder von Sauerteig, Mehl und Honig über Nacht aufzulegen. Ist es nun gelungen, die Miteffer auf irgend eine Weise zu entfernen, so besteht die weitere Aufgabe, theils die noch vorhandenen Fette zu lösen, andererseits aber der erkrankten Talgdrüse die verlorene Contractilität wieder zu verschaffen, zu welchem Ende wir Waschungen der Haut mit dem in allen Apotheken verkäuflichen Seifengeist, oder mit Eßlnerwasser, so wie mit geistigen Lösungen überhaupt empfehlen; die sogenannten Gesichts- und Schönheitswasser, in denen die Benzoeinctur die Hauptrolle spielt, sind eben auch nur derartige weingeistige Lösungen, die mittelst ihres Alkohols die Fette auflösen im Stande sind, und durch Zugabe einiger Tropfen eines ätherischen Oeles, wie Rosenöl etc., den bekannnten Wohlgeruch erhalten. Kommen neue Miteffer nach, so entferne man diese wieder nach angegebenen Regeln, und behandle die Haut nachher in eben erwähnter Weise so lange, bis man der Plage, was bei einiger Geduld gewiß geschieht, vollkommen Meister geworden. [2299]



Geprüfte Kochrecepte.

Reisgelée.

Man nimmt ein reichliches Pfund guten Reis, wäscht ihn mehrmals in kaltem und wenigstens zweimal in kochendem Wasser ab. Dann füllt man eine große weißglazirte Kasserolle, die noch nicht zu fettigen Speisen gebraucht worden, mit 5 Maas

Wasser, oder, da die Größe eines derartigen Gemäses nicht überall gleich ist, nehme man 6½ Weinflase voll Wasser und thue den gewaschenen Reis hinein, setze ihn auf ein mäßiges Feuer; so wie er ans Kochen kommt, sehe man nach der Uhr und lasse den Reis ganz genau eine Stunde kochen, nicht längere und nicht kürzere Zeit. Dann gießt man die Masse durch ein feines Haarsieb oder einen sehr feinen Durchschlag; es ist gut, wenn man mehre Apparate zum Durchgießen hat, denn je rascher dies geschehen kann, je besser geräth der Gelée. Das Durchgehoffene, ja nichts von den Reiskörnern, setzt man in derselben rein ausgespülten Kasserolle so bald wie möglich wieder aufs Feuer und thut ein Pfund in Stücken geschlagenen weißen Zucker dazu, auf dem man das Gelée einer Zitronen zart abgerieben hat. Den Saft derselben gießt man ebenfalls durch ein feines Lappchen dazu, damit keine Kerne darin bleiben. Wenn der Zucker in diesem Reisschleim aufgelöst hat, gießt man ein großes Weinglas voll des besten weißen Arac hinzu und nimmt die Masse rasch vom Feuer; denn mit dem Arac darf sie nicht mehr kochen. Nun werden Melonenformen damit gefüllt und an einen kühlen Ort gestellt. Wenn man sie umstürzt, muß man vorsichtig erst rings herum mit einem Messer den Gelée loslösen, auch nicht zu lange vor dem Austragen muß man ihn umstürzen. Es wird ein wenig Himbeersaft in die Schüssel gegossen, wodurch die Malabarterfarbe des Gelée besonders gut hervortritt. Eine andere Sauce ist dazu nicht nöthig. Diese Speise schmeckt sehr gut und ist sehr nahrhaft und gesund, besonders bei Cholera-Anfällen. Den übrigen Reis kann man sehr gut benutzen, wenn man ihn mit Zucker, Arac und weißen Wein nebst Zitronenschale aufkocht und später mit Apfelsinenschiben belegt. Will man es weniger kostspielig einrichten, so vermische man den übrigen Reis mit Apfelseln und streue Zucker und Zimmt darüber, wodurch es eine schmackhafte Mittags-schüssel wird. Bei Mittheilung dieses Receptes wundern man sich gewöhnlich über die große Wassermenge; man nehme aber ja nicht weniger, sonst kocht Alles in den Reis und man erhält nur wenige Tropfen Gelée. Wer ängstlich ist, daß die Masse nicht steif genug werden möchte, nehme eine Handvoll Reis mehr dazu. — v. —

Vortreffliche Wildpafete.

Von Hasen, Reh oder Hirsch nehme man alles Fleisch, was sich nicht zum Braten eignet, die großen Stücke durchziehe man mit Speck und lege es schichtweis mit Zwiebeln, Suppenkräutern, Salz, Gewürz und vielen Speckschiben in eine Kasserolle, gieße weißen Wein, etwas Essig und Wasser darauf und lasse es langsam weich kochen. Hat man nicht viel Wildfleisch, so nehme man eine Ochsenzunge oder einige Kalberzungen dazu. Auch ein Filet, das mehrere Tage in saurer Milch gelegen, ersetzt das Wild. Wenn Alles weich ist, läßt man es etwas abkühlen und schneidet dann vorsichtig alles Fleisch in kleine Scheiben, wobei man sich ja vor Vermischung mit Knochen hüten muß. Dann bereitet man folgende feine Farce: zu einem großen Reh oder zu 3 Hasen nimmt man ungefähr 3 Kalbslebern, 1 Schweinsleber, 1 Pfund Rindfleisch und 3 Pfund bestes Schweinefleisch. Die Lebern werden ganz fein gehackt und durch einen Durchschlag gerührt, das Fleisch ebenfalls, aber allein, weil es sich schwerer behandeln läßt als die saftigen Lebern. Dann wird diese Masse mit 8 ganzen Eiern, etwas geriebener Semmel und Zwiebeln, so wie Gewürz und Salz nach Grundregeln vermischt. Man streicht zwei Pafetenformen oder nur eine große Bratpfanne fett mit Butter aus, streut Zwiebelschrumen darüber und füllt etwas Farce hinein, legt dann schichtweis Wildfleisch und Farce auf, bis Alles verbraucht ist; oben muß Farce liegen und feine Scheiben Butter; so setzt man die Pafete in den Bratofen und läßt sie eine Stunde ganz gelinde backen. Man muß mit einem Stüchchen Holz versuchen, ob sie gar ist; wenn es trocken wieder herausgezogen werden kann, ist sie gut. Dann nimmt man sie aus dem Ofen und gießt die Brühe darüber, worin das Fleisch gekocht und noch die Gallerte von 4 Kalbsfüßen gemischt worden. Am andern Tage stürzt man die Masse um; war sie in einer Bratpfanne gebacken, so schneidet man sie in Scheiben und belegt sie zierlich mit Gelée von Kalbsfüßen, den man vorsichtig geklärt und mittelst Fleischbrühe und etwas Essig recht kräftig gemacht hat. Einer Sauce bedarf es dann weiter nicht. Es sei hier noch beiläufig bemerkt, daß der Gelée von Kalbsfüßen bei weitem der Gelatine vorzuziehen ist; er ist viel nahrhafter, gesünder, reinlicher und billiger als diese. Will man Gelée zur Verzierung brauchen, so muß er recht steif sein, roth oder gelb gefärbt werden und auf flache Schüsseln gegossen werden, wo er nach dem Erkalten in alle mögliche Stern- oder Blätterformen geschnitten werden kann. Man legt ein Papiermuster darauf und schneidet mit einem Federmesser die Form desselben im Gelée aus, den man dann vorsichtig mit einem breiten Messer von der Schüssel abhebt und zur Verzierung verwendet. [2345] — v. —

Windbeutel oder feines Theegebäck.

Man wäscht ein Pfund Butter recht sorgsam aus, wiegt ein Pfund feines Weizenmehl und 2 Pfund reines Brunnenwasser, setzt letzteres nebst der Butter in einer gewöhnlichen Kasserolle aufs Feuer, bis es kocht, dann streut man das Mehl unter beständigem Rühren hinzu und kocht so die Masse zu einem recht steifen Kloß, welches Verfahren unter dem technischen Küchenausdruck: „abbrennen“ bekannnt ist. Man läßt die Masse ein wenig erkalten und schlägt dann nach und nach 16 ganze Eier hinzu, auch reibt man die Schale von einer Zitrone hinein. Wenn dies tüchtig durchgearbeitet ist, läßt man die Masse in einem kühlen Zimmer ruhig stehen bis zum andern Morgen, oder doch wenigstens einige Stunden, alsdann schiebt man mit einem silbernen Spießlein kleine Klößchen davon ab, legt sie reihenweis auf ein Backblech, formt sie möglichst rund mit dem Löffel und läßt sie eine gute Viertelstunde, am besten beim Bäcker backen; wenn sie gelbbraun und hoch werden, sind sie gut. Alsdann macht man einen Zuckerguß von fein geriebenem Zucker, etwas Rosenwasser und Zitronensaft und bestreicht die Windbeutel damit. Wenn der Zuckerguß gehörig steif ist, trocknet er ganz von selbst. Diese Masse giebt 50 bis 60 Stück Windbeutel; sie sind vortreflich und misrathen nie. [2341] — v. —



Wer vor keinem Menschen zittert,
Der erschrickt oft vor sich selbst.

Man könnte eine Menge Glückliche machen, mit dem Glück, das in
der Welt unbenutzt verloren geht.

Seiter zu Hause sein können, ist eine Kunst, die im brausend ju-
gendlichen Herzen schlummert; man lernt sie in der großen Welt, oder
verliert sie dort auf immer. Wohl dem Menschen, bei dem sie sich
niederläßt, wie eine Freundin, dessen Leben sie verschönert, wie eine
Geliebte.

In Ein Gemebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz.

Hoffnung ist das tägliche Brod des Unglücklichen.

Wenn Lieb' beginnt zu kränkeln und zu schwinden,
So nimmt erzwung'ne Höflichkeit sie an.

Oft ist die Heiligkeit, womit sich kleine Seelen blähen,
Lios Mangel an Gelegenheit, die Fehler Anderer zu begeben.



Kannst Du scharf und richtig ratthen, will ich Dir Geschwister
nennen,
Die durch ihre Treu' und Freundschaft alle leicht sind zu er-
kennen.
Erst der Bruder: Tief und innig lebt er in des Men-
schen Herzen,
Schlummert oft noch tief verborgen, und erwacht erst
durch die Schmerzen;
Dann mit seinem milben Lichte heilet lieblich er die
Wunden,
Erstet, muthigt, richtet auf uns in den traurig herben
Stunden;
Niemals ist der Mensch verlassen, wenn er ihn sucht
zu eringen,
Nie wird er das Leben hassen, wenn ihn decken seine
Schwingen.

Jetzt die Schwester: Purpurfarben, strahlend gleich des
Goldes Schimmer,
Schwebt sie zu des Menschen Herzen, will ihn dann
verlassen nimmer,
Einem Schmetterlinge gleicht sie, der von Blum' zu
Blume fliegt,
Ja, sie fliegt von Herz zu Herzen, bis sie alle sind
besiegt;
Bald bringt sie dem Menschen Unglück, bald ihm Se-
ligkeit und Freuden,
Zeigt ihm jetzt den heitern Himmel, dann den Ab-
grund tiefer Leiden,
Einer Purpurose gleichend, die, durch klaren Thau
befeuchtet,
Strahlt am lieblichsten und schönsten, wenn sie durch
die Thränen leuchtet.

Nun die zweite: Staunenregend wirkt sie im Geist
und Herzen,
Lindert, heilet, gleich dem Bruder, unsre tiefen, herber
Schmerzen,
Schon verzagend, strahlt dem Menschen plötzlich hell
ihr sanfter Schimmer,
Er ergreift den Rettungsanker und versinkt im Meere
nimmer;
Als das Licht der goldnen Tage wich aus diesem
Erdenleben,
Als die Erd' von Sünde, Laster und von Bosheit
war umgeben,
Da erschien sie lichtverbreitend, spendend Seligkeit und
Segen,
Und das Glück, der Muth, die Freude folgten ihr
auf allen Wegen. —

Dies sind alle drei Geschwister, leicht kannst Du sie
jetzt erkennen,
Wirft im ersten Augenblicke sie auch schon errathen
können.
Mögen sie Dich stets begleiten auf des Lebens dunklen
Wegen,
Niemals werden Dir dann fehlen Friede, Freude,
Glück und Segen.

[2340]

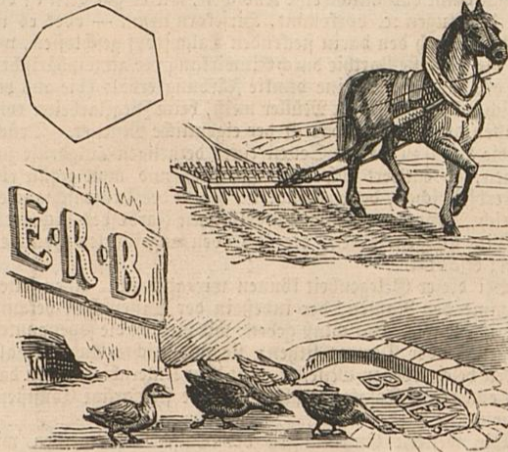
Ella F.

Rösselsprung - Aufgabe.

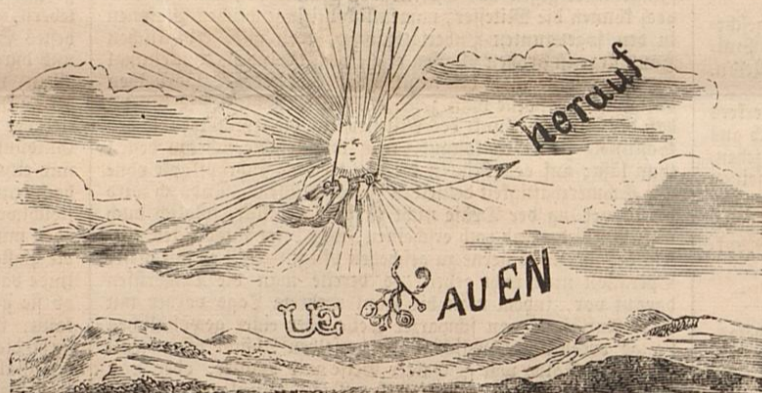
Der	ben	Freu	er	kennt	ben	wer	un
und	und	ren,	gend	e	muß	ner	Glan
da	Nu	he	den	sie	nur,	fre	mit
Dank,	ren,	ja	wa	erst	nah	und	Don
he	ruft	es	so	nur	be	Lei	Brust
sah	und	aus	blid	wo	Nu	rung	gluth
ein	Glück,	zu	kennt	ben,	Zer	er	den
Lieb	Ge	Licht	der	auf	rang;	dacht	stü

[2346]

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



An **Fr. Agathe B. in W.** Ist Ihnen das hübsche Gesellschaftsspiel
nicht bekannt, welches die Franzosen „Colin-Maillard à la silhouette“
nennen?

Ein großes weißes Leinentuch, das jedoch sehr fein sein muß, wird
an die Wand und zwar in bedeutender Höhe befestigt. Der Colin-
Maillard, natürlich mit unverbundenen Augen, sitzt auf einem niedri-
gen Tabouret, so, daß sein Schatten den später auf dem Leinwand
sich bewegenden Schatten nicht in den Weg tritt. Hinter ihm, in
einiger Entfernung, steht auf einem Tisch ein einziges brennendes
Wachlicht. Alle andere Beleuchtung muß entfernt werden. Sobald
diese Vorbereitungen getroffen, geht die Gesellschaft in Procession
langsam, Eines nach dem Andern, zwischen dem Colin-Maillard
(der den Kopf nicht wenden darf) und dem Tisch hindurch, worauf
die Wachskerze brennt. Das Licht der Kerze, von jedem daran vor-
beistreichenden Körper aufgefangen, wirft natürlich auf das weiße
Tuch eine Reihe sehr scharfer Schattenbilder, und die Aufgabe des
Colin-Maillard ist, bei jeder vorübergehenden Silhouette den Namen
der Person laut zu nennen, welcher nach seiner Vermuthung der
Schatten angehört. Da es den Mitspielenden erlaubt ist, Gesicht
und Gestalt auf die barockste Weise zu verändern, so thut natürlich
der Rathende manch ergötzlichen Mißgriff und wird nicht eher in
Freiheit gesetzt, bis er die rechte Person getroffen, welche dann die
Stelle auf dem Tabouret einnimmt.

An **Fr. M. St. in H.** Die kleinen gebästelten Theeterrichten, zu denen
wir in Nr. 18 des Bazar 3 verschiedene Muster mittheilten, waren
Ihnen noch gänzlich neu? So ist also unsere Vermuthung richtig
gewesen, daß dieses eben so nützliche als herrliche Attribut eines com-
fortablen Theetisches noch lange nicht so allgemein gekannt ist, als
es gekannt zu sein verdient. Geben Sie nur müßig aus Werk,
welches an und für sich ein sehr angenehmes, und Sie werden selbst
überrascht sein, wie schnell ein Duzend solcher Servietten voll-
endet ist.

Wie lästig es sei, Damastservietten von der gewöhnlichen Größe
allen Gewerks einer anspruchlosen Abendtafel hinzuzufügen, werden
Sie sicher schon erfahren haben; vielleicht ist Ihnen auch der acht
hausfrauenliche Kummer nicht unbekannt, den schwer zu vertigende
Kette, z. B. Dbstücke, auf den in Ehren gehaltenen leinenen Ser-
vietten verursachen.

Wenn Sie also Ihre Damastservietten lieb haben, so geben Sie
Ihren Gästen zum Thee und Dessert gebäfelte Servietten von
Baumwolle.

An **Fr. M. W. in W.** Wir können Ihnen sogar eine
Angabe liefern, wie man eine sehr niedliche Besaghorde Striden
kann, und jedenfalls wird Ihnen dies erwünscht sein, da Sie sich
mit Aufertigung Ihrer und Ihrer Kinder Garderobe selbst beschäf-
tigen. Man nimmt dazu dünne Perliner Wolle, in der Farbe har-
monirend mit dem Stoff, an welchen der Besag verwendet wird.
Die Stricknadeln müssen sehr stark, von Eisen sein, Holz oder Fisch-
bein sein. Man schlägt nur 3 Maschen auf und strickt dann jede
Nadel in gleicher Weise, nämlich: umgeschlagen, 2 Maschen zu-
sammengestrickt, die 3. Masche glatt nachgestrickt. Bei den folgenden
Nadeln ist diese 3. Masche das umgeschlagene Glied der vorherge-
henden Nadel. Die kleinen Oefen, welche sich daraus zu beiden
Seiten der Perte bilden, werden besser und größer, wenn
man das Umklagen nicht in gewöhnlicher Weise thut, son-
dern den Faden verkehrt um die Nadel schlingt. Eleganter
wird der Besag, wenn man mit dem Wollfaden eine
ganz dünne farbige Seidenschnur einstrickt.

Fr. J. W. v. L. in W. Wir werden Einiges benutzen.

Fr. Herm. und Leop. M. in W. Bazar Nr. 17 hat Ihnen
bereits Befähigung gebracht.

Fr. Ant. v. F. in Wrg. Der Vorwurf „unsere Rebus-
Aufgaben seien zu leicht“ ist schon von vielen
Seiten gemacht worden. Wir brauchen wohl kaum zu
bemerkn, daß wir mit allem Vorbedacht nur leichte Auf-
gaben brachten, denn wir mußten annehmen, daß nur ein
kleiner Theil unseres großen Leserkreises im Lösen der
Widerstände schon geübt sei. Jetzt werden wir neben
leichteren Aufgaben auch schwerere bringen, wie schon die
heutige Nummer beweist.

Fr. C. L. in G. Sie verpflichten uns durch fernere Einsen-
dungen.

Fr. Anna B. in L. Mit Nr. 20 haben wir 4 Mantillen-
schmitte geliefert. Da haben Sie die Wahl.

An **Fr. P. H. in Dresden.** Wir bedauern, für manche Ihrer
Gedichte keinen Raum im Bazar finden zu können. Die
Ideen sind allerliebst, aber der Vers darf sein weites Feld
eingeräumt werden, die realen Interessen unserer Zeitung
müßten darunter leiden. Das Winterliedchen werden wir
für die rauhe Jahreszeit aufbewahren. Machen Sie uns
die Freude, Ihre übrigen und zugesandten dichterischen
Senden so bald als möglich durch neue einzulösen.

An **Franz G. Sch. in Sch.** Wir sind im Gebiete
fortlicher Poësie gegenwärtig für so lange Zeit verlor,
daß der Druck Ihrer uns freundlichst überlieferten Verse
in ferne Zukunft hinausgeschoben werden muß.

An **Fr. v. W., geb. v. K. auf C. f.** Ich Schreibe Ihnen
vermuthen, daß bei Abendung desselben Nr. 17 des Bazar
jahr noch nicht in Ihren Händen gewesen sei, da der
Wochenbericht dieser Nummer das von Ihnen angeregte
Thema ausführlich bepricht.

In Nr. 21 des Bazar (voriger Jahrgang) in dem Artikel
über Unterröde sind die Grinoline-Röde von uns nicht
gänzlich übergangen, sondern nur genannt worden, weil
jener Artikel nur den Reueheiten galt, zu denen die
Grinoline-Röde nicht mehr zu zählen sind.

Zwedmäßigkeit läßt sich keinem der jetzt gebräuch-
lichen Steifröde absprechen, mit Ausnahme des Lustrode,
welcher sich beim Gebrauch nicht haltbar erwiesen hat und
durch die häufig nöthigen Reparaturen so kostbar wird,
daß seine guten Eigenschaften für diesen Mangel nicht ent-
schädigen können.

Fischbein- und Grinoline-Röde dagegen sind
ganz für ihren Zweck tauglich, haltbar und von mäßigem
Preise, allein der gekaufte Volant unterrock dürfte
ihnen dennoch vorzuziehen sein von solchen Damen, welche
die allerdings nicht geringe Mühe des Waschens und Blät-
rens geschickten Händen anvertrauen können. Die Eleganz
dieses Rödes ist und bleibt die feinste, weil sie die an-
spruchloseste ist. [2342]

Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 19.

Die zwei Bretter, schwimmend auf dem Weltmeer,
finden sich und trennen sich die Menschen.
Iede zarte Blume der Bekanntheit
Pflanzt schon der Trennung Dorn in's Herz Dir.
Acht! und Trennung von geliebten Freunden
Ist uns wie des Todes dunkle Blindheit —
Für die Krankheit giebt es keinen Arzt mehr.

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 19.

Mangel ist die einzige Last, die schwerer wird, je Mehrere
daran tragen.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 19.

Kommt Zeit, kommt Rath. [2343]

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 22.

Alle 8 Tage erscheint eine Nummer.

Berlin, 8. Juni 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

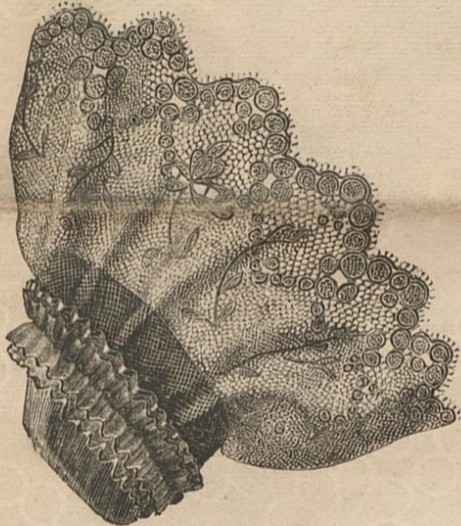
V. Band.

Pelerine

von Mull mit rosa Bandauspuß.

Diese Pelerine wird zu ausgeschnittenen Kleidern getragen und ist nach Art der früheren Cardinalstragen aus einem Rückentheile und 2 Vordertheilen geschnitten, welche letztere auf den Schultern mit dem Rückentheile zusammengenäht sind.

Die Größe unseres Modells — für eine erwachsene Figur passend — beträgt, ohne Garnitur, in der Höhe: hinten herunter, sowie die Schultern nach entlang, $\frac{1}{2}$ Elle; — vorn herunter $\frac{1}{3}$ weniger; vorn ist die Pelerine faden gerade geschnitten und mit einem breiten Saum versehen. Die Weite derselben beträgt um den unteren Rand 2 Ellen und ein knappes Viertel; oben



Manschette.

schließt sie dicht um den Hals. Um das Ausdehnen zu verhindern, ist um den unteren Rand eine dünne Schnur eingesäumt.

Die Garnitur der Pelerine besteht aus geraden Mullstreifen von verschiedener Breite, welche, wie die Abbildung zeigt, theils als Volants, theils als Puffen angebracht sind. Die Volants, deren einer ($3\frac{1}{16}$ Elle weit) um den unteren Rand der Pelerine, der andere (3 Ellen weit) eine Hand breit darüber gefestigt ist, haben beide die egale Breite von $\frac{2}{16}$ Elle (reichlich). Um den Rand der Volants ist ein zollbreites rosa Band eingesäumt und darüber noch die Verzierung von 3 ganz schmalen in den Mull genähten Fältchen angebracht, welche auch durch aufzunähende weiße Plattschürchen ersetzt werden können. In diesem Falle wäre beim Zuschneiden der Volants nur der zum äußeren Saum nöthige Stoff zuzugeben.

Die zur Puffenverzierung bestimmten Mullstreifen sind auf beiden Seiten schmal gesäumt und nicht ganz $\frac{2}{16}$ Elle breit; sie werden so aufgereiht, daß sich zu beiden Seiten eine kleine, beinahe fingerbreite Frisur bildet, und — als Puffen — folgender Weise angebracht: um den Hals ausschnitt, den Ansatz des oberen Volant entlang und von da aus, an der rechten Seite der Pelerine, vorn herauf. Zwischen Puff und Pelerine wird ein ebenfalls zollbreites rosa Band gezogen.

Dieselbe schließt vorn zusammen und ist, wie die Abbildung zeigt, daselbst mit zwei Schleifen rosa Bandes verziert, deren obere $\frac{1}{4}$ Elle, die untere $1\frac{1}{2}$ Elle handbreites Band enthält.

Das Einschieben des Bandes in die Säume und Puffen geschieht am leichtesten mittelst eines Stück Kartenspapier. Man rundet dasselbe an einem Ende ab, näht das andere Ende an das Band und schiebt die Karte wie eine Schnitnadel zwischen den Stoff, indem man das Band nachgleiten läßt.

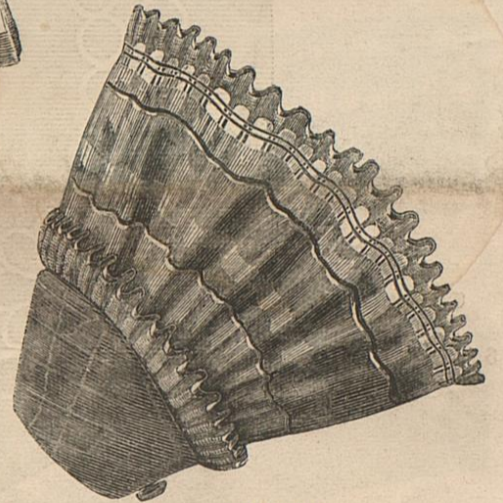
Zu bemerken ist noch, daß die Volants nicht sehr abstehen dürfen, sondern sich, so wie die Pelerine selbst, der Figur anschmiegen müssen; um dies zu erreichen, faltet man sie mit einer Tollscheere.



Pelerine von Mull mit rosa Bandauspuß.

Fichu-Berthe von weißem Tüll.

Dieses eben so einfache als kleidende Fichu ist nur zum Schmuck der Jugend geeignet und allein zu ausgeschnittenen Kleidern zu tragen. In Form einer Berthe auf dem Rücken bis zu den Schultern sich dem Ausschnitt des Kleides anschließend, vorn auf der Brust schawlartig sich kreuzend und hinten am Schluß der Taille abermals übereinandergelegt, um in langen Enden herabzufallen, hat das Fichu im Ganzen die Länge von 4 Ellen (für minder starke Personen $\frac{1}{2}$ Viertel weniger), während seine Breite mehrfach wechselt. Diese beträgt auf dem Rücken bis zu den Schultern mit Einschluß der Garnitur $\frac{1}{4}$ Elle, verringert sich jedoch von den Schultern nach den Hüften zur Breite von nur



Manschette.

3 Zoll, um in den abgerundeten Enden sich wieder zu $\frac{1}{4}$ Elle zu erweitern. Das Fichu ist in der Länge den Biegungen des Körpers folgend geschnitten, weshalb der Schnitt dem Körper, für den es bestimmt, angepaßt werden muß, welches am besten dadurch geschieht, wenn man vorher das Fichu vollständig von weichem Papier oder Futtergaze schneidet, um bei der Anfertigung selbst des Gelingens gewiß zu sein. Hat man auf diese Weise den richtigen Schnitt, der Figur angemessen, erlangt, so schneidet man nach

diesem die Form des Fichu in starkem, steifem Tüll, und bildet aus seinem Brustfeller Tüll auf dieser Unterlage die Puffen, aus denen, wie die Abbildung zeigt, das Fichu besteht. Diese Puffen (auf dem Rückentheile drei) werden natürlich nicht einzeln geschnitten, sondern aus einem breiten Stück Tüll, durch viermaliges Einziehen gebildet, und muß man beim Zuschneiden an Länge und Breite so viel des Stoffes zugeben, als die Puffen erfordern. Die untere der drei Puffen läuft aus in der Gegend der Hüften, während die zwei andern nach hinten zu anfangs schmaler werden, dann sich erweitern und nach zwei Seiten trennen, um den Rand her abgerundeten Enden zu umgeben. Der von diesem Puff frei gelassene Raum wird noch vollends durch zwei, nach oben spitz auslaufende Puffen ausgefüllt.

Daß die Biegungen des Fichu bei seiner großen Länge stellenweise ein Ansehen des Stoffes nöthig machen, ist gewiß; doch ist dies weder schwierig, noch für den Eindruck des Ganzen nachtheilig.

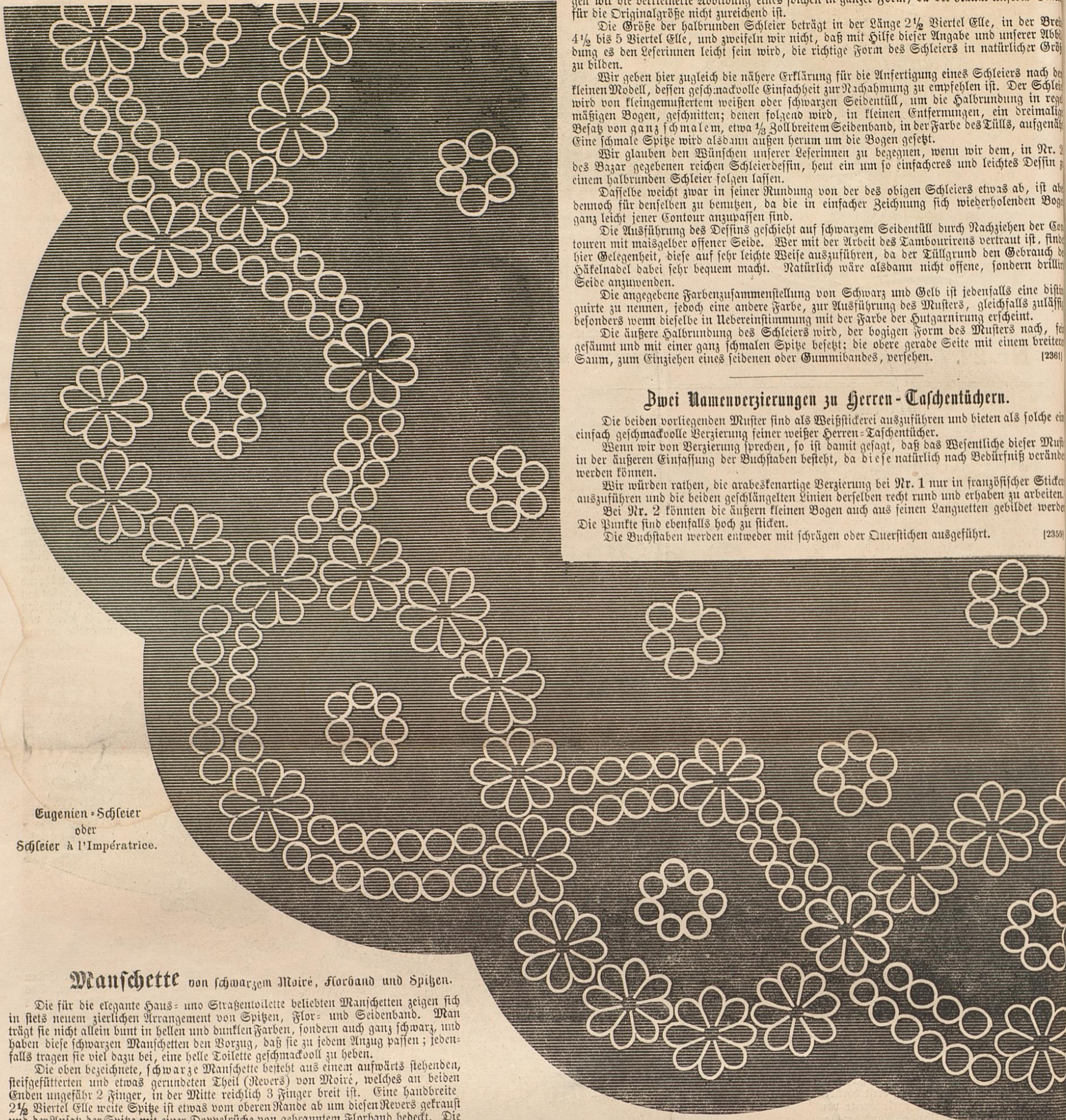
Seine Vollendung erhält das Fichu durch einen krausen, das Ganze umgebenden Tüllstreifen von der Breite eines Zolles, an den schmalen Stellen zu einem halben Zoll sich vermindert und ringsum mit einem in den Saum gefasteten rosa Seidenband umgeben.

[2366]



Fichu-Berthe (von der Rückseite gesehen).

[2365]



Eugenien-Schleier
oder
Schleier à l'Impératrice.

Manschette von schwarzem Moiré, Florband und Spitzen.

Die für die elegante Haus- und Straßentoilette beliebten Manschetten zeigen sich in stets neuem zierlichen Arrangement von Spitzen, Flor- und Seidenband. Man trägt sie nicht allein bunt in hellen und dunklen Farben, sondern auch ganz schwarz, und haben diese schwarzen Manschetten den Vorzug, daß sie zu jedem Anzug passen; jedenfalls tragen sie viel dazu bei, eine helle Toilette geschmackvoll zu heben.

Die oben bezeichnete, schwarze Manschette besteht aus einem aufwärts stehenden, fleißgefüllerten und etwas gerundeten Theil (Revers) von Moiré, welches an beiden Enden ungefähr 2 Finger, in der Mitte reichlich 3 Finger breit ist. Eine handbreite $2\frac{1}{2}$ Viertel Elle weite Spitze ist etwas vom oberen Rande ab um diesen Revers gekraust und der Ansatz der Spitze mit einer Doppelreihe von gebranntem Florband bedeckt. Die Enden der Spitze sind am äußern Rand derselben zusammengenäht.

Diese so gefertigte Manschette wird in der Weise, wie wir es heute bei dem schwarzen Ärmel beschreiben, zur Hälfte an einen seidenen mit Sprungfedern versehenen Bund genäht, so daß also die Enden der Manschette nicht mit befestigt sind und erst auf dem Arm selbst, über dem Bund, zu knöpfen werden. [2369]

Manschette von grünem Moiré, grünem Flor- und Seidenband.

Der fleißgefüllerte Revers wiederholt sich in irgend einer Form fast an allen modernen Manschetten. Bei der vorliegenden Manschette ist derselbe von grünem Moiré, und hat, die ihn umgebende Garnitur von gebranntem Florband mit gerechnet, dieselbe Größe und Gestalt als der vorhin beschriebene Revers der schwarzen Manschette. Der Volant ist von handbreitem grünem, weiß und schwarz gestreiftem Taffetband, von der Weite einer halben Elle und um den obern Rand ebenfalls mit schmalem gebranntem Florband garnirt.

Der weißseidene elastische Bund faßt an einer Seite den Volant, an der anderen — oberen Seite zur Hälfte den Revers, welcher auf den Volant zurück fällt und gleich den anderen Manschetten durch Knöpfe geschlossen wird.

Da bei dieser Manschette der Volant an den elastischen Bund und nicht an den Revers gesetzt ist, so kann der Volant zusammengenäht werden. [2370]

Eugenien-Schleier, oder **Schleier à l'Impératrice**.

Den halbrunden (Eugenien-) Schleier, deren leichte Zierlichkeit sie besonders zur Sommertoilette geeignet macht, läßt sich mit Gewißheit prophezeihen, daß sie in der kommenden Saison als beliebtester, gefälliger Schmuck der Hüte erscheinen werden.

Um unsern Leserinnen die vollständige Ansicht eines derartigen modernen Schleiers zu geben, bringen wir die verkleinerte Abbildung eines solchen in ganzer Form, da der Raum unseres Blattes für die Originalgröße nicht zureichend ist.

Die Größe der halbrunden Schleier beträgt in der Länge $2\frac{1}{2}$ Viertel Elle, in der Breite $4\frac{1}{2}$ bis 5 Viertel Elle, und zweifeln wir nicht, daß mit Hilfe dieser Angabe und unserer Abbildung es den Leserinnen leicht sein wird, die richtige Form des Schleiers in natürlicher Größe zu bilden.

Wir geben hier zugleich die nähere Erklärung für die Anfertigung eines Schleiers nach dem kleinen Modell, dessen geschmackvolle Einfachheit zur Nachahmung zu empfehlen ist. Der Schleier wird von kleingemustertem weißen oder schwarzem Seidentüll, um die Halbrundung in regelmäßigen Bogen, geschnitten; denen folgend wird, in kleinen Entfernungen, ein dreimaliges Befestigen von ganz schmalen, etwa $\frac{1}{2}$ Zoll breitem Seidenband, in der Farbe des Tülls, aufgenäht. Eine schmale Spitze wird alsdann außen herum um die Bogen gesetzt.

Wir glauben den Wünschen unserer Leserinnen zu begegnen, wenn wir dem, in Nr. 2 des Bazar gegebenen reichen Schleierdessin, heut ein um so einfacheres und leichtes Dessin zu einem halbrunden Schleier folgen lassen.

Dasselbe weicht zwar in seiner Rundung von der des obigen Schleiers etwas ab, ist aber dennoch für denselben zu benutzen, da die in einfacher Zeichnung sich wiederholenden Bogen ganz leicht jener Contour anzupassen sind.

Die Ausführung des Dessins geschieht auf schwarzem Seidentüll durch Nachziehen der Contouren mit matsgelber offener Seide. Wer mit der Arbeit des Tambourirens vertraut ist, findet hier Gelegenheit, diese auf sehr leichte Weise auszuführen, da der Tüllgrund den Gebrauch des Häkelnadels dabei sehr bequem macht. Natürlich wäre alsdann nicht offene, sondern drillierte Seide anzuwenden.

Die angegebene Farbenzusammenstellung von Schwarz und Gelb ist jedenfalls eine distinkte zu nennen, jedoch eine andere Farbe, zur Ausführung des Musters, gleichfalls zulässig, besonders wenn dieselbe in Uebereinstimmung mit der Farbe der Hutgarnitur erscheint.

Die äußere Halbrundung des Schleiers wird, der bogigen Form des Musters nach, festgestäubt und mit einer ganz schmalen Spitze besetzt; die obere gerade Seite mit einem breiteren Saum, zum Einziehen eines seidenen oder Gummibandes, versehen. [2361]

Zwei Namenverzierungen zu Herren-Taschentüchern.

Die beiden vorliegenden Muster sind als Weißstickerei auszuführen und bieten als solche eine einfach geschmackvolle Verzierung feiner weißer Herren-Taschentücher.

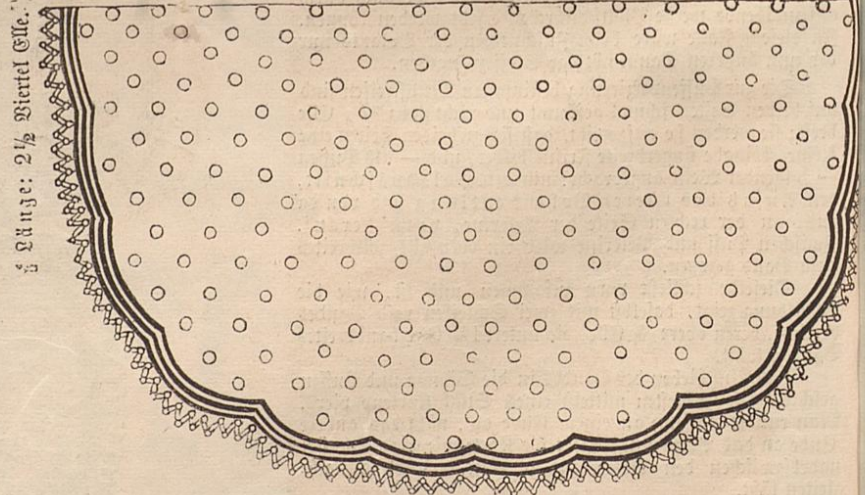
Wenn wir von Verzierung sprechen, so ist damit gesagt, daß das Wesentliche dieser Muster in der äußeren Einfassung der Buchstaben besteht, da diese natürlich nach Bedürfnis verändert werden können.

Wir würden rathen, die arabischenartige Verzierung bei Nr. 1 nur in französischer Stickerei auszuführen und die beiden geschlängelten Linien derselben recht rund und erhaben zu arbeiten.

Bei Nr. 2 könnten die äußern kleinen Bogen auch aus feinen Languetten gebildet werden. Die Punkte sind ebenfalls hoch zu sticken.

Die Buchstaben werden entweder mit schrägen oder Querstichen ausgeführt. [2359]

Breite eines Eugenien-Schleiers: $4\frac{1}{2}$ bis 5 Viertel Elle.



Form eines „Eugenien-Schleiers“.



Die Buchstaben G bis K

in Taschentücher zu sticken.

Material: weiße, blaue oder rothe Baumwolle (türkisches Garn).

Zwei Dessins.

Nr. 1. Eine Palme, in Kreuzstich zu arbeiten.

Material: bunte Wolle oder Seide.

Nr. 2. Eine gestrickte Franze.

Material: Wolle, gedrehte Seide oder weiße Baumwolle.

Wir verweisen hier auf die in Nr. 20 des Bazar, Seite 154, für die Buchstaben A bis F gegebene Erklärung.

[2353]

Zu Betreff der Verwendung dieser beiden Muster müssen wir unsere Leserinnen zu Bazar Nr. 10 zurückführen, in

welchem wir die Beschreibung einer großen, buntgestrickten Decke mitgetheilt haben — unter Andern als Wagendecke zu gebrauchen. In Bezug auf diese Arbeit ist uns von unsern Abonnentinnen vielfach Beifall ausgesprochen worden, zugleich aber auch die Bitte um ein zu dieser Arbeit passendes Palmennmuster, welches nach unserer Angabe zur Verzierung der weißen, glattgestrickten Streifen der Decke bestimmt ist. Wir erfüllen diesen Wunsch mit dem vorliegenden einfachen Dessin einer Palme, welche in 3 Farben einer Schattirung auszuführen ist und, in beliebiger bunter Reihenfolge auf den Streifen gestickt, den türkischen Geschmack in der schönsten, elegantesten Weise vertritt.

Wenn wir hier zugleich Gelegenheit nehmen, die zur Garnirung der Decke bestimmte und bei der Arbeit selbst (Bazar 1857 Nr. 10, Seite 78) genau beschriebene Franze zur Ansicht zu bringen, so geschieht es, weil wir gleichzeitig auf deren Verwendung zu vielen anderen Zwecken aufmerksam machen können, besonders da die sehr leichte Ausführung derselben keinen großen Aufwand von Zeit erfordert. Zu weißer Baumwolle gestrickt, ist die Franze ein passender Besatz um Bettdecken, gebäfelte Tisch- oder Cephadeden. Von

Was die Palme betrifft, so kann man dieselbe auch auf Canevaz, als Klein, oder in Streifen mit andern Mustern abwechselnd, arbeiten. Zu einem Fußkissen oder einer Reisetasche schlagen wir vor die Palmen in bunter Seide (Filoselle) auf schwarzem Wollgrund zu arbeiten — oder in Brillantwolle, z. B. schwarz, grau, weiß, auf fischbraunem oder breitstreifig buntem Grunde. Einzelne auf diese Weise buntgearbeitete Streifen, mit schwarzen Klistreifen zusammengesetzt, würden als Fond einer kleinen Fußbede zu verwenden sein; und könnte man alsdann dieselbe Palme auch auf der umfassenden Vorte anbringen. [2328]



Namen-Verzierung zu Herren-Taschentüchern. Nr. 2.



Namen-Verzierung. Nr. 1.

Dessin zu einem Kragen.

(Französische Stickerei.)

Material: feiner Muss.

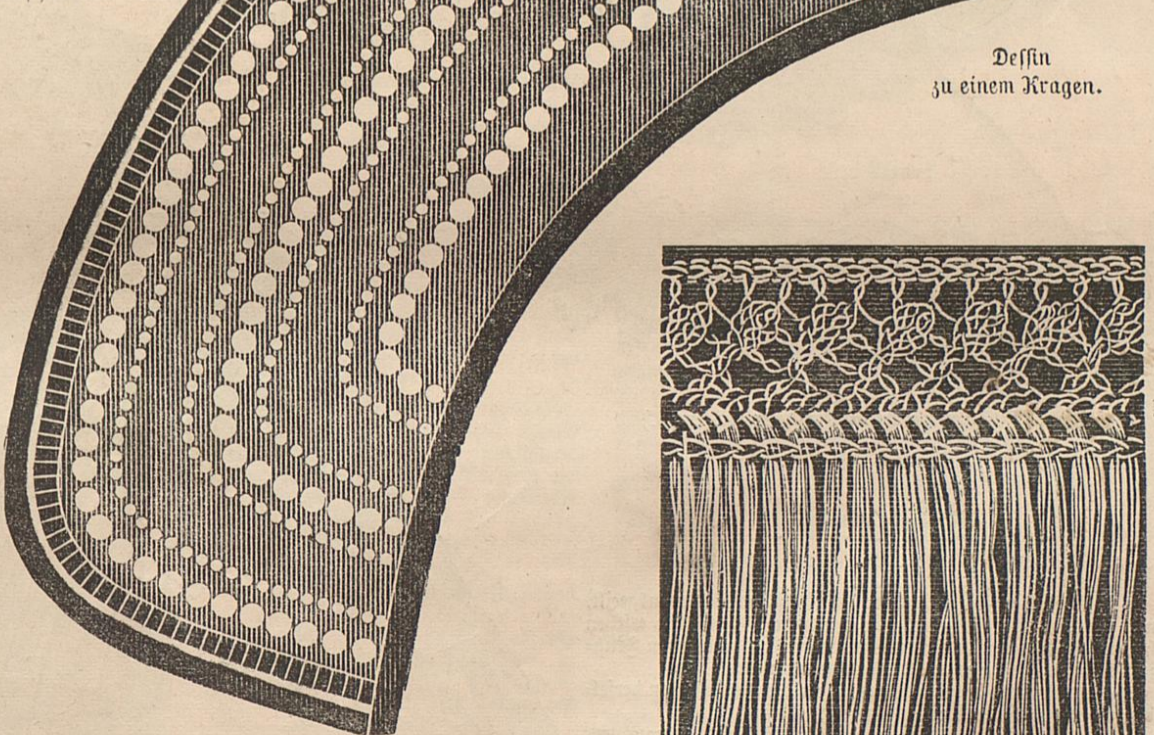
Wir übergeben hiermit unsern Leserinnen ein Dessin, welches, ungeachtet seiner Einfachheit, als vollendete Stickerei den befriedigendsten Eindruck gewährt.

Das Vorziehen der Stickerei ist nur bei den größeren Punkten nothwendig und kann bei denselben unmittelbar der Stickerei vorhergehen, so daß jeder einzelne Punkt gleich vollendet wird und man alsdann von einem zum andern sticht. Die kleinen Punkte werden nur durch mehrere auf einer Stelle dicht zusammengedrängte Stiche gebildet. Die äußere Randlinie ist mit feinem Languettenstich, die daneben, gleichlaufende Linie in nicht zu dichtem Stielstich auszuführen. Zwischen beiden Linien wird mit feinem Zwirn eine doppelte Hohnaht (Leiterstich) genäht, doch natürlich, da diese in der Runde geht, ohne daß man dazu Faden auszieht. Man bedient sich bei dieser Arbeit einer starken Nadel (feinen Stopfnadel), mittelst welcher man an den betreffenden Stellen die Mullfäden nach allen Seiten auseinander- und dadurch auch zusammengedrängt, so daß sich alsdann, bei dem Ansteppen der Quersfäden zu beiden Seiten, die einzelnen Stäbchen bilden.

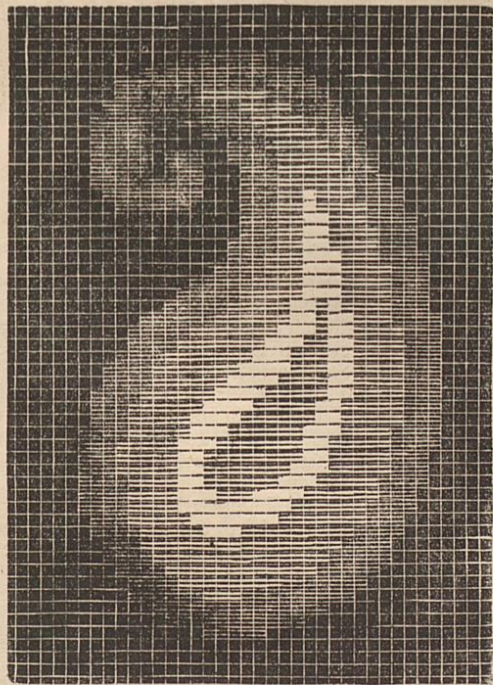
Der Kragen wird die Langquette entlang mit einer schmalen Spitze besetzt.

[2356]

bestimmte und bei der Arbeit selbst (Bazar 1857 Nr. 10, Seite 78) genau beschriebene Franze zur Ansicht zu bringen, so geschieht es, weil wir gleichzeitig auf deren Verwendung zu vielen anderen Zwecken aufmerksam machen können, besonders da die sehr leichte Ausführung derselben keinen großen Aufwand von Zeit erfordert. Zu weißer Baumwolle gestrickt, ist die Franze ein passender Besatz um Bettdecken, gebäfelte Tisch- oder Cephadeden. Von

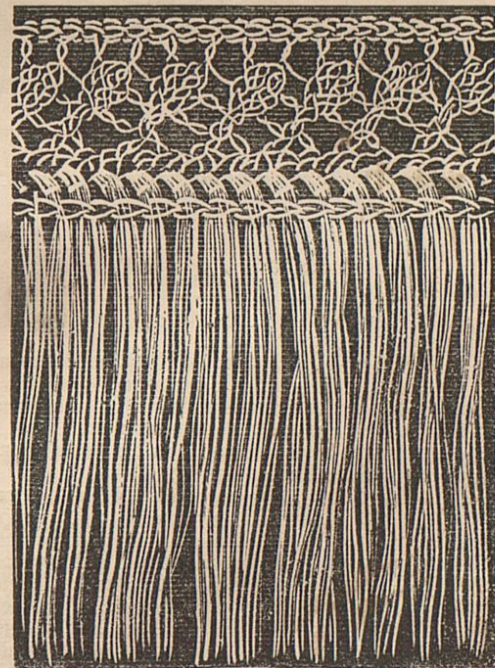


Dessin zu einem Kragen.



Dessin Nr. 1. Palme.

Seite gestrickt und in der Vorte mit Schmelz verziert, kann damit die reichste Garnitur einer Mantille, eines Mantels oder Sonnenschirms jedenfalls mit geringeren Kosten gewonnen werden, als es durch den Anlauf einer derartigen fertigen Franze möglich ist. Für die Ausführung dieser Franze in Wolle, wie sie bei Beschreibung derselben angegeben ist, können wir als eine möglicher Weise erwünschte Veränderung vorschlagen: die Franzenenden in einer, von der oberen Vorte abstechenden Farbe zu nehmen, auch wohl schattirt zu arrangiren. Der Gebrauch feiner oder starker Stricknadeln hängt selbstverständlich von der Wahl des zu verwendenden Materials ab.



Dessin Nr. 2. Gestrickte Franze.

Neue Coiffüren.

Alle auf unserer Abbildung dargestellten Köpfe liefern den Beweis, daß die Mode noch stets die niedrigen Haartrachten begünstigt, ob sich nun solche als rückwärts gekämmte, lose herabhängende Locken, als fest toupirte Locken (wie bei Nr. 3 und 4), oder als künstlich verschlungene Haarschleifen präsentiren, wie an Figur 7 zu bemerken sind.

Die Nrn. 1—5 geben sich durch die reichen, geschmackvollen Verzierungen von Band, Blumen, Perlen und Federn sogleich als Kopfsputz zu Gesellschaftstoiletten kund, wogegen die Nrn. 6 und 7 hinsichtlich ihrer Bestimmung als Braut-Coiffüre keinen Zweifel übrig lassen.

Eine Vereinfachung des angebrachten Schmuckes ist bei all diesen Coiffüren zulässig, je nachdem die Gelegenheit eine solche wünschenswerth macht. [2358]



Coiffüre Nr. 5.



Coiffüre Nr. 1.



Coiffüre Nr. 2. (Ansicht der Rückseite von Nr. 1.)



Coiffüre Nr. 6.



Coiffüre Nr. 4. (Ansicht der Rückseite von Nr. 3.)



Coiffüre Nr. 3.

Die Mode.

Unsere Berichte sind dem Frühling längst vorausgeeilt, wie die Leserinnen aus den vorhergehenden Nummern ersahen haben, welche über die Hauptbestandtheile der weiblichen Frühjahrs-toilette erschöpfende Mittheilungen geben.

Heute sei uns daher gestattet, über die Nebensachen derselben in ausführlicher Weise zu sprechen.

Die Bezeichnung „Nebensachen“ ist, streng genommen, eine ganz unrichtige, denn sind z. B. neben der Robe Hut und Mantille die wesentlichsten Bestandtheile einer Promenadetoilette, so ist damit der Anzug einer eleganten Dame noch nicht vollendet, so wenig als mit dem Anziehen des Kleides die Haus-toilette als vollständig zu betrachten ist. Es besteht in Wahrheit ein großer Unterschied zwischen dem bloßen: „ein Kleid überwerfen“ und „Toilette machen“; das erstere gehört nicht vor das Forum der Mode, das letztere hingegen



Coiffüre Nr. 7. (Ansicht der Rückseite von Nr. 6.)

ist recht eigentlich die Hauptprovinz ihres weiten Reiches, und besonders diejenige, der unsere Forschungen meistens gelten.

Was gehört nicht Alles zu einer zierlichen Haus-toilette! Vielleicht wird man mir antworten: „Außer dem Kleide noch einige Bagatellen: Krage, Unterärmel, Cravatte etc.“ Freilich dem Umfang nach nur Bagatellen, aber wie wichtig für das Ganze, so wichtig, daß die Eleganz der Erscheinung von dem Dasein oder Nichtdasein dieser Kleinigkeiten abhängt.

Die feine Lingerie ist es vor Allem, welche zur Eleganz der Toilette beiträgt, und geben die ausgeschnittenen Kleider besonders Gelegenheit, eine Mannigfaltigkeit reizender Verthen, Fichus und Pelzerinen zu entfalten, von denen die heutige Nummer einige der neuesten Façons mittheilt.

Was die Krage betrifft, welche zu hohen Kleidern getragen werden, so haben wir bereits erwähnt, daß die ganz kleinen Pariser Krage, entweder mit Spitzen besetzt oder mit gestickter kraus angelegter Garnitur versehen, gegenwärtig die beliebtesten sind. So kleinen Raum diese Krage darbieten, werden sie dennoch im Verhältnis zu ihrer Größe reich gestickt, und über-

einstimmend mit ihnen die Manschetten, welche gewöhnlich als Aufschlag einen einfachen Puffärmel zieren.

Denn obgleich wir der wärmeren Jahreszeit entgegen gehen, trägt man die Unterärmel um das Handgelenk doch häufig geschlossen, und darf voraussetzen, daß sie den Sommer hindurch in dieser Gestalt auch zu den elegantesten Toiletten getragen werden, bald mit einem, bald mit mehreren Puffen, mit oder ohne Bandverzierung, von Tüll, Mull und Battist, mit oder ohne Stickerei, je nachdem die größere oder geringere Eleganz der Toilette es erheischt.

Natürlich erfreuen sich neben diesen geschlossenen auch die offenen Unterärmel gleicher Beliebtheit, und werden ohne Zweifel in den wärmeren Sommertagen vorzugsweise zur Anwendung kommen.

Neben der aristokratischen Leidenschaft für kostbare und feine Lingerie-Artikel macht sich sonderbarer Weise die Vorliebe für das Schwarz geltend, an Toilettegegenständen, die man sonst nur weiß zu tragen für gut fand, z. B. Krage, Aermel, Manschetten. Allerdings sind die von Pariser Fabrikanten

verfertigten schwarzen Toilettenfordernisse so reizend, Tüll, Spitzen, Sammetband und Seidenstoff ist in ihnen auf so originelle und anmuthige Weise vereinigt, daß man begreifen lernt, wie unberufene Glückliche, welche keinen Grund zur Trauer haben, so vorwichtig sein können, die bedauernswerthe Berechtigung der Wittwen und Waisen zu anticipiren und sich schwarz zu kleiden, sogar was das Zubehör der Toilette betrifft.

Manschetten von buntem Band, einfach oder mit reicher Garnirung von Spitzen, gehören noch stets zu den beliebten Artikeln der Damentoitte, wie überhaupt das Band von hoher Bedeutung für dieselbe ist. Als empfehlenswerthen, einfachen Putz nennen wir die abgepaßten Gravattenbänder, deren Enden mit eigens für ihren Zweck passenden Mustern versehen sind; die beliebteste Neuheit dieses Genre's aber ist jetzt eine nach Art der Herrengravatten gestaltete Gravatte für Damen, von Seidenstoff in beliebiger Farbe mit Sammetband und Spitzen garnirt. Von mehr jugendlicher Eleganz sind die kleinen früher schon erwähnten Filetshawls von Seide in allen erdenklichen Farben, in den Enden mit reicher Stickerei in Gold und Perlen, oder nach Belieben nur einfach durchzogen.

Der Kindergarde-robe erwähnen wir heute nur, um zu bemerken, daß in nächster Nummer Abbildungen moderner Kin-

deranzüge und in darauf folgender eine Auswahl erprobter Schnittmuster nach neuesten Originalen folgen sollen. Wir werden dabei für Knaben und Mädchen, für jede Stufe des kindlichen Alters bedacht sein und hoffen dadurch allen Wünschen, so weit dies möglich, zu genügen.

Das Thema der Mantillen ist so ausführlich von uns besprochen worden, daß uns nur noch übrig bleibt zu bemerken, daß die Spitzenmantillen an Schnitt, wie in der Art der Garnirung ganz den seidenen gleichen.

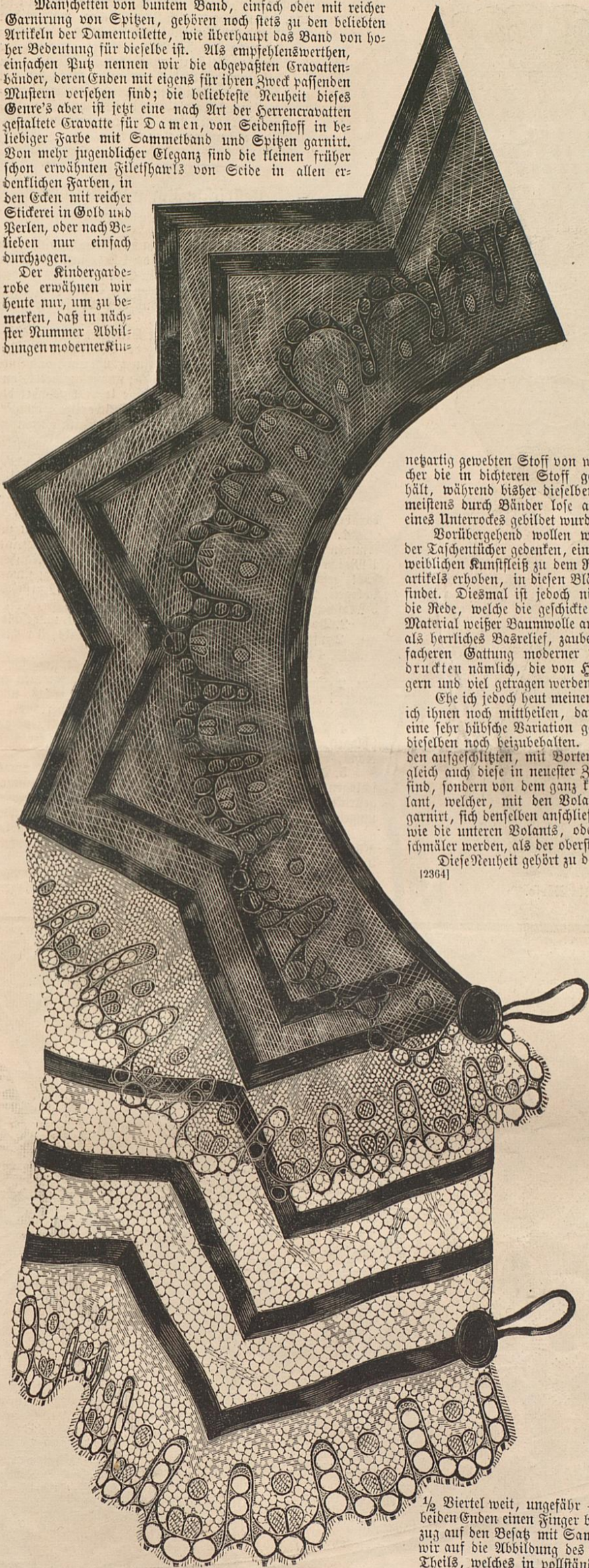
Bei Besprechung der Unterröcke erwähnten wir schon mehrfach die Stahlfedern von Stahlfedern, und wenn es heut abermals geschieht, so ist es nur, um der Vervollkommnung derselben in neuester Zeit zu gedenken, welche sie mit den gebiegensten Unterkleidern in einem Rang stellt. Die Stahlfedern, aus denen sie gefertigt, sind so biegsam, daß sie jedem Druck auf die grazilöseste Art sich fügen, während ihre Haltbarkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Das eleganteste Genre dieser Stahlfederröcke ist aus einem

netzartig gewebten Stoff von weißer Baumwolle gefertigt, welcher die in dichteren Stoff gehüllten Stahlstreifen zusammenhält, während bisher dieselben, nach Art der Fischbeinförbe, meistens durch Bänder lose aneinander befestigt, zum Skelett eines Unterrockes gebildet wurden.

Vorübergehend wollen wir noch mit wenigen Worten der Taschentücher gedenken, eines Gegenstandes, welcher, durch weiblichen Kunstfleiß zu dem Range eines eleganten Toilettenartikels erhoben, in diesen Blättern stets besondere Beachtung findet. Diesmal ist jedoch nicht von reizenden Stickmustern die Rede, welche die geschickte Leserin mit dem schmiegsamen Material weißer Baumwolle auf den klaren Grund des Battist, als herrliches Basrelief, zaubern soll, sondern von einer einfacheren Gattung moderner Taschentücher, den bunt bedruckten nämlich, die von Herren und Damen gegenwärtig gern und viel getragen werden.

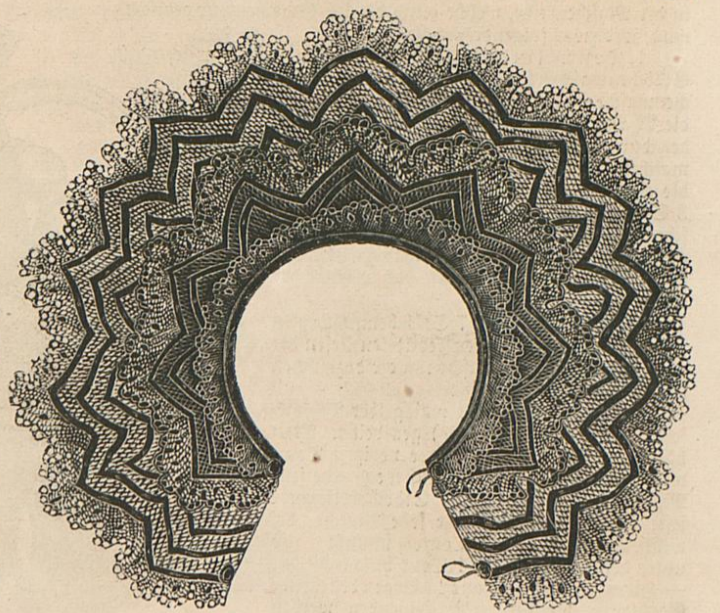
Ehe ich jedoch heute meinen Leserinnen Lebenswohl sage, muß ich ihnen noch mittheilen, daß sich für die Schöne abermals eine sehr hübsche Variation gefunden hat, ein Grund mehr, dieselben noch beizubehalten. Es ist hier nicht die Rede von den aufgeschlitzten, mit Borten oder Bandrücken besetzten, obgleich auch diese in neuester Zeit wieder sehr beliebt geworden sind, sondern von dem ganz kurzen Schooß mit krausem Volant, welcher, mit den Volants des Rockes übereinstimmend garnirt, sich denselben anschließt, entweder in derselben Breite, wie die unteren Volants, oder, im Fall diese nach oben zu schmaler werden, als der oberste und folglich schmalste derselben.

Diese Neuheit gehört zu den beachtenswerthen, nicht wahr?
12364] Veronica v. G.



Kragen von schwarzem Seidentüll und Taffet.

genommen die Breite eines Fingers ergöt und mittelst einer in Taffet gefaßten dünnen Schnur zur passenden Halsweite eingezogen werden muß. Die beiden fertigen Theile — Kragen und Volant — werden alsdann am oberen Rande zusammengeknäht. Vorn werden an jeder Seite des Kragens zwei sammetbezogene Knöpfe, und an einer Seite zweiösen von schwarzer Gummischnur zum Ueberknöpfen befestigt. [2367]

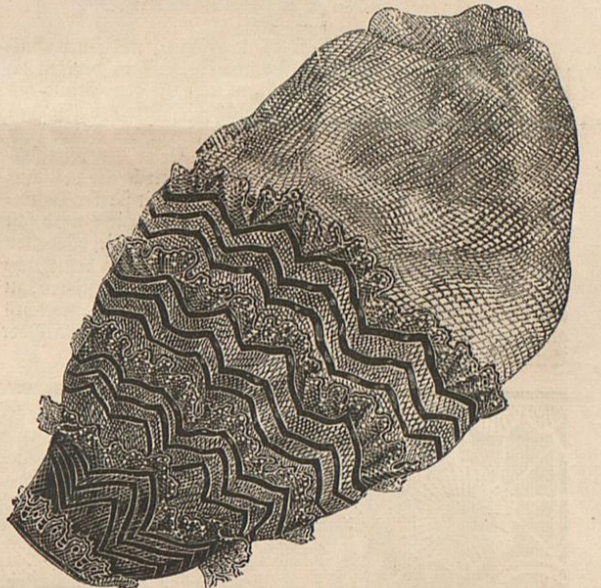


Kragen, Total-Ansicht.

Aermel

von schwarzem Seidentüll und Taffet, passend zu dem vorher beschriebenen Kragen.

Dieser Aermel (in verkleinerter Ansicht gegeben) besteht aus einem ungefähr 1 Elle weiten, sogenannten Ballon von Tüll und einer aufwärts stehenden steifen Manschette von Taffet. Der Ballon zeigt die Garnitur des Kragen-Volants in dreimaliger Wiederholung übereinander, welche ein reichliches Sechszehnthel vom untern Rande ab beginnt, und von da die Höhe einer reichlichen Viertel Elle einnimmt.



Aermel.

Kragen und Aermel

von schwarzem Seidentüll und schwarzem Taffet, mit Sammetbändchen und Spitzen garnirt.

In unserm heutigen Modebericht haben wir bereits der Vorliebe für das Schwarz in Bezug auf die kleineren Toiletten-Artikel Erwähnung gethan, und zu dieser gehörig, legen wir unsern Leserinnen den obigen Kragen als besondere Neuheit vor.

Derselbe besteht aus zwei übereinanderfallenden, gezackten Theilen, deren oberer — von schwarzem Taffet mit Tüll überzogen und mit Kitai gefüttert — einen glatten, steifen Kragen, das untere, von Tüll, einen krausen Volant bildet.

Zu größerer Deutlichkeit liefern wir sowohl eine verkleinerte Ansicht des ganzen Kragens, als auch einen Theil desselben in Original-Größe. Der Letztere bildet zugleich den Schnitt des oberen dichten Kragens.

Der Volant besteht aus einem geraden Stück Tüll, 1 Elle $\frac{1}{2}$ Viertel weit, ungefähr $\frac{7}{8}$ breit und wird nach vorn an beiden Enden einen Finger breit schmaler geschnitten. In Bezug auf den Besatz mit Sammetband und Spitzen verweisen wir auf die Abbildung des in Original-Größe gezeichneten Theils, welches in vollständiger Ausführung eine deutliche Ansicht davon giebt. Der Volant wird nicht unmittelbar an den Kragen, sondern eingekraust auf einen $\frac{2}{3}$ Viertel langen schrägen Taffetstreifen genäht, welcher doppelt zusammen-

Der Ballon ist der Länge nach ganz zusammengeknäht, und unten an ein zwei Finger breites seidenes Bündchen gefest, welches mittelst vier, in dasselbe gefasste Sprungfedern um das Handgelenk schließt. Natürlich muß das Bündchen so weit sein, daß es, ausgedehnt, bequem über die Hand zu ziehen ist.

Die Manschette wird ganz in derselben Weise, wie das vorher beschriebene obere Kragentheil gefertigt und garnirt, und bildet 5 Zacken, in nach den Seiten zu etwas absteigender Größe. An der mittlern Zacke erreicht die Manschette die ungefähre Breite des erwähnten Kragentheils und ist der vordere Rand derselben nicht gerade, sondern etwas gerundet geschnitten, damit die Manschette nicht flach anliegt. Sie wird nur zur Hälfte vorn an den Bund genäht, in der Weise, daß die beiden Enden lose hängen bleiben und erst, nachdem der Aermel übergezogen, zusammengeknöpft werden können. [2368]

Gehäkelte Börse.

Material: drilirtete Seide in Grasgrün, Lila und Maisgelb.

Wie schon früher erwähnt, werden die Portemonnaies mehr und mehr durch die Börsen in den Hintergrund gedrängt und namentlich sind es die kleinen Börsen, welche man jetzt häufig in den Händen der Damen sieht.

Eine solche — leicht ausführbare — Börse theilen wir heut unsern Leserinnen in Abbildung und Beschreibung mit.

Dieselbe ist in durchbrochenem Stäbchengrund mit grüner Seide gehäkelt und der untere Theil in fünfacher Reihe mit schmalen Festons verziert, welche aus lila Seide mit Einfassung von gelber Seide, besonders aufgefäkelt werden.

Man beginnt an der Oeffnung der Börse mit 89 Anschlagmaschen, verbindet davon die letzte Masche mit der ersten und arbeitet 22 Touren in verfeßtem Stäbchenstich, zwischen jeder

Stäbchenmasche eine Luftmasche. Alsdann häkelt man noch 7 Touren, bei jeder derselben 6 Stäbchen, in regelmäßigen Entfernungen abnehmend. Die 7., oder — vom Anfang der Börse gerechnet — die 29. Tour, ist die letzte und bildet den Schluß der Börse.

Die erste der 5 untern Garnierungen beginnt zwischen der 12. und 13. Stäbchentour (von der Deffnung an gerechnet), also in der Maschenreihe, welche durch die 12. Stäbchentour gebildet wird, und zwar folgendermaßen:

1. Tour. (Lila.) Man häkelt um eine, zwischen 2 Stäbchenmaschen liegende Luftmasche eine Stäbchenmasche, d. h. man sticht dabei nicht durch die Masche, sondern zwischen die Stäbchen in den durchbrochenen Grund, alsdann: 3 Luftmaschen und eine 2. Stäbchenmasche dicht neben die erste; dann 1 Luftmasche. Man übergeht 3 Stäbchen der untern Tour und häkelt zwischen das 3. und 4. Stäbchen abermals 2 Stäbchen, durch 3 Luftmaschen von einander getrennt; dann 1 Luftmasche — so fort, bis zu Ende der Tour.

2. Tour. (Lila.) 7 Stäbchenmaschen in jede der aus 3 Luftmaschen gebildeten Deffen der vorigen Tour; 1 feste Masche um die dazwischen liegende Luftmasche.

3. Tour. Wird mit maizgelber Mosaikseide (die feinste Häkelseide) gearbeitet. Man häkelt auf jedes Stäbchen der vorigen Tour, welche stets 7 und 7 zusammenstehen, eine feste Masche; auf die zwischen 7 Stäbchen liegende feste Masche ebenfalls eine feste Masche, bei welcher man beide lila Touren umfaßt, also unter der Luftmasche der 1. Tour hindurchsticht. — Hiermit ist die erste aus 15 Bogen bestehende Garnierung beendet. Die folgenden werden ebenso, in der regelmäßigen Entfernung von 3 Stäbchenreihen auf den Grund gehäkelt, und zählen die nächsten beiden Garnierungen ebenfalls 15 Bogen, die 4. 14, die 5. 8 Bogen. Um die Deffnung der Börse, in die Anschlagmaschen, wird eine gleiche Garnierung aus 15 Bogen gearbeitet und in jede der beiden ersten Stäbchentouren eine grüne Seidenschur gezogen, in der Weise, daß die Börse sich nach beiden Seiten ziehen läßt. Die Enden der Schnuren werden, wie die Abbildung zeigt, mit kleinen überpompnen Holzklügeln zusammengefaßt und die Börse mit 3 langen grünen Seidenpuscheln verziert.

[2350]

Eugenien-Kragen.

(Guipüre-Arbeit.)

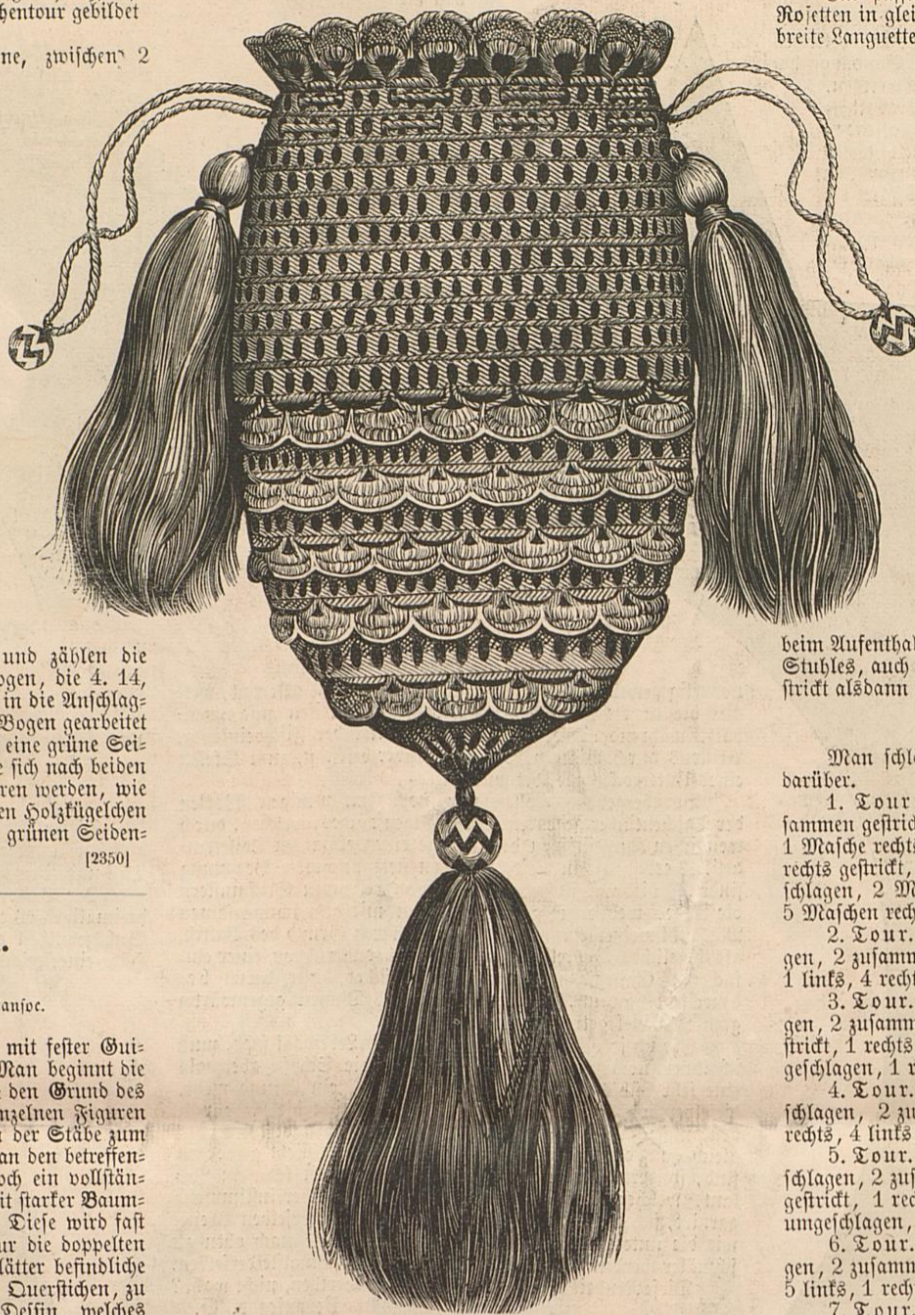
Material: feiner Battist oder dichter Nansoc.

Die Ausführung dieses Dessins geschieht mit fester Guipüreschur und nicht zu feiner Baumwolle. Man beginnt die Arbeit mit der Guipüreschur, indem man die den Grund des Modells bildenden Stäbe zieht, welche die einzelnen Figuren desselben verbinden. Am fortgesetzt von einem der Stäbe zum andern zu gelangen, umzieht man das Muster an den betreffenden Stellen die Contour entlang; doch ist noch ein vollständiges Vorziehen der Figuren und Unterlegen mit starker Baumwolle nöthig, ehe man zur Stickerei übergeht. Diese wird fast durchgängig in Längentrichtung ausgeführt, nur die doppelten Stiele und das im Innern der großen Randblätter befindliche Dessin ist in französischer Stickerei, also mit Querstichen, zu arbeiten; auch kann man das besagte kleine Dessin, welches gleichsam die Andern der großen Blätter bildet, in englischer Stickerei, also hohl, ausführen.

Dessin zu Unterärmeln

(Guipüre-Arbeit) passend zu dem Eugenien-Kragen.

Die Stickerei ist nach der zu dem nebenstehenden Eugenien-Kragen gegebenen Erklärung auszuführen.



Gehäkelt Börse.

Unsere Abbildung giebt die halbe Weite eines Ballonärmels und wird dieser unten der gerundeten Linie des Modells nach geschnitten, so daß die breite Seite desselben die Mitte bildet. Die Stickerei wird in der Weise angebracht, daß am untern Rand des Ärmels, welcher zum Anfransen an das Bündchen bestimmt ist, ein Zoll breit des Stoffes frei bleibt.

Ein passendes Muster zum Bündchen wäre eine Reihe Rosetten in gleicher Größe, und zu beiden Seiten derselben eine breite Languette, deren Bogen nach Innen stehen, wie um den Rand des Ärmelbündchens ersichtlich. Die Verbindung des Modells geschieht, wie bei der übrigen Stickerei, durch Guipürestäbchen. Zu größerer Haltbarkeit werden die Bündchen mit dem zu der Stickerei verwendeten Stoff gefüttert und kann alsdann dieselbe durch das Unterlegen eines farbigen oder weißen Seidenbandes hervorgehoben werden.

[2302]

Gestrickte Korte zu Bettdecken.

Material: starke weiße Strickbaumwolle.

Für den obengenannten Zweck strickt man das Muster in vier, der Länge und Breite der Bettdecke angemessenen Streifen, deren Enden man beim Annähen an die Decke schräg gegen einander setzt und auf diese Weise die Ecken bildet.

Derartig gestrickte Streifen, durch eine gehäkelt Stäbchentour, der Breite nach mit einander verbunden, könnten auch zum Fond einer Decke verwendet werden; und wäre dies besonders in Bezug auf kleine leicht transportable Decken anzuzuführen, welche im Sommer, beim Aufenthalt im Freien, zum Bedecken einer Bank, oder eines Stuhles, auch oft zum Schutz der Füße gebraucht werden. Man strickt alsdann die Streifen in farbiger starker Wolle.

Erklärung des Modells:

Man schlägt 21 Maschen an und strickt eine Tour glatt darüber.

1. Tour des Modells. Umgeschlagen, 2 Maschen zusammen gestrickt, umgeschlagen, 2 Maschen zusammen gestrickt, 1 Masche rechts gestrickt, 3 Maschen links gestrickt, 2 Maschen rechts gestrickt, umgeschlagen, 1 Masche rechts gestrickt, umgeschlagen, 2 Maschen rechts gestrickt, 3 Maschen links gestrickt, 5 Maschen rechts gestrickt.

2. Tour. Umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, 1 links, 3 rechts, 7 links, 3 rechts, 1 links, 4 rechts.

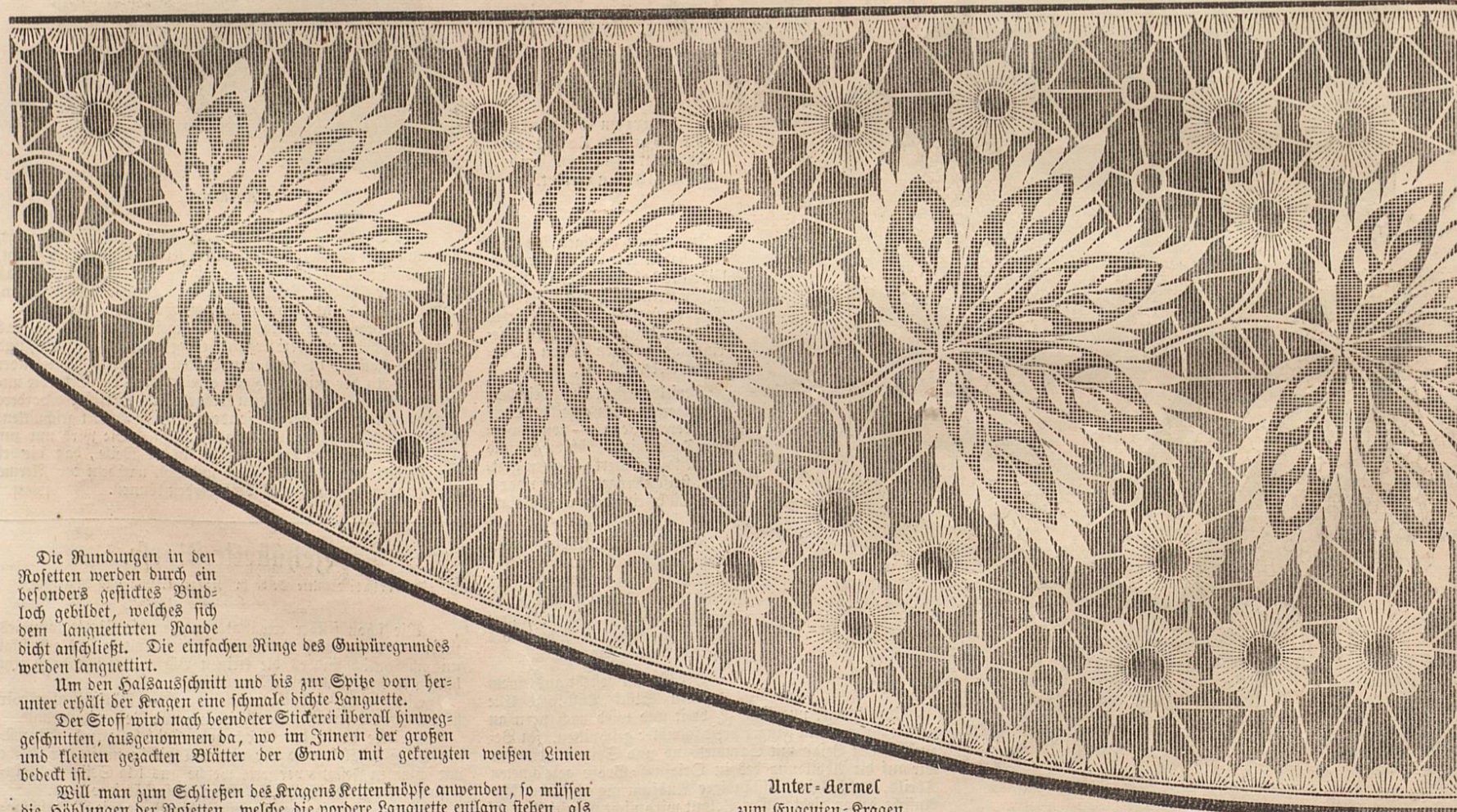
3. Tour. Umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, 1 rechts, 2 links, 2 zusammen gestrickt, 1 rechts, umgeschlagen, 1 rechts, 1 links, 1 rechts, umgeschlagen, 1 rechts, 2 zusammen gestrickt, 2 links, 5 rechts.

4. Tour. Umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, 1 links, 2 rechts, 4 links, 1 rechts, 4 links, 2 rechts, 1 links, 4 rechts.

5. Tour. Umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, 1 rechts, 1 links, 2 zusammen gestrickt, 1 rechts, umgeschlagen, 2 rechts, 1 links, 2 rechts, umgeschlagen, 1 rechts, 2 zusammen gestrickt, 1 links, 5 rechts.

6. Tour. Umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, 1 links, 1 rechts, 5 links, 1 rechts, 5 links, 1 rechts, 1 links, 4 rechts.

7. Tour. Umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, 1 rechts, 1 links, umgeschlagen,



Die Rundungen in den Rosetten werden durch ein besonders gesticktes Bündloch gebildet, welches sich dem languettirten Rande dicht anschließt. Die einfachen Ringe des Guipüregrundes werden languettirt.

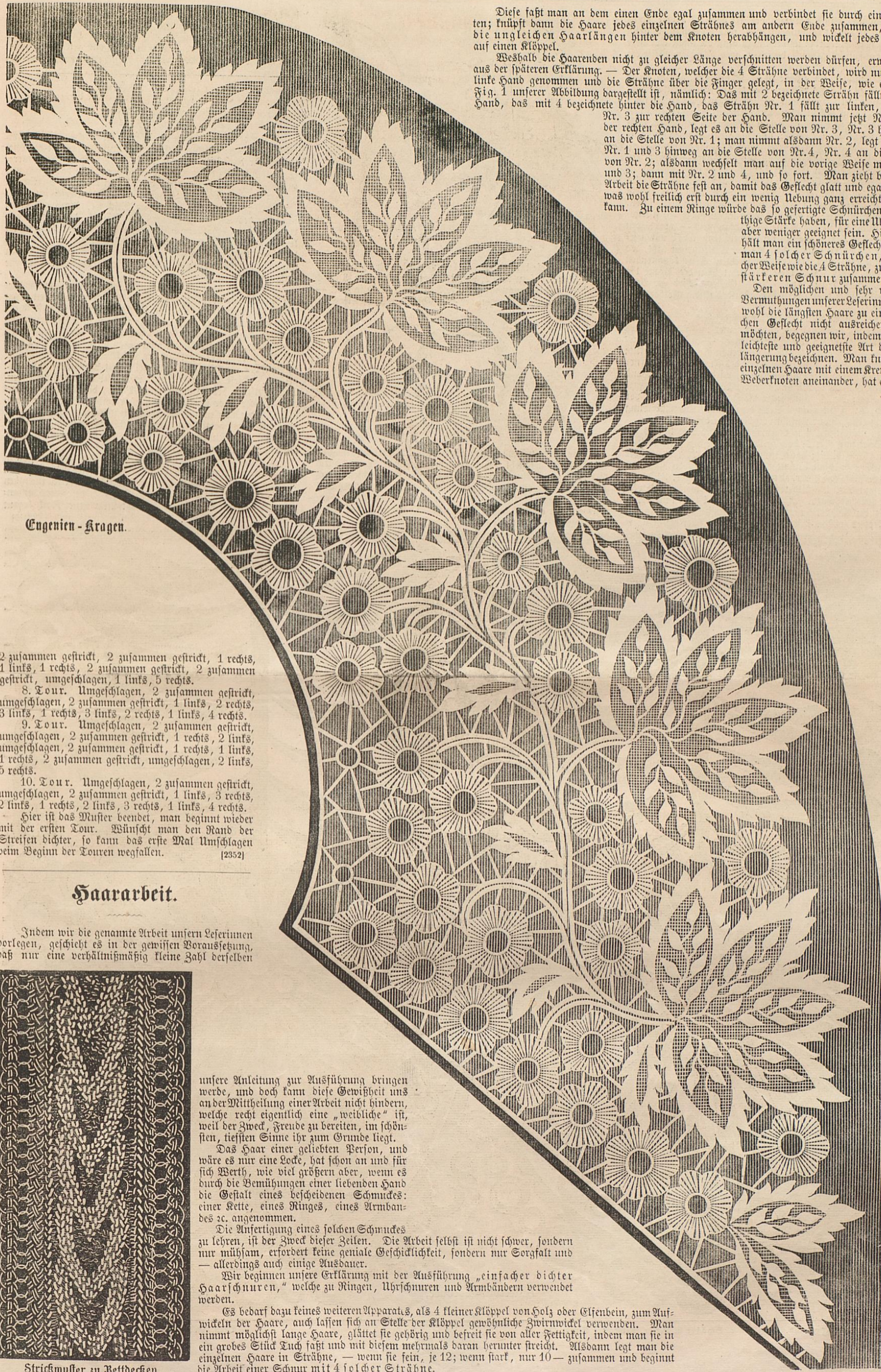
Um den Halsanschnitt und bis zur Spitze vorn herunter erhält der Kragen eine schmale dicke Languette.

Der Stoff wird nach beendeter Stickerei überall hinweggeschnitten, ausgenommen da, wo im Innern der großen und kleinen gezackten Blätter der Grund mit gekreuzten weißen Linien bedeckt ist.

Will man zum Schließen des Kragens Kettenknöpfe anwenden, so müssen die Höhlungen der Rosetten, welche die vordere Languette entlang stehen, als Knopflöcher benutzt werden.

[2363]

Unter-Aermel zum Eugenien-Kragen.



Diese faßt man an dem einen Ende egal zusammen und verbindet sie durch einen Knoten; knüpft dann die Haare jedes einzelnen Strähnes am andern Ende zusammen, so daß die ungleichen Haarlängen hinter dem Knoten herabhängen, und wickelt jedes Strähn auf einen Klöppel.

Weßhalb die Haarenden nicht zu gleicher Länge verschnitten werden dürfen, erweist sich aus der späteren Erklärung. — Der Knoten, welcher die 4 Strähne verbindet, wird nun in die linke Hand genommen und die Strähne über die Finger gelegt, in der Weise, wie es unter Fig. 1 unserer Abbildung dargestellt ist, nämlich: Das mit 2 bezeichnete Strähn fällt vor die Hand, das mit 4 bezeichnete hinter die Hand, das Strähn Nr. 1 fällt zur linken, Strähn Nr. 3 zur rechten Seite der Hand. Man nimmt jetzt Nr. 1 mit der rechten Hand, legt es an die Stelle von Nr. 3, Nr. 3 hingegen an die Stelle von Nr. 1; man nimmt alsdann Nr. 2, legt es über Nr. 1 und 3 hinweg an die Stelle von Nr. 4, Nr. 4 an die Stelle von Nr. 2; alsdann wechselt man auf die vorige Weise mit Nr. 1 und 3; dann mit Nr. 2 und 4, und so fort. Man zieht bei dieser Arbeit die Strähne fest an, damit das Geflecht glatt und egal werde, was wohl freilich erst durch ein wenig Übung ganz erreicht werden kann. Zu einem Ringe würde das so gefertigte Schnürchen die nöthige Stärke haben, für eine Uhrschnur aber weniger geeignet sein. Hierzu erhält man ein schöneres Geflecht, wenn man 4 solcher Schnürchen, in gleicher Weise wie die 4 Strähne, zu einer stärkeren Schnur zusammensügt.

Den möglichen und sehr richtigen Vermuthungen unserer Leserinnen, daß wohl die längsten Haare zu einem solchen Geflecht nicht ausreichend sein möchten, begegnen wir, indem wir die leichteste und geeignetste Art der Verlängerung bezeichnen. Man knüpft die einzelnen Haare mit einem Kreuz- oder Webknoten aneinander, hat aber da-

Eugenien - Kragen.

2 zusammen gestrickt, 2 zusammen gestrickt, 1 rechts, 1 links, 1 rechts, 2 zusammen gestrickt, 2 zusammen gestrickt, umgeschlagen, 1 links, 5 rechts.

8. Tour. Umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, 1 links, 2 rechts, 3 links, 1 rechts, 3 links, 2 rechts, 1 links, 4 rechts.

9. Tour. Umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, 1 rechts, 2 links, umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, 1 rechts, 1 links, 1 rechts, 2 zusammen gestrickt, umgeschlagen, 2 links, 5 rechts.

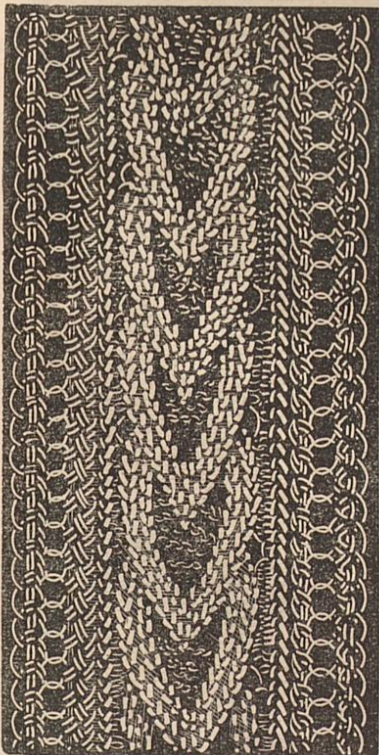
10. Tour. Umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, umgeschlagen, 2 zusammen gestrickt, 1 links, 3 rechts, 2 links, 1 rechts, 2 links, 3 rechts, 1 links, 4 rechts.

Hier ist das Muster beendet, man beginnt wieder mit der ersten Tour. Wünscht man den Rand der Streifen dichter, so kann das erste Mal Umschlagen beim Beginn der Touren wegfallen.

[2352]

Haararbeit.

Indem wir die genannte Arbeit unsern Leserinnen vorlegen, geschieht es in der gewissen Voraussetzung, daß nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl derselben



Strickmuster zu Bettdecken.

unsere Anleitung zur Ausführung bringen werde, und doch kann diese Gewißheit uns an der Mittheilung einer Arbeit nicht hindern, welche recht eigentlich eine „weibliche“ ist, weil der Zweck, Freude zu bereiten, im schönsten, tiefsten Sinne ihr zum Grunde liegt.

Das Haar einer geliebten Person, und wäre es nur eine Locke, hat schon an und für sich Werth, wie viel größerer aber, wenn es durch die Bemühungen einer liebenden Hand die Gestalt eines bescheidenen Schmuckes: einer Kette, eines Ringes, eines Armbandes etc. angenommen.

Die Anfertigung eines solchen Schmuckes zu lehren, ist der Zweck dieser Zeilen. Die Arbeit selbst ist nicht schwer, sondern nur mühsam, erfordert keine geniale Geschicklichkeit, sondern nur Sorgfalt und — allerdings auch einige Ausdauer.

Wir beginnen unsere Erklärung mit der Ausführung „einfacher dichter Haarschnuren,“ welche zu Ringen, Uhrschnuren und Armändern verwendet werden.

Es bedarf dazu keines weiteren Apparates, als 4 kleiner Klöppel von Holz oder Elfenbein, zum Aufwickeln der Haare, auch lassen sich an Stelle der Klöppel gewöhnliche Zwirnwidel verwenden. Man nimmt möglichst lange Haare, glättet sie gebrüg und befreit sie von aller Fettigkeit, indem man sie in ein grobes Stück Tuch faßt und mit diesem mehrmals daran herunter streicht. Alsdann legt man die einzelnen Haare in Strähne, — wenn sie fein, je 12; wenn stark, nur 10 — zusammen und beginnt die Arbeit einer Schnur mit 4 solcher Strähne.

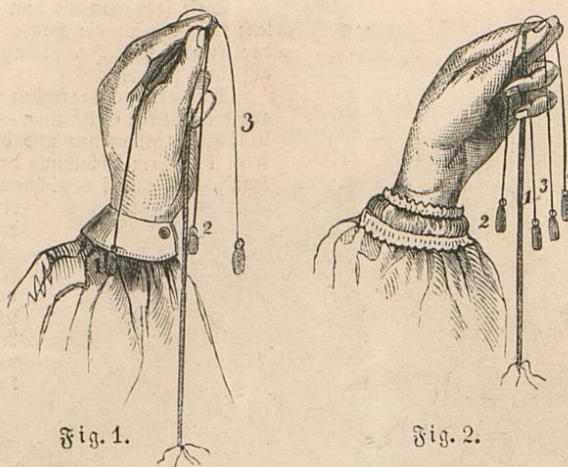
bei zu beachten, daß die Knoten der 10 oder 12 Haare eines jeden Strähnes nicht zusammentreffen, was die Schnur buckelig und rauh machen würde; sondern man muß die ungleiche Länge der Haare möglichst geschickt benutzen, und auf diese Weise die Knoten durchgängig vertheilen.

Das Knüpfen der Haare ist es wohl hauptsächlich, was diese Arbeit zu einer mühsamen macht, und der Geduld einige Proben auferlegt, wenn man es mit kurzen Haaren zu thun hat. Die schon bedeutenden und seltenen Haarlängen, von 1 1/2 Elle, geben, zu einem dünnen Schnürchen geflochten, nicht mehr als ungefähr 1/6 Elle; und diese Länge eines Schnürchens giebt, mit noch 3 anderen vierfach zusammengeflochten, nur ungefähr 1 1/2 Sechszehnthel Schnurlänge — freilich ein sehr kleiner Theil einer Uhrschnur.

Armbänder, in runder Form, sicht man auf dieselbe Art, aus 4 der zuletzt beschriebenen Schnuren; doch ist zu diesem Zweck eine platte Flechte aus dünnen Schnürchen gleich schön. Man verbindet dazu 15 oder 19 Schnürchen durch einen Knoten und schiebt sie in der Weise, daß man stets — von beiden Seiten — das äußere Schnürchen abwechselnd über und unter 2 der folgenden Schnürchen bis zur Mitte gehen läßt, wo es sich mit dem von der entgegengesetzten Seite kommenden Schnürchen kreuzt. Auf diese Art führt man die Flechte bis zur gewünschten Länge aus. Jedes Geflecht wird zur Vollendung eines oder des andern Gegenstandes einem Goldarbeiter übergeben.

Wir gelangen nun zur Erklärung der Fig. 2 unserer Abbildung. Diese bezeichnet ein anderes feines und noch schöneres festes Geflecht, dessen Anfertigung man — mit vier Haarsträhnen — nach den bei Fig. 1 gegebenen Regeln vorbereitet; und beginnen wir also mit der Arbeit des Flechtens: Der Knoten, welcher die 4 Strähne verbindet, wird in die linke Hand genommen und die Strähne folgender Weise über die Fingerspitzen gelegt; Nr. 1 fällt hinter die Hand, Nr. 2 und 3 vor die Hand, Nr. 4 zur rechten Seite der Hand. Die Abbildung selbst giebt eine genaue Ansicht von der Lage der Strähne.

Man nimmt Nr. 1 mit der rechten Hand und legt es zur rechten Seite von Nr. 2, doch so, daß es über den Fingerspitzen eine kleine Dese bildet; dann nimmt man Nr. 2, legt es über Nr. 1 zu Nr. 3; man nimmt Nr. 3, legt es über Nr. 2 zu Nr. 4, nimmt endlich Nr. 4 und zieht es über Nr. 3 hinweg durch die von Nr. 1 gebildete Dese. Hierauf werden alle vier Strähne fest angezogen. An Stelle der Nr. 1 liegt nun Nr. 4, an Stelle der Nr. 2 liegt Nr. 1. Man beginnt abermals mit Nr. 1, legt es zu Nr. 4, doch so, daß ersteres über den Finger-



spitzen eine Dese bildet; Nr. 4 legt man über Nr. 1 zu Nr. 3, Nr. 3 über Nr. 4 zu Nr. 2, Nr. 2 schiebt man über Nr. 3 durch Nr. 1. Jetzt legt man wieder Nr. 1 zu Nr. 2, und so fort. — Nach jedesmaligem Kreuzen der 4 Strähne werden dieselben fest angezogen.

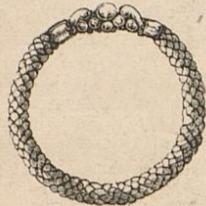


Fig. 3.

Die Verwendung dieses Geflechtes zu Uhrschnuren und Armbändern geschieht auf die vorher erwähnte Weise, durch vierfaches und abermals vierfaches Zusammenflechten, nach Fig. 2. — Von einem rund geflochtenen Armband giebt Fig. 3 eine verkleinerte Ansicht. — Zu einem Ringe genügt hier ebenfalls ein nur einmal aus 4 Strähnen geflochtenes Schnürchen; auch kann man dazu 15 oder 16 Haarsträhne, jedes 10 Haare

stark, auf ganz gewöhnliche Weise platt zusammenflechten. Das Befestigen der Strähne an Klöppel ist hier ebenfalls nöthig, um durch das Gewicht derselben die Haare straff und gleichmäßig anzuziehen. Die angefangene Flechte befestigt man an ein schweres Nähtissen. (Fortsetzung in Nr. 24.)

Unterrock - Bordüre.

(Weißstickerei.)

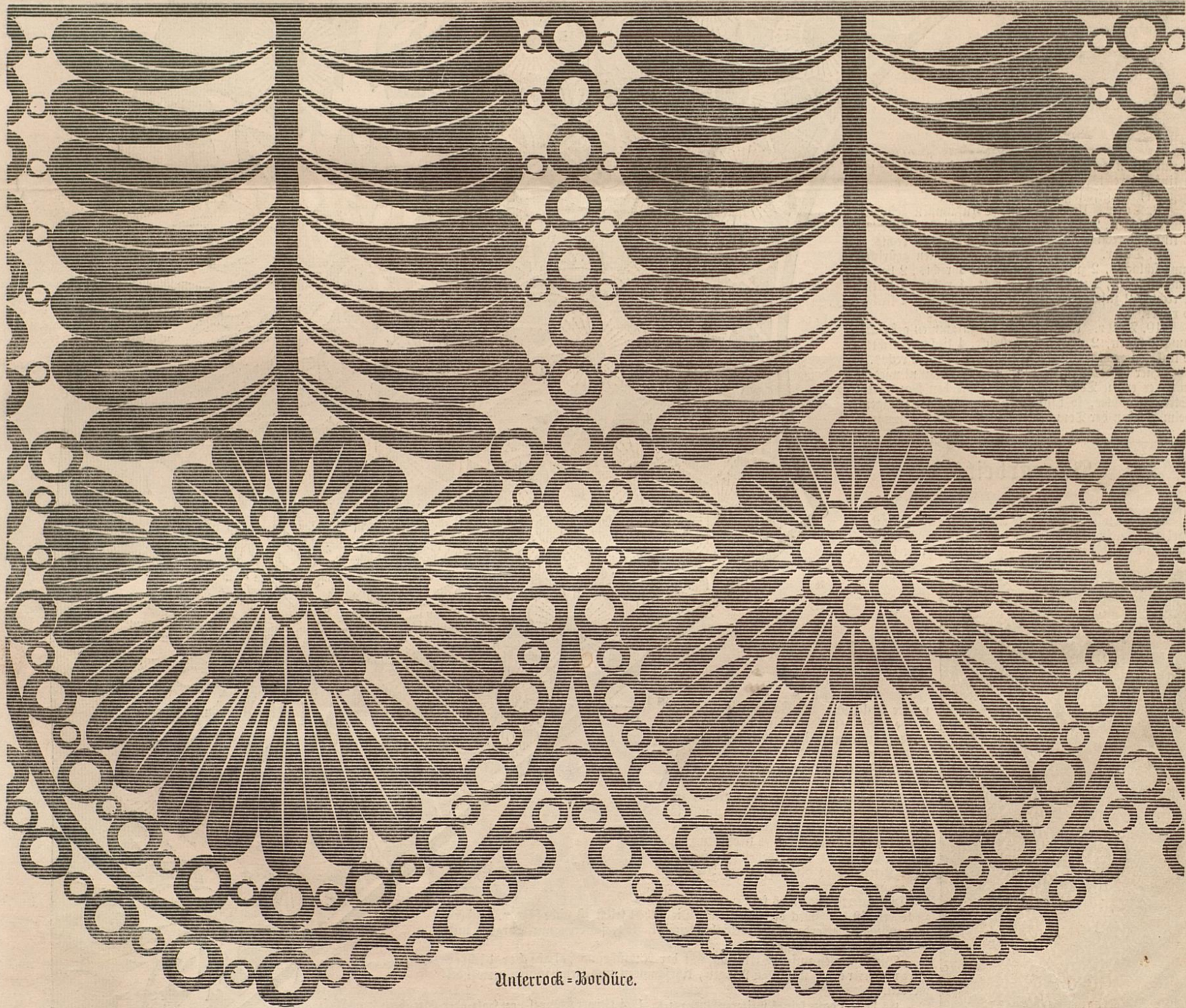
Da wohl anzunehmen ist, daß die auffallende Eigenthümlichkeit des vorliegenden Dessins die Aufmerksamkeit der Leserinnen für dasselbe gewinnen wird, so bedarf es von unserer Seite keiner besonderen Aufforderung dazu, und haben wir nur zu bemerken, daß auch in seiner Ausführung dieses Dessin ungewöhnlich und in wahrhaft prunkvollem Effect erscheint. —

Während bei der englischen Stickerei, durch das Ausschneiden des Stoffes im Innern des Dessins, dieses mehr das Ansehen einer Schablone erhält, tritt hier das Muster in vollem Zusammenhange kräftig hervor, indem der Stoff außerhalb der breit gestickten Figuren gänzlich hinweggeschnitten wird. Hauptbedingung bei der Arbeit ist deshalb: das feste Zusammenhängen aller Theile des Musters.

Es genügt nicht allein, beim Uebersticken der Figuren darauf Rücksicht zu nehmen, sondern die Festigkeit der Arbeit hängt hauptsächlich von dem sorgfältigen Vorziehen des Musters ab. Man nimmt dazu starke Baumwolle und befestigt die Figuren an den Vereinigungspunkten durch Verschlingen der Vorziehfäden aneinander. Innerhalb der Contouren wird das Muster dicht mit Baumwolle unterlegt und die Stickerei, bis auf die gerade in die Höhe stehenden breiten Stiele, mit Languettenstich ausgeführt. Diese Stiele übersticht man mit egalen Querstichen. Dem Belieben der Stickerin steht es frei, die Blätter bis auf eine schmale Ader in der Mitte von beiden Seiten zu übersticken, oder nur mit einem breitgestickten Rand zu umgeben; der innere frei gebliebene Stoff würde alsdann nicht ausgeschnitten. Die Rundungen werden hohl gearbeitet und so breit, als das Muster angiebt, umsticht.

Der zu dieser Stickerei zu verwendende Stoff dürfte nicht zu klar, sondern fest und haltbar, z. B. feiner dichter Schirting sein.

Da das Muster oben mit einer breiten, dicht zu stickenden Linie abschneidet, so kann die Bordüre auch besonders anlanguettiert, und auf diese Weise ein nicht mehr neuer Rock elegant ausgestattet werden. [2357]



Unterrock - Bordüre.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 23.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. Juni 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Knabe von 7 Jahren. Blouse und Pantalons von rothbraunem Sammet, letztere sind weit und kurz und wie die Blouse mit dunklerem Sammetband und Knöpfen in einfacher Weise garnirt. Weite Puffen-Unterärmel, um das Handgelenk mit kleinen Knöpfchen geschlossen; spitzer Kragen, geschlossen durch eine mit Quasten versehene Schnur.

Figur 2. Mädchen von 10-11 Jahren. Kleid von hellgrauem Taffet mit doppeltem Rock; der obere, zackig ausgeschnittene Rock schließt mit einem viermaligen Besatz schwarzen Sammetbandes. Leibchen mit abgerundeter Schneppe und einer Berthe vom Stoff des Kleides, mit Sammetband garnirt. Weite offene Aermel mit Ueberärmeln, welche eine dem Rock entsprechende Garnitur zeigen. Runder Strohhut mit einer großen, den Kopf in Form eines Kranzes umschließenden Feder. Gesticktes Chemiset. Weite Puffen-Unterärmel.

Figur 3. Knabe von 3-4 Jahren. Rock und Jäckchen von dunkelgrünem Sammet, geziert mit Streifen schwarzen Sammetbandes; das Jäckchen ist vorn offen mit gespaltener Ueberschlagtrage, welcher das Chemiset von Battist sehen läßt. Aufliegende Aermel mit Aufschlag, Unterärmel und Pantalons von Battist.

Figur 4. Mädchen von 8-9 Jahren. Kleid von hellbraunem Popeline mit 2 Röcken; der obere derselben ist der Länge nach mit Bandrücken in gleicher Farbe besetzt; eben so der Schooß des Leibchens, die doppelten Pagodenärmel, die Achselbänder und die über dem Chemiset sichtbaren 3 Querstreifen. Unterärmel und Chemiset von gesticktem Mull.

Figur 5. Knabe von 5 Jahren. Röckchen von indischem Nanjing, an beiden Seiten mit Querstreifen weißer Posamentierborte pyramidalisch verziert. Schräge Tasche, durch Troddeln markirt. Jäckchen von Nanjing mit entsprechender Garnitur, vorn offen, nach unten zu abgerundet und auf den Hüften mit Einschnitten versehen. Kragen und Unterärmel von gestreiftem Battist, Mütze von vergelbtem Maroquin, Stiefeln von demselben Stoff.

Figur 6. Knabe von 10 Jahren. Jäckchen von dunkelblauem Cashmir. Weste von weißem Piqué, vorn herunter zugeknöpft, Beinkleider von weißem Piqué, lackirte Stiefeln mit Bänderpuffen. Hemd mit Ueberschlagtrage und rothes Band als Cravatte.

Figur 7. Mädchen von 9 Jahren. Kleid von blauem, quergestreiftem Taffet mit 3 Volants, deren erster vom Gürtel ausgeht. Leibchen ohne Schooß mit hinten runder Berthe, deren Enden vorn sich kreuzen, und hinten am Schluß der Taille verschlungen, lang hinabfallen. Aermel mit breitem gespaltenen Revers, durch ein Gitter schwarzen Sammetbandes zusammengehalten. Ein schwarzer Sammetstreifen bildet sowohl den Besatz der Volants als der Taille. Schweizer Kragen, Schweizer Unterärmel, weiße Pantalons, blaue Stiefeln; im Haar eine schwarze Sammetkrawatte mit langen Enden.

Figur 8. Knabe von 9 Jahren. Jäckchen von kastanienbraunem Sammet, mit aufgeschlagenen Aermeln, garnirt mit breiter Borte aus dunklerem Sammet, welche vorn, am schrägen Schluß des Jäckchens entlang geht. Weiße Pantalons, Unterärmel und Kragen von Battist, runder italienischer Strohhut.

Selene.

Eine Novelle.

Von

Cäcilie von Paszkowsky.

(Schluß.)

Endlose Tannenwälder an den Bergen dehnen sich an beiden Seiten der bergan- und bergabführenden Chaussee nach Klauenthal. In das monotone Säuseln der Tannen klingt das harmonische Läuten der Herdenglocken, das Murmeln der aus dem Felsen sprudelnden, den Berg hinunterfließenden Quellschen und Bäche. Da ist denn Klauenthal mit dem Nachbarstädtchen Tellerfeldt, 1800 Fuß über dem Meeresspiegel, so daß die Luft hier schon merklich unfreundlich und rauh wird. Eine höchst interessante Tour machten unsere Reisenden in die bedeutenden Silber- und Erzminen hinab. Aber schauerlich ist es unter der Erde, wenn gleich durch unendliche viele Mühe und tiefe Arbeit es der Kunst der Menschen gelungen ist, alle Gefahren des Einsturzes dieser unterirdischen Gänge unmöglich zu machen. Mächtiges Gewölb stützt von allen Seiten die Schächte, in denen Bergleute, in ihrer finstern Tracht, Windlichter in den Händen, mit dem sinnigen Gruß: Glück auf! dem Reisenden begegnen, die ebenfalls in Bergmannstracht 500 Fuß tief hinuntergefahren waren. Aber feucht und schwer ist die Luft, das Wasser sicker durch die Ritzen, das hämmern arbeitender Bergleute hallt dumpf wider und der Knall des Pulvers, mit dem das Erz herausgesprengt wird, scheint die ganze unterirdische Welt zertrümmern zu wollen. Die jungen Mädchen athmeten hoch auf, als sie im



Sommer-Moden.

kleinen Zechenhause sich von den Strapazen des Kletterns erholen konnten.

Da ist das Städtchen Klübelend in einem tiefen Thal, von den weißgrauen Kalkfelsen eingeschlossen, an deren Füßen sich die Wellen des breiten Stromes brechen, die mächtige Marmor-mühlen treiben; da liegt der schwarze Eingang zu der Viels-höhle, und hier geht's bergan zu der merkwürdigen Baumam-s-höhle mit ihren wunderbaren Tropfstein- oder Stalaktitenge-bilden; langsam tropft das Wasser aus den Ritzen und Wöl-bungen dieser wunderbaren Höhle, und nach und nach bilden sich die Krystalle, welche die eigenthümlichsten Formen anneh-men. In dem sogenannten Tanzsaal, einer weiten, hohen Halle, erhebt sich die klingende Säule, acht Fuß hoch, die bei der leisesten Berührung einen glodenähnlichen Ton von sich giebt. Der Führer löschte sein Licht aus, unheimliches Dunkel umgab sie, dann zündete er ein bengalisches Feuer an und Alles flammte in den buntesten Reflexen; dann schoß er eine Pistole ab und aus den endlosen Hallen und Wölbungen, deren Ende noch nicht ermittelt, antwortete ein dumpfes Echo. Glückselig derje-nige, Ihr Lieben, dem Umstände und Verhältnisse erlauben, alle diese Herrlichkeiten der Natur zu bewundern, die den Beschauer unwillkürlich mit den Worten des Psalmisten rufen lassen: Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel! — Ungern trennten Helene und Marie sich von dieser merkwürdigen Höhle, die ih-rem unglücklichen Entdecker den Namen verdankt — der drei Tage lang, ohne Licht und Nahrung, in den unterirdischen Gängen umherirrte, und wie er durch Zufall an's Ende kam, in Folge seiner Angst und Abspannung starb. Im Hintergrund der Landschaft erhebt sich der riesige Brocken und neben ihm die stattliche Achtermanshöhe; sie schauen so finster auf die unter ih-nen liegende Bergwelt; es ist ein herrliches Panorama, der mächtige Brocken mit seinem schwarzen Haupt, die weißlichen Kalkfelsen Klübelend, die wunderbarlich gestaltet mit dem frischen Grün ewiger Tannenwälder kontrastiren. Da ist das Städtchen Vernigerode, mit seinem, hoch auf dem nackten Felsen lie-genden Schloß des Grafen Stolberg-Vernigerode, und weiter, an dem Felschen Haffersode vorbei, windet sich der schmale Fuß-pfad unter schattigem Gebüsch ins Holzammen-Thal, wo die wilde Holzmenge schäumend und brausend über Gestein und Klippen dahinwallt. Enger und mühsamer wird der Weg, dunkle Tannen säuseln an beiden Seiten, tief unten mit wildem Getöse braust der Fluß dahin. Dieses Felsenbett heißt die steinerne Rinne. Ueber einem der wildesten Theile des reißenden Stromes hängt eine schmale Brücke, mit Mühe klettert man hinüber und schaut nun hinter sich oder vor sich in die wilden Wasserwogen, die bald hoch aufsprühen, bald über zertrümmerte Felsmassen stürzen. Ein Punkt, von dem man von einer Gruppe wild über einander geworfener Granitblöcke, die halb bemooßt sind, einen schauerlich schönen Ueberblick in dies Felsen-thal mit seinem weißen schäumenden Wasser hat, heißt die Hölle. Wie der gute Genius dieses wilden Tales, blickt am Eingange ein hoher weißer Felsen, der silberne Mann, in die malerische, un-heimliche steinerne Rinne. Nach und nach wird die Gegend we-niger wild, die Tannen weniger dicht, die grotesken Felsenmassen verschwinden, der Fußpfad wird ebener. Sie und da erblickt man wieder einzelne Köhlerhütten, vor denen ein unfreundli-cher Hund liegt, unromantische Meiler, aus denen ein unange-nehmer Dualim entparrucht. Wir stehen am Fuße des Nene-denberges, über den es zum Brocken hinaufgeht. Eine unwirt-bare Gegend umher, alte knorrige Baumwurzeln wuchern über den Weg, kleine Bergwässer rieseln hie und da. Vinsen und Hirschwurz mit den weißen wehenden Blumendolden wachsen an sumpfigen Stellen; hin und her grünt einsames Heidekraut mit den violetten Blütenblüscheln und Heidelbeerenkraut zwi-schen den unheimlichen Steinblöcken, an die sich Moos und kärgliche Flechten kleben. Die Luft wird immer unfreundlicher, der Wind streicht rauh über die öde Gegend; wie nebelhafte Schatten huschen die Wolken, leicht und durchsichtig, an uns da-hin. — Gottlob! wir stehen am Brockenbett. Hier windet sich der Weg hinauf zum Brocken; der weitere, bequemere für Wagen und Pferde, der nähere, aber wildere für Fußgänger. Kargli-cher wird die Vegetation, kleiner die Tannen, rauer die Luft, wilder, grotesker die Granitfelsen, die unordentlich durch einan-der geworfen liegen. Endlich hört jede Vegetation, jeder Baum-wuchs auf, nur zuweilen blüht sogenanntes Heeremoos mit den bizar geformten Federblumen hervor. Da liegt das Brocken-haus, 3500 Fuß über dem Meerespiegel. Bei hellem heiterem Himmel, wenn die Sonne wolkenlos auf- und niedergeht, bietet die Aussicht von der Spitze des Brockenhauses ein über alle Be-schreibung herrliches Bild. Selbst bis zum fernen Hercules auf der Wilhelmshöhe kann dann das Auge schweifen, hinweg über die großartige Berggegend ringsum. Unsere Reisenden trafen leider einen nebeligen trübigen Abend, einen eben so wenig hellen Morgen, wie häufig der Fall ist — und dennoch erschien es den genugsamen Mädchen, ungeachtet aller Kälte, die sie ausstan-den, äußerst romantisch mit den Nebeln, die sich nach und nach zu Wolken verdichteten und um die Fenster des Wirthshauses jausten und brausten, wie die Wellen eines sturmbelegten Meeres. Schneller als bergan geht es einen sehr steilen Pfad berg-unter, an dem Schneeloch, wo noch ein Johann Schneeloch, dem wilden Herrentanzplatz, an gigantischen Granitblöcken dahin, die ein gewaltiges Zeugniß jener Natur-Revolutionen ge-ben, deren noch keine Geschichte gedenkt, die aber jene uralten Bergriesen und Granitmassen auseinander gerissen haben. Jetzt zerfließt die Zeit mit ihren mächtigen Einflüssen von Regen und Schnee, Sonnenschein und Sturmwinden langsam, aber sicher den eisenfesten Granit, an deren Oberfläche sich Moose und Flechten kümmerlich hinschlängeln, bis nach und nach Gräser und Blumen und endlich Tannen und kräftige Fichten mit ih-ren tief sich erstreckenden Wurzeln das Werk der Zerstörung Jahr-hunderte alter Felsen vollenden. Der Name Brocken schien den jungen Mädchen denn auch viel weniger bezeichnend für die wilde, großartige, unheimliche Gestaltung des Harzriesen, als der volkstümliche Name: Blocksberg — von dem die Sagen und Märchen erzählen, hier hätten in der Walpurgisnacht He-ren und Kobolde ihren Reigentanz gehalten und die wilde Jagd, dies Räthsel ferner Bergregionen, ihr dämonisches Wesen getrie-ben. Wahrscheinlich stammt die Sage aus den Zeiten Karls des Großen, der mit seinen Franken die heidnischen Wenden mit Feuer und Schwert zur Annahme des Christenthumes zwingen wollte, die auf der Höhe geheiligter Berge in sternhellen Nächten ihrem Altvater Wodan opferten, und um die Fingere abzuhalten, in Hirschfelle und Ochsenhäute eingehüllt, mit Hirsch-geweihen an den Häuptern, unter tollem Geschrei, unter Zusam-menschlagen und Klirren ihrer Waffen und Opfergeschirre ihre

Ceremonien vollführten. — Allmählig wird die Gegend wieder freundlich, Blumen und Bäume erscheinen, lauer und milder weht die Luft; murrend fließt ein silberhelles Bächlein neben ihnen; es ist die Aise, die späterhin im romantisch von Bergen umkränzten Iffenthal spielend und ländelnd, wie ein glückliches Kind, dahin rauscht, bis sie immer wilder und reißender wird, über zerbrochene Felsen im jähen Katarrakte hinstürzt oder wie in blinder Wuth mit ihren schäumenden Wellen die Ufer zerpeitscht. Da liegt der einsame Iffenstein mit dem eisernen Kreuz oben auf dem Denkmal, das der Graf von Stolberg-Vernigerode, zum Andenken an die siegreichen Feldzüge 1813 und 1814, seinen Kampfgenossen hat errichten lassen.

Schnell und glücklich flossen die letzten Reisetage hin. Der Doctor ließ es sich nicht nehmen, Helene selbst an den Ort ihrer Bestimmung zurückzuleiten, wo sie Alle mit herzlichster Freude empfangen wurden und Werner sein Versprechen geben mußte, seine Reisebekannten bald mit einem Besuch zu überraschen. Er versprach es, und schneller, als er erwartet, sollte er sein Ver-sprechen erfüllen, wenn auch die Umstände, unter denen es er-folgen sollte, sich höchst traurig gestaltet hatten.

Helene hatte sich wieder in den beschränkten Kreis des Alltags-lebens hineingelegt. Mit der größten Aufmerksamkeit und Freund-lichkeit erfüllte sie ihre Pflichten, um so den Dank gegen ihre so un-endlich gütigen Gebieter auszudrücken. Den beiden Kleinen hatte sie lieblich Andenken mitgebracht, wie sie in kleinen und größern Städten des Harzes leicht zu haben sind; ihrer geliebten Großmutter aber einen schönen Kranz von hie und da gesammelten Flec-then, Moosen und Blumen und schmückte damit das theure Bild. Auch der Graf und die Gräfin waren nicht vergessen. „Groß-mutter,“ sprach das junge Mädchen, als sie am ersten Abend der Heimkehr zum erstenmal in ihrem Zimmer unter dem Bilde stand, „Großmutter,“ sagte sie mit gefalteten Händen und Thränen in den Augen, „Deine Helene ist so glücklich, Dein letztes Gebet, das Du für mich zum Himmel hinaufsandtest, ist erfüllt worden — ich bin so glücklich, wie ich es zu werden nie habe beanspruchen können!“ Ein plötzlicher Thränenstrom umflorte Helenes Augen. Eine dunkle Wolke war über den Mond da-hin gezogen, der eben so hell und klar in's Fenster schaute; eine unwillkürliche Ahnung beklemmte Helenes Brust, sie wußte nicht, was die Zukunft ihr Unheilvolles oder Trübes bringen würde — aber der glückliche Moment war dahin! Unter dem Bilde der Großmutter stehen bleibend, wiederholte sie fast un-willkürlich die schönen Anfangsworte des Gerhards'schen Liedes aus ihrem holsteinischen Gesangbuch, die ihr so oft im Leben Trost und Beruhigung verliehen hatten:

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herz nur kränkt,
Der allertreuften Pflege
Deß, der den Weltkreis lenkt.
Der Wolken, Fluß und Winden
Bestimmte Zeit und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Die dein Fuß gehen kann.

Helenes bange Ahnung hatte sie nicht betrogen. Ein herz-liches Leid war ihr noch ausbedenkt und sollte sie tief, tief im Innersten ihres Herzens treffen, wie denn der liebe Gott recht oft unsere Wünsche nicht erfüllt und das Theuerste, was wir auf Erden besitzen, zu sich nimmt, damit wir unser Herz nicht in selbst-süchtiger Liebe an ein sterbliches Wesen fetten und seiner dar-über vergessen. Das ist ein Act seiner Erziehung, den Gott in seiner, oft unverständenen Weisheit mit uns Menschen vor-nimmt, ein Act seiner väterlichen Liebe, wenn wir sie auch hier nicht begreifen können. Noch einmal sollte Helene durch die Schule der Leiden und Prüfungen gehen, um geläutert für ihr ganzes Leben zu werden.

Der Sommer und der Frühherbst waren hingegangen, Helene hatte mit treuem Eifer den Unterricht der beiden Mädchen vor-genommen, und namentlich hatten Toni's schnelle, fast reißende Fortschritte in allen Schulwissenschaften und in der Musik, die sie so liebte, Aller Erstaunen erregt. Leider erweckte eine be-deutende Kränklichkeit bei einer mehr und mehr zunehmenden Reizbarkeit des Geistes die gerechte Sorge Helenes und der Baronin, die der kleinen Adoptivtochter des Schwagers denn auch herzlich zugethan war. Der Hausarzt meinte, es sei eine Folge ihres ungewöhnlichen Wachstums; mit dem wiederkeh-renden Frühling werde sich die Reizbarkeit und die Kränklich-keit der Kreolin leicht verlieren. Alle glaubten gerne daran; nur Helene nicht, sie hatte die Worte des Doctor Werner nicht vergessen: Toni sei eine zu zart organisirte Pflanze, um so leicht den Stürmen eines nordlichen Winters Trost bieten zu können. Toni's eigener Eigensinn sollte schneller die Katastrophe herbei-führen. Mitten im Park lag ein schöner Teich, den ein eis-ernes Gitter umgab, um das Aaleen und rankende Rosen an-gezo-gen waren. Hier wurden im Sommer eine Anzahl allerliebste Gold- und Silberfische gehalten, an denen namentlich Toni eine große Freude hatte, wie sie sich denn immer über die schönen Schwäne im Schloßgarten zu Pyrmont gefreut und ihnen täg-lich ihr Futter zugetheilt. Wenn die Kleinen, klugen Gelschöpfe nur von der Ferne den Klang des silbernen Glöckchens oder die fast eben so hellen Stimmen der Kleinen hörten, ver-sammelten sie sich alle am Ufer und schnappten mit weitgeöff-neten Mäulchen die Brotkrumen auf. So war es ziemlich spät im Herbst geworden, die hohen Kastanienbäume hatten schon eine röthliche Färbung angenommen. Die Blumen waren spär-licher geworden, nur die Astern und Georginen mit den lebhaft-ten Anfarbungen ihrer Farben prangten zwischen den dunkel-grünen Blättern auf den weiten Beeten des Parkes. Helene spielte mit den Kindern im Garten — leider hatten die Kleinen sich eben, wie oft der Fall war, heftig gestritten, und Lucie hatte wie immer nachgegeben und still geschwiegen. Helene schien es nicht zu beachten, suchte sie doch Alles zu vermeiden, was Toni reizen konnte, und Lucie war zu endlich gutmüthig, um sich weiter darum zu befummern. „Heute füttere ich die Fische,“ sagte Toni, indessen Helene ein Weilschen stehen ge-blichen war, um mit dem Gärtner zu sprechen. „Gieb mir die Glode!“ Das wollte Lucie nicht gelten lassen, denn Toni hatte erst gestern den Fischen ihr Futter gegeben. Die Kinder liefen den Rasenplatz hinunter und näherten sich dem Teich. „Gieb her,“ sagte Toni athemlos, als sie am Rande des Teiches stand. „Nein, wir halten es sonst immer so“, und dabei hob Lucie den Arm, um zu klingeln. „Wenn ich sie nicht haben soll, sollst Du

sie auch nicht haben“, rief Toni heftig, riß der Anderen die Glocke aus der Hand und nahm einen kleinen Anlauf, um sie in den Teich zu werfen. Dabei verlor sie das Gleichgewicht, glitt durch die Stäbe des Gitterwerks und fiel in den Teich. Ein Hilfeschrei, ein lauter Angstruf drang zu den Ohren He-lenes, die sich mit dem Gärtner etwas tiefer in den Park ent-fernt hatte und jetzt langsam zurückging. Sie eilte schnell da-hin, von woher der Hilferuf ertönte: sie sah am Ufer Lucien mit ausgebreiteten Armen stehen, sah in dem Teich Toni's hell-grünes Kleid und ihre nackten Schultern. Athemlos springt sie in den Teich, der weite Kreis treibt, nimmt die Kleine in ihre Arme, und ehe der Gärtner sich gemächlich genähert hat, trägt Helene schon das leichenblaße, zitternde Kind dem ent-fernten Wohnhause zu.

Wieder sind Tage und Wochen seit jenem Tage hinge-gangen. Noch einmal führe ich Euch, Ihr Lieben, in ein Kran-kenzimmer, vielleicht noch einmal an ein Sterbebett. Das ist ein gar trauriger Ort, eine schauerliche Stätte, wenn nicht der Engel christlicher Ergebenheit, himmlischer Hoffnung seine Schwingen um dasselbe breitet und der Krankheit ihre Schmer-zen, wie dem Tode seine Schrecknisse nimmt. Also, wie ge-sagt: noch einmal treten wir in ein Krankenzimmer; aber welch ein Unterschied mit dem, das wir im Anfange dieser Erzäh-lung betreten haben. Da schieb eine würdige Matrone, der die Stürme des Lebens nichts von ihrem Frieden in Gott, ih-rem festen Vertrauen hatten rauben können. Da erlag endlich ein Baum, ein kräftiger Baum, der ein langes, sturmbelegtes Dasein hindurch fest und stark dagestanden, bis Ast um Ast, Blatt um Blatt zusammenbrachen und verwelkten — aber um das morsche Trümmernetz schlang sich das Immergrün frohen Gottvertrauens. Hier wulste eine zarte Pflanze, eben dem Keim entsprossen, langsam dem Tode entgegen, ehe sie hatte Knospen und Blüten treiben können; hier troste ein wildes, tropisch-glühendes Kind gegen sein Gesicht, konnte sich nicht beugen unter die gewaltige Hand Gottes und verschonte sich gleichsam gegen alle besseren Regungen und Empfindungen mit einem eigenmüthigen: Ich bin noch so jung, ich will noch nicht sterben!

Eine leichte Erkältung Toni's in Folge jenes unglücklichen Sturzes in den Teich war denn auch schnell gehoben (und Alle wunderten sich über die kräftige Natur des Kindes), um allmählig eine Brustkrankheit zu entwickeln, die schnell und reißend um sich griff. — Der Baron zog außer seinem alten er-fahrenen Hausarzt denn auch gleich den Doctor Werner zu Rache, dessen Kenntnissen und Scharfblick er volles Vertrauen schenkte. Welch ein trauriges Wiedersehen für Helene! — Mit Schonung theilte der gefühlvolle Mann der tiefbewegten Baro-nin, der weinenden Helene mit, wie wenig Aussicht auf Bese-derung sei, da bei einem so fein organisirten Körper, durch den schnellen Sturz ins kalte Wasser, bei Toni's übermäßiger Auf-regung und Erhitzung, Brust und Lunge des Kindes bedeutend angegriffen seien, — wie bei dem schnellen Umsichgreifen der Krank-heit kaum auf die Wiederkehr des Frühlings zu hoffen sei und wohl mit dem Schluß des Jahres Toni ihr junges Dasein werde enden müssen. Auf Keinen machte diese Mittheilung einen so gewaltigen, erschütternden Eindruck, wie auf den „Onkel,“ der in stummer Verzweiflung gleichsam dem Todesur-theil des Doctors lauschte. Mit namenlosem Entsetzen wu-ten seine Augen auf dem bleichen Angesicht des Kindes, dessen eingefallene Wangen eine brennende Röthe färbte. Ach, in diesen starren Blicken lag nicht die Aufopferung, die hingebende Liebe Emma's und Helene's; und schien es Letzterer mehr denn je, als drückte ihn eine tiefempfundene geheime Schuld. Ungeachtet aller Bitten der Anderen hatte Helene es freiwillig übernommen, allen, ohne Hilfe einer Wärterin, die Emma zu wiederholten Malen dem jungen Mädchen anbot, die Pflegerin des geliebten Kindes zu sein; und mit Engelsmilde und Geduld ertrug sie alle Launen, allen Trost, mit dem Toni buch-stäblich ihre Umgebung marterte. Nie kam eine Klage über Helene's Lippen, mit der größten Bereitwilligkeit, mit schwe-sterlicher, ja fast mütterlicher Zärtlichkeit suchte sie Toni zu er-beitern, ihr eine Freude zu bereiten, daß ihr kleines Krankenzim-mer, ungeachtet der späten Jahreszeit, einer grünen Laube gleich — denn Toni liebte Wohlgeruch, Blumen und grüne Zweige über Alles — Helene wußte mit der größten Sorgsamkeit im Dürchen oder in den Treibhäusern des Barons Blumen aufzutreiben, um wo die nicht ausreichen wollten, standen grüne Tan-nenzweige und Epheuranen in den kleinen Vasen neben ihrem Bettchen; aber mit noch mehr Theilnahme suchte sie Toni's ver-schlossenes Herz für die sanften Thränen der Religionempfindli-chen zu machen. Sie erzählte ihr in ihrer kindlichen, herzlichen Weise, wie nun das heilige Weihnachtsfest heranah, ein Zu-belfest für die Kleinen, wo unser Heiland die Herrlichkeit Got-tes verlassen habe und, ein armes kleines Kind, in einer dür-rtigen Hütte geboren sei, indessen da oben die himmlischen Heer-scharen ihr Hallelujah gebuhelt. — sie erzählte ihr von der traurigen Flucht seiner Eltern nach Aegypten, wo seine erste Kindheit hingeflüchten; wie er späterhin, seines göttlichen Berufs inne, im Tempel gelehrt, seine Mutter ihn mit Schmerzen gesucht und er ihr gehorsam gewesen sei; wie er her-nach als Lehrer der Menschen, als Verkünder der ewigen göttli-chen Wahrheiten aufgetreten und so gern die unschuldigen Kindlein um sich versammelte, da solchen das Reich Gottes sei; wie er hernach, um der Sünden der Menschen willen, den schweren Kampf im Garten zu Gethsemane gekämpft und den schmachvollen Märtyrertod am Stamme des Kreuzes unter Mißthätern erduldet und sterbend noch für seine Feinde ge-betet habe — sie erzählte ihr von seiner siegreichen Auferstehung am Ostermorgen und der Fahrt hinauf gen Himmel, wo er einst Alle in seiner Herrlichkeit um sich versammeln wolle, die ihm hienieden fündlich geliebt und das eigne eigeninnige und trostige Herz unter die Hand Gottes gebeugt hätten. — Toni hörte dann wohl schweigend zu, nur nach und nach schien ein mattes Licht der Erkenntniß in ihrer unmachteten Seele aufzudämmern; aber die Eisrinde ihres Herzens war noch nicht geschmolzen von den Strahlen des göttlichen Lichtes. —

Es war drei Tage vor dem heiligen Weihnachtsfest. Alle hatten sich längst zur Ruhe begeben, nur Helene wachte noch in dem Zimmer ihres kranken Lieblings. Mit Seelenangst be-wachte sie die unregelmäßigen Athemzüge des Kindes. Ach! die Frier, die der Doctor ihrem Leben gesetzt, war noch so kurz und die Kreolin wiederholte noch immer mit Eigensinn die Worte: ich bin noch so jung, ich will noch nicht sterben! — Draußen heulte der Decembursturm. An die Fensterstöße flatschte der Regen. Helene arbeitete bei dem Scheine der

Lampe an einem allerliebsten Puppentischchen zur Weihnachtsbescherung für Lucien. Warum denn sollte das Kind durch die Krankheit Toni's leiden? litt sie doch ohnehin so viel, da die geliebte Gespielin nicht bei ihr sein konnte; denn in Lucien's reinem Kinderherzen war kein Raum für Unversöhnlichkeit und Rache; alle Kränkungen aus früheren Tagen waren längst vergessen. — Auch für Toni hatten die Baronin und Helene bestmöglichst gesorgt. Der „Onkel“ hatte mit vieler Mühe eine kleine Auswahl blühender Tropengewächse aufgetrieben, mit denen Toni überrascht werden sollte. „Ellen“, hob Toni da plötzlich mit lauter Stimme an, und richtete sich mühsam halb auf, „willst Du mir einen Gefallen erweisen, meine Ellen?“ „Gern, meine süße Toni“, entgegnete Helene, erfreut der geliebten Kranken einen Dienst leisten zu können. „Leist Du, Ellen“, nahm Toni das Wort, „in Deinem Schlafzimmer hängen die beiden hübschen Portraits, die möchte ich gern eine kurze Zeit neben meinem Bette haben. Da denke ich mir denn, die schöne bleiche Dame in dem himmelblauen Kleid mit dem gepuderten Haar sei meine Mutter, meine herzliche Mutter, und der schöne Mann in der Generaluniform mit den blanken Sternen auf der Brust sei mein Papa, wie er noch jung und hübsch und gesund war. Laß mir diese beiden Bilder, bis ich wieder hergestellt bin, denn Du hast ja noch immer Dein Großmütterchen, von der Du uns so oft erzählt hast, bei Deinem Bette hängen, und ich möchte auch so gern eine Mutter haben.“ Helene versprach freudlich ihren Wunsch zu erfüllen und ließ sich die Stelle zeigen, wo die beiden Bilder hängen sollten. „Und nun, Ellen“, begann Toni lebhaft wieder, „heute Nacht sollst Du ruhig und ungestört schlafen, denn ich will Dich nicht ungenügend erwachen; aber zuvor thue mir noch einen Gefallen und erzähle mir ein recht freundliches Märchen, wie damals, als wir in der grünen Geißblattlaube saßen und uns lange Ketten von den blauen Blumen der Springen machten. Hörst Du, Ellen, es muß aber ein recht liebliches Märchen sein, und wenn es Frühling wird, soll Onkel Siegfried den häßlichen Leich zuwerfen lassen, und Blumen sollen dann auf dem Rasen wachsen. Ich wie schön wir dann spielen wollen und ich füttere den ganzen Sommer die Gold- und Silberfische; denn wenn ich gesund geworden bin, dann wird Lucie mir immer meinen Willen lassen; die Andern,“ fügte sie leiser hinzu, „werden dann sagen: die Toni ist so lange krank gewesen und da dürfen wir sie nicht aufregen und betrüben. Nicht wahr, Ellen? und zum Sommer reisen wir Alle wieder nach dem lieblichen Pyrmont, o, ich möchte so gern einmal wieder reisen!“ Helene wandte sich um, eine aufwallende Thräne zu verbergen, besann sich eine Weile und begann alsdann mit leiser Stimme ihr Märchen: „Dies in einem schattigen Thal, auf dem grünen Sammet eines sonnenbestrahlten Bläckdäns blühte eine Blume unter den andern Blumen des Thales. Sie war aber so hold und lieblich gestaltet, daß man hätte meinen können, die Hand eines Gärtners habe zwischen einfache Feldpflanzen aus fernem glücklicheren Regionen diese Blume hierhergeleitet, um zu sehen, ob sie zwischen den Blüthen des Nordens werde gedeihen können. Dabei war sie sich aber ihrer Schönheit bewußt, daß sie die anderen bescheidenen Blumen des Thales, das süßbustende, demüthige Veilchen, welches im tiefen Thale blühte, die weiße Glockenlilie unter den grünen Gesträuchen und das blaue, sinnige Vergißmeinnicht am Rande des klaren Bäckdäns verachtete. Auch war sie widerstrebend und treu; wenn die anderen Blumen in stiller Nacht ihre Kelche öffneten, damit die kleinen Genien und Engel, die auf den Mondesstrahlen auf und nieder hüpfen, den perlenden Thau in den leuchtenden Kelch träufeln könnten; dann faltete sie ihre Blätter fest zusammen, als bedürfe sie dieses erquickenden Tränkchens nicht; wenn die anderen, demüthig, in heisser Sonnengluth sich senkten, schaute sie stolz und hochmüthig empor, als fürchte sie den verjüngenden Strahl nicht, und wenn ja ein wilder Sturmwind über das Thal dahinfuhr und mächtige Eichen entwurzelte, da neigten sich Alle so unterthänig hin und her, nur sie hob ihr Haupt muthig aufwärts, als könne der brausende Titan ihr nichts anhaben. Darüber wurden denn auch die kleinen Blumengenien, die bei dem ersten Morgenroth die Knospen wach küssen, sehr traurig, und sie berriethen untereinander, was sie beginnen sollten, um die schöne, stolze Blume zu demüthigen. Der Eine sprach: wir wollen so heiße Sonnenstrahlen auf sie niedersenden, daß sie würde verschmachten müssen, wenn sie ihr stolzes Haupt nicht neigte. Der Zweite sprach: wir wollen einen Sturm über sie herbrausen lassen, der die stolzen Tannen des Gebirges entwerzelt, der wird auch ihren Stolz brechen. Laßt sie, sagte der dritte Engel, mich jammert diese arme schöne Blume, als wäre es eine verlorene Menschenseele — morgen sprechen wir uns! Und die stille Nacht zog heran, die Sterne funkelten am tiefblauen Himmel, hinter den braunen Bergen stieg der silberne Mond in die Höhe; seine leuchtenden Strahlen küßten die stillen Blumen im Thal und sie neigten wie in stummer Andacht ihr Haupt — und tief in den grünen Geßbläns sang eine Nachtigall ihr liebliches Lied zum Lobe der schönen, purpurrothen Blume. Die Blume hatte aber indessen einen wunderbaren Traum. Sie sah sich selbst in ihrer Schönheit und Pracht. Aber es war Winter um sie. Ein so kalter Hauch, wie sie ihn nie empfunden, umwehte sie, aus der schweren, grauen Luft fielen weiße wunderliche Flocken, leicht und wehend, wie die weißen Blüthenflocken der Hirschwurz, welche in feuchten Sümpfen wächst. Aber die wehenden Flockchen wurden eiskalt, und hart wie Bergkrysal. Die andern Blumen hatten demüthig alle ihr Haupt geneigt, waren nach und nach verwehlt und lagen in ein eingehüllt in das Leichentuch des Winters. Da schauerte die Blume und sah sich selbst in dieser trostlosen Erstarrung um sie her. Allmählig wurde es wieder Frühling, laue Lüftchen säfelten, am blauen Himmel schien die Sonne, gelbne Käferchen und bunte Schmetterlinge wiegten sich im Sonnenschein, alle die andern Blumen gudten neugierig lauschend aus der grünen Erde hervor und die kleinen Genien küßten sie wieder wach ins Frühlingdasein, nur an der schönen, stolzen Blume flatterten sie vorüber, als bemerkten sie sie nicht. Da hörte sie denn auch Stimmen der Engel, die mit einander flüsterten, und sie merkte leicht, daß von ihr die Rede sei. Laßt die hochmüthige Blume, so redeten sie unter einander, still im tiefen Grabe der Erde schlafen, in dessen die Andern zu schönerem neuen Leben aufblühen; hat sie uns doch nicht kennen wollen und verschmähte unsere Gaben, die wie ihr spenden wollten: Thau und Kühlung nach brennender Sonnenhitze! — Eine namenlose Angst erfüllte ihr ganzes Wesen. Zum erstenmale blickte sie hilflos um sich, auf

die Blumenschwestern ringsum, und siehe da, die erblickten alle in schönerer Gestalt unter einem tiefblauen Sonnenhimmel, auf sammetgrünen Rasen. Wieder schaute sie hinauf gen Himmel und wie gefaltete Hände streckte sie ihre Blätter empor. Da erwachte die Blume aus dem schweren Traum. Sie stand noch auf dem schlanken Stengel, ein schattiges Thal, ein helles Morgenroth leuchtete frieblich über Thal und Höhen, aber der Engel der Nacht hatte ihr schon seinen kühlenden Thau in den heißen Kelch gesenkt; denn ihr Stolz war gebrochen und wie die Sonne höher am Himmel daherkam, neigte sie demüthig ihr Haupt und wandte sich lächelnd den bescheidenen Schwestern zu, die sich nicht wenig verwunderten über die gänzliche Umwandlung der stolzen Schwester. Die kleinen Genien frohlockten untereinander, daß ihr Lieblingskind gerettet sei aus den Banden und Fesseln des Hochmuthes und der Selbstucht. Was thut ihr denn jetzt? so fragten sie sich, denn sie wollten ihrem Liebling jetzt eine Freude bereiten. Wir wollen Sturm und Sonnenschein über sie hingleiten und glühen lassen, damit sie siegreich in dieser Prüfung ihre Kräfte erproben mag, so sprach der Eine. Wir wollen ihr ein langes, liebliches Dasein voll milden Sonnenscheins und laue Winde verleihen, entgegnete der Zweite. Laßt mich gewähren, sprach erst der dritte Engel, der schon einmal den besten Rath erteilt hatte. Und wieder war die Nacht heraufgezogen, die Blumen senkten wie betend die Häupter und sie mit ihnen. Da schwebte leise auf der durchsichtigen Leiter der Mondesstrahlen der eine Engel hernieder und hauchte einen sanften Hauch auf ihre purpurrothen Blätter. Das war der Hauch des Todes gewesen, sie neigte ihr welkendes Haupt tief und tiefer, denn sie war eingeschlafen, um nie wieder zu erwachen, um in himmlische Gefilde versetzt zu werden und allda zu blühen und zu duften für alle Ewigkeiten. Die andern Schwestern trauerten still über die schöne Gefährtin, die am nächsten Morgen bleich und welk am Stengel hing, und doch freuten sie sich, daß kein Sonnenbrand und kein Sturm sie mehr erreichen konnte. — Da hast Du mein kleines Märchen, Toni, hat es Dir gesagt? Hast Du es verstanden?“ Die Kreolin antwortete nicht. Schweigend reichte sie der Erzählerin eine ihrer bleichen, abgemagerten Hände und noch spät in der Nacht meinte Helene ein leises Schluchzen zu vernehmen.

Gleich am nächsten Morgen ließ Helene mit Bewilligung der Baronin die beiden Portraits in Toni's Schlafzimmer schaffen. Der Baron und Curt legten selbst mit Hand an. Zum erstenmal verweilten Emma's Augen lange und forschend auf den Bildern, namentlich auf dem der Dame. „Sagen Sie mir, mein liebes Kind,“ begann sie dann, „wie sind Sie in den Besitz der Bilder gekommen? Wer sind die Weiden?“ Unbefangen erzählte Helene der Baronin, was sie eben von dem Grafen und der Gräfin wußte, erzählte umständlich von dem vielfährigen Aufenthalt ihrer geliebten Großmutter in dem Schlosse der Gräfin und der Liebe der theuren Verstorbenen zu ihrer Gebieterin. Mit Thränen in den Augen gedachte Helene der unvergesslichen Großmutter, deshalb sah sie vielleicht die Thräne nicht, die im Auge Emma's glänzte. Ernst reichte sie Helene ihre Hände und diejenigen des jungen Mädchens ergreifend, verfügte sie sich mit dieser in Toni's Krankenzimmer, die heute leidender denn je, aber dabei ergeben und sanft wie selten im Leben und nie in ihrer Krankheit war. „Willst Du heute Abend wieder an meinem Bette sitzen?“ fragte sie freundlich, „ich möchte gerne wieder mit Dir sprechen, wenn die Andern alle zu Bette gegangen sind.“ Liebevoll wie nie herzte und küßte sie die kleine, weinende Lucie, dankte mit innigen Worten dem Onkel und dem Papa für all die schönen Blumen; dann wandte sie sich um und starrte stillschweigend die beiden lebensgroßen Bilder an der Wand an. So verging der Tag. Wieder saß Helene einsam am Bette des theuren Kindes; sie hatte darum gebeten, allein zu sein. Die Kleine lag in einem halben Schlaf. Dann fuhr sie unwillkürlich in die Höhe, faßte Helene's Hand und sagte mit ernster Stimme, sie klar und groß anblickend: „Ellen, ich habe Dein Märchen gestern Abend verstanden und nun weiß ich gewiß, daß ich sterben werde. Aber mein eigenstimmiges Herz, mein stolzer Sinn ist gedemüthigt und das habe ich Dir zu danken. Ich will nicht gleich der schönen, stolzen Blume in der Erstarrung, so in dem schwarzen Grabe der Erde liegen müssen, in dessen die Andern alle zu einem neuen schönen Dasein erwachen. Der liebe Gott wird mir auch, wenn ich recht demüthig zu ihm bete, einen sanften Tod schenken und unser Heiland wird mich zu sich nehmen, wo er die Kleinen zu sich kommen ließ und sie so herzlich lieb hatte. Ellen, meine Mutter, die wird mich in ihre Arme fassen, denn meine Mutter ist im Himmel und mein Vater auch. Denn, Ellen, nun weiß ich Alles. Sieh, Ellen, wie ich diese Nacht nicht schlafen konnte (so hatte ich weinen müssen über Deine Geschichte, in der Du mich meinst mit der schönen, stolzen Blume, mit ihrem Hochmuth und ihrem herrlichen Sinn), da schwebte mir so Manches in meiner Seele vorüber, und ich wußte nicht recht was; da, wie ich nun die beiden Bilder an meinem Bette hängen sah, und ich so lange starr nach ihnen hinschaute, da, Ellen, da sah ich es mir, als würde der Mann in der Generaluniform ein dunkelbraunes Antlitz mit schönen, schwarzen Augen und Haaren und die weiße, zarte Gräfin in dem himmelblauen Kleid eine dunkle Kreolin, so wie sie mich hier immer nennen. Wie im Traum sah ich die Gestalten aus dem schwarzen Rahmen auf mich zutreten und meine Mutter herzu und küßte mich. Aber ein, ein, Ellen — o, nun weiß ich Alles — hatte meine Mutter mich aus der Matte genommen, in der ich schlief, hatte meine Haare schön mit weißen, duftenden Blumen geschmückt und der Mann mit den schwarzen Augen und Haaren hatte mit mir gespielt, seitdem habe ich Beide nicht wiedergesehen. Wenige Stunden nachher, o ich entsinne mich dessen genau, hörte ich ein lautes Geschrei, ich eile vor die Thüre der kleinen Wohnung und inmitten eines grünen Platzes, an einen Pfahl gebunden, sahe ich meine Mutter bleich, blutig, mit steigenden Haaren und ein Mann stand daneben und gekelste sie, hu, noch ein Anderer stand dabei, der lächelte, das war der Massa Curt, den ich nachher meinen Papa genannt habe. Weiter weiß ich nichts, ich fing nur laut an zu schreien. Wie ich zum erstenmal wieder zur Bestimmung kam, lag ich in einem hellen, schönen Zimmer auf einem seidnen Kissen. Massa Curt stand an meinem Bett und reichte mir Zuckerwerk und Spielzeug; eine hohe, schlanke Dame, die ich Ellen nannte, nahm mich auf ihren Schooß, und war so gut gegen mich. Ich muß lange krank gewesen sein, denn ich hatte dies Alles vergessen; nur zuweilen dümmerte ein Gedanke in mir auf, ich wußte nur nichts Genaueres. Jetzt weiß ich, werde ich sehr bald sterben

müssen, aber ich bin dem Massa Curt nicht mehr böse in meinem Herzen, wie sonst immer, ohne zu wissen, warum; denn er hat mich zu sich genommen, und hat mich hierher gebracht zu meiner Tante und zu Dir, meine süße Ellen; da hast Du mich gelehrt, ein gutes Kind zu werden, hast mich gelehrt, zu Gott zu beten, damit ich hinauf in seinen Himmel kommen, und mit den kleinen Engeln dort oben bei ihm sein kann; o, da werde ich denn auch meinen Vater wiedersehen und meine Mutter, o, meine Mutter; — wie ich mich oft nach ihr gesehnt habe, ohne es mir erklären zu können.“ Und Toni breitete ihre Arme aus, und fiel dann matt und bleich in die Kissen zurück. Helene hatte athemlos den unzusammenhängenden Reden der Kreolin gelauscht. Täuschte sie nur ein Spiel ihrer aufgeregten Phantasie? Helene betete in ihrem Herzen, daß es also sein möge, und dennoch war ihr in Curt's Wesen so Manches auffallend erschienen, nur daß sie es sich nicht hatte deuten können.

Lauter heulte draußen der Decembersturm durch die kalten Bäume; aus dem Nebenzimmer, dessen Thüre nur angelehnt war, klang ein Seufzer, so laut, so schmerz, so tief, daß er wie der Angstschrei eines gemarterten Gewissens, einer gequälten Menschenseele anzuhören war. „Was ist das?“ fragte sich Helene leise und ein innerliches Grauen erfaßte das kindliche Gemüth des jungen Mädchens. Lange nachher, als Helene sich schon zur Ruhe begeben hatte, hörte sie die Thüre des Nebenimmers sich öffnen und den schweren Gang des Onkel Curt die Treppe hinauf. —

Seit diesem Abend war Toni vollständig umgewandelt. Der Friede, der ihrem jungen Herzen bisher gefehlt zu haben schien, nahte sich auf den Schwingen des heranrauschenden Todes; gütig, wie nie, benahm sie sich gegen Alle, selbst gegen den Onkel Curt und Lucien, gegen welche sie früher immer eine Art Abneigung gezeigt hatte. Helene blieb bis zu dem letzten Augenblick um sie, stets bemüht, sie in ihren Schmerzen zu trösten und den aufkeimenden Glauben ihres bis jetzt ungeschüttelten Geistes zu erheben und zu kräftigen. Schmerzlos und frieblich nahte sich ihr denn der letzte Kampf. Sanft lächelnd faßte sie mit ihren bleichen Händen Helene's und des Onkels Hand, um mit einem letzten Versuch ihrer mehr und mehr schwindenden Kräfte sie in einander zu fügen, gleichsam als solle er in Zukunft Helene wie ein theures Vermächtniß der Sterbenden betrachten — und leblos sank sie zurück. — Ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte Helene ohnmächtig neben dem Bette Toni's nieder, ihre Kräfte waren vollständig erschöpft. Der Baron nahm sie wie ein Kind auf seine Arme und trug sie fort.

Was sie im Leben so geliebt, die Tochter der tropischen Zone, Sonnenschein und Blumen, sollten sie auch zur letzten Ruhestätte begleiten. Sonnenschein konnten die trauernden Nachbleibenden ihr nicht bieten. Doch in ihrem langen weißseidenen Kleide lag sie förmlich in dem kleinen Sarge auf Blumen gebettet, und wo die schelten, breiteten sich Tannenzweige aus in ihrem ewiggrünen Schmuck, als ein Bild der Hoffnung unter den bunten vergänglichsten Farben, in denen die Blumen erglänzten. Am Abend des Begräbnistages, ehe wir von ihnen Abschied nehmen, finden wir noch einmal Alle im einsamen Wohnzimmer versammelt. Curt lehnt sich schweigend in den Fauteuil zurück. Helene, in ihrem dunklen Anzug, todtbleich, aber still gefast, in christlicher Resignation, die den bitteren Kelch ohne Murren ausgeleert hat, spricht leise mit der kleinen Lucie, die sie immer fragt, ob Toni denn gar nicht wiederkommen will, warum sie so starr und kalt ausah und dergleichen. Das Kind, in kindlicher Einsamkeit aufgewachsen, kann noch nicht begreifen, was der Tod ist. Endlich erhebt sich die Baronin und klingelt; die Kammerfrau erscheint und entfernt sich mit Lucien, die Allen „Gute Nacht“ sagte. Jetzt wendet sich die Baronin gegen Helene, deren Hände sie ergreift, und spricht mit bewegter Stimme: „Wenn ich bis jetzt gegen Sie, mein gutes Kind, geschwiegen habe, und Ihnen nicht meinen und unsern Dank für Ihre unvergleichliche Liebe und Hingebung unserer entschlafenen Toni gegenüber ausgesprochen habe, so geschah es nur, um Ihnen tiefen, wenn auch stillen Schmerz nicht von Neuem aufzulegen. Helene, können Sie einen Theil der Liebe, die, wie ich leicht begreifen kann, für Toni in Ihrem Herzen lebt, auf unsere kleine Lucie übertragen, dann soll Lucie in Zukunft Ihre Schwester sein und Sie bleiben natürlich bei uns. Wissen Sie, ich habe Sie schon lange darum bitten wollen, denn ich habe es für einen Fingerzeig Gottes angesehen, der Sie in unser Haus führte. Helene, ich habe die beiden Portraits in ihrem Schlafzimmer lange erkannt, es sind die Bilder meiner beiden Großeltern, wie ich sie in dem Ahnensaal meiner Eltern in meiner Kindheit habe hängen sehen; hat meine Mutter mir doch so oft von der treu ergebenen Gesellschafterin und Freundin im alterlichen Hause erzählt. Das hat Gott Alles so geführt, und nun willigen Sie ein, bei uns zu bleiben, wissen Sie doch, mit welcher innigen Liebe Lucie Ihnen abhängt und wir nicht weniger.“ Helene war eine Weile stumm, Alles stürmte zu erschütternd auf sie ein. Der Baron und Emma blickten sie gespannt an; leise hatte Curt sich erhoben und trat ihnen näher. „Entscheiden Sie sich noch nicht, mein liebes Kind“, begann er mit mühsam unterdrückter Bewegung, „erst hören Sie mich an, und Ihr, Siegfried und Emma, laßt mich Euch ein Bild meiner Vergangenheit enthüllen, ob mein Innerstes sich auch dagegen sträubt; und dann urtheilt, dann entscheidet Ihr Drei, denen gegenüber ich mir wie ein fluchbeladener Verbrecher erscheine, wenn Helene ihre Zukunft widmen möge — Euch, deren Erinnerung, deren früheres Leben nächtliche, dunkle Vergangenheit trübt, Euch, die Ihr glücklich seid in einem segensreichen Wirkungskreis, in einer stillen Häuslichkeit, im Besitz eines guten, schönen Kindes; oder mir dem Krüppel, dem Verbrecher, dem Gott jetzt seine einzige Freude genommen hat, das reizende Kind, das ich mit grenzenloser Zärtlichkeit liebte, und das mir doch immer wie eine fürchtbare Mahrung an mein vergangenes Leben erschten, dessen Herz Gott vielleicht eben deswegen, trotz all meiner Liebe, von mir gewandt hat; hört meine Selbstbekenntnisse und dann urtheilt, urtheilen Sie, Helene! Sie dürfen nicht erörtern, denn ich will Sie einfach als Tochter adoptiren, wie ich Toni dereinst adoptirt, das Kind, das mir durch eine fluchwerthe That anheimgefallen ist. Siegfried, Du kennst vielleicht allein mein früheres Leben, in meinen Studentenjahren und in dem Befreiungskampfe; Siegfried, Du wachst mein guter Engel, den ich nie hätte verlassen sollen; Ihr Beide wißt es, wie ich, des tollen Lebens und Treibens in Europa müde, mir



Die Stunden des Tages.

Ruhe und Befriedigung in einem neuen Welttheile erlangen wollte. Ich habe es Euch damals mitgetheilt, wie die gewaltige, großartige Natur Amerika's, mit seinen tiefen Strömen und tiefenurwäldern, seinen melancholischen Prärien und mächtigen Gebirgszügen einen erschütternden Eindruck auf mein erschlafenes Gemüth hervorbrachte, während wiederum die vom Hauch der Cultur damals so wenig unterwühlte, fast jungfräuliche Natur ein Gefühl der Befriedigung und sanftere Regungen in meinem Herzen erweckte, daß ich mich unwillkürlich an Gott wandte, dessen ich in dem wüsten Treiben des Weltlebens fast vergesse. Vielleicht eben deswegen war ich, als ich mich späterhin in einer südlicheren Provinz niedergelassen und meine Plantagen beaufsichtigte, meinen Negern und Sklaven ein menschenfreundlicher Herr, dem Alle auch mit Freunden gehorchten und den der blühende Zustand seiner Besitzung denn auch am besten für seine menschenfreundlichen Bestrebungen belohnte. Unter meinen Sklaven befand sich ein Eingeborner, mit Namen Carral, der mir immer so treu ergeben war, und dem ich deswegen die Freiheit zu schenken mir öfters vorgenommen hatte. Der treue Mensch war aber ganz zufrieden in seiner Stellung, und wie er vollends mit einem allerliebsten Mädchen, Amazilli, verheirathet war und sich Beide eines engel-schönen Kindes, meiner armen Toni, erfreuten, waren Beide vollkommen glücklich und wünschten nichts mehr vom Leben, als ihren guten Massa zu behalten. Auch ich freute mich des niedlichen, wilden Kindes und fragte scherzend oft die Mutter, ob sie es mir späterhin abtreten wolle, ich würde es wie eine feine Dame erziehen lassen. Da meinte die Mutter denn immer, von dem Kinde könne sie sich nur im Tode trennen. Bis jetzt habe ich Euren Blicken ein liebliches Bild dargestellt, ein Bild voll Zufriedenheit und Heiterkeit. Dann seht Ihr mich nach und nach, um kurz zu sein, in eine Gesellschaft junger Ansiedler aus der Umgegend gerathen und eine der fluchwerthesten Leidenschaften, die das geistige und körperliche Wohl des Menschen untergraben, ich meine die Lust zum Spiel, Gewalt über mich gewinnen; wie es nun kam, begriff ich damals nicht, begreife ich noch nicht; nur eins ist mir jetzt klar geworden, welche eine tiefe Wahrheit in den Worten eines Gedichtes von dem herrlichen Gellert liegt, das meine Mutter uns stellenweise zuweilen recitirte, ich meine jene Worte:

Erzitter vor dem ersten Schritte,
Mit ihm sind auch die andern Schritte
Zu einem zweiten Fall gethan!

Ich spielte hoch und gewandt hohe Summen, um späterhin, wie es häufig den Spielern ergeht, wenn die Leidenschaft sie mit ihren unseligen Neigen umstrickt hat, wieder enorme Summen zu verlieren. Dabei vernachlässigte ich meine Befugung, wurde ein unfreundlicher mürrischer Herr meiner Neger und Sklaven; mein früherer Jähorn erwachte wieder. Ohne das große Jahrgeld, das Siegfried mir alljährlich zuschickte, hätte es traurig um mich ausgesehen bei dem Mißwachs meiner Pflanzungen und meiner mehr und mehr um sich greifenden Spielwuth. Ein einziger, treuer, wahrer Freund ernahnte und beschwor mich oft mit seiner jungen Gattin, einer Engländerin, inne zu halten in meinem unsinnigen Treiben. Umsonst — umsonst! ich taumelte fort auf dem einmal betretenen Pfade, bis mein Verhängniß, nein, was sage ich, die Strafe meines tollen Lebens mich erreichte, bis ich das Maß meiner Schlechtigkeit voll machte. Er hielt eine Weile inne. „Eines Morgens kam ich aufgeregter denn je nach Hause; ich hatte ungeheure Summen verspielt; zufälligerweise blickte ich in die Höhe und gewahrte vor der niedern Gölle den Neger Carral mit seinem Weibe und seiner Kleinen; ich sah, wie die Mutter einen Kranz von schneeweißen Blüten zusammenschlang, ich hörte die Kleine lachen und jauchzen, und ein Gefühl von entsetzlichem Neid und giftiger Gehässigkeit bei dem Anblick der glücklichen Menschen erfüllte meine Seele. Welch ein Unstern mich leitete, weiß ich nicht, ich sprang vom Pferde, warf dem herbeieilenden Diener den Zügel hin, schlich, unbemerkt von Carral, in ein dichtes Eucalyptengebüsch, das Pianenranken fast undurchdringlich machten. Hier konnte ich Alles umsehen überblicken und anhören. Die Weiden rebeten leise mit einander: Carral, um mich meines wüsten Lebenswandels wegen zu beklagen und zu entschuldigen, Amazilli, in unfreundlicher Weise mich verlegend und beschuldigend. Wütend, meiner kaum mehr mächtig, sprang ich hervor. „Das sollt Ihr mir büßen,“ schrie ich mit bebender Stimme, und eilte weiter. Ein Grund zur Strafe war leicht gefunden bei meiner sinnlosen Leidenschaft, der ich die Zügel nun vollends schiefen ließ und die ein Opfer suchte, meine Rache zu kühlten. Amazilli hatte sich Tags zuvor ein leichtes Versehen zu Schulden kommen lassen. Ich ließ sie vor meinem Hause an einen Pfahl binden und prügeln. Umsonst flehten Carral und sein Weib mich fußfällig um Gnade und Erbarmen. Lächeln auf den Lippen, stand ich dabei, sah, wie die Geißel über ihren nackten Rücken geschwungen wurde, sah sie bleich, blutend, endlich todtenfaß dastehen und endlich hinsinken, — aber ich blieb ohne Mitleid. Ein einziger Schrei entfuhr ihren Lippen, ein lauter Befehl aus dem Munde der kleinen Toni antwortete ihrem Klage-laut. Dann wurde Alles still. — Spät Abends ritt ich wieder aus; es ließ mich im Hause nicht ruhen und rasten; ein unheimliches Gefühl erfüllte meine Seele, ich konnte es mir damals nicht denken, jetzt weiß ich es; es war die Stimme meines Gewissens, das mir zurief: Du bist vielleicht der Mörder eines unschuldigen Weibes! und Amazilli war wirklich am Abend desselben Tages gestorben, in Folge jener fürchterlichen Geißelung. In der Nacht kam ich nach Hause. Bei dem Scheine der Sterne sah ich einen schwarzen Schatten sich an der weißen Veranda abzeichnen. Ein Blitz leuchtete plötzlich auf; ein Schuß krachte und ich stürzte vom Pferde blutend zur Erde nieder. Die Kugel hatte ihr Ziel verfehlt; sie hätte mich wohl ins Herz treffen sollen und hatte mich zum Krüppel geschossen.“ — Wieder hielt Curt eine Weile inne. Todtenbleich war sein Gesicht, große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne. Emma und Helene schluchzten laut. „Lange Zeit lag ich bewusstlos; wie ich zur Besinnung erwachte, lag ich in meinem Bette; Ellen, die treue Freundin, stand mit ihrem Manne neben mir; ich war jetzt außer Gefahr, das Fieber hatte nachgelassen; aber jetzt, bei Tage und bei Nacht, quälte mich um so fürchterlicher mein Gewissen, die schrecklichsten Bilder einer wilderregten Einbildungskraft umgaukelten mich; o, ich litt Höllenqualen neben meinen körperlichen Schmerzen. Mein Bein war amputirt worden. Langsam ging es mit der Besserung. Meine erste Frage war nach Carral, nach seinem Weibe hatte ich nicht

einmal den Muth zu fragen; ich mochte eine unglückliche Antwort fürchten. Amazilli war gestorben; Carral war seit jener Nacht verschwunden — harter Vater, der sein leibliches Kind verlassen konnte! Keiner ahnte seine Rache, Keiner konnte sich mein Unglück in jener Nacht erklären, nur ich allein, ich, der ich ein unglücklicher Krüppel geworden war. Toni, die arme, elternlose Waise war indessen in Ellen's Hause geblieben, die mit zarter Sorgfalt das verlassene Mädchen hütete, da ihre eigene Ehe kinderlos geblieben war. Schon während meiner Krankheit hatte ich den Plan gefaßt, an dem Kinde wieder gut zu machen, was ich an den Eltern verbrochen. Ich nahm die Kleine zu mir, die, wie Ellen mir mittheilte, Tage lang nach der Mutter geweint und gestammert hatte, bis sie endlich still und friedlich geworden. Auch bat Ellen mich, das Kind unter ihrer treuen Aufsicht zu lassen, da die Kleine an Geist und Körper leid und sei und einer zarten Fürsorge bedürfte. Ich wollte indessen mich nicht von dem so schwer errungenen Kinde trennen, und befiel sie in meinem Hause. Zugleich war es meine Absicht, mein Besitzthum zu verkaufen und mit meiner Adoptivtochter nach Europa zurückzuführen. Zwei Jahre vergingen, ehe mein Wunsch erfüllt wurde, einen comptanten Käufer zu finden. Unterdessen war Toni körperlich und geistig leidend geblieben, sie mußte im höchsten Grade geschont werden, bei einer auf-fallenden Reizbarkeit ihres Gemüthes. Sie nannte mich Papa und schien ihre Eltern ganz vergessen zu haben, aber ihre Liebe konnte ich mir auf keine Weise erringen, ich mochte thun, was ich wollte. Vielleicht war es eben ihr Verderben, daß sie deswegen so eigenstimmig und launenhaft geworden. So kam ich nach Europa, denn auch der Hausarzt rieth mir eine Veränderung der Luft, auch Toni's wegen. Das Andere wußt Ihr. Nun sprechen Sie, Helene, wollen Sie, können Sie mir, dem armen, alten Krüppel, dem Verbrecher, mit der Liebe einer Tochter anhängen, jetzt, da ich hoffen darf, daß Gott mein heißes Gebet erhört und den Fluch, der mein Dasein vergiftet hat, von mir genommen, jetzt, wo das geliebte und doch so gefürchtete Kind, das mich an meine sündige Vergangenheit mahnte, in seligem Frieden entschlafen ist, können Sie, wollen Sie meine Tochter sein, Helene, und mit Ihrer sanften, milden Heiterkeit meinen Lebensabend verschönern? denn ich fühle es, ich werde nicht mehr gar lange zu leben haben; hier im Herzen sah der Wurm und nagte daran! o, ich habe so viel gelitten, so schwer gelitten!“ Helene hatte sich dem Dunkel genahet, schaute ihn mit den großen Kinderaugen klar, wenn auch durch Thränen lächelnd, an, und flüsterte leise: „Ja, ich will Ihre Tochter sein, eine gehorsame, liebende Tochter, und Gott mag mir Kraft verleihen, Ihnen so viel Freude zu bereiten, wie die unglückliche Toni Ihnen nicht hat gewähren können; nur trennen Sie mich nicht von Lucien, nicht eher, bis sie erwachsen ist und meiner nicht mehr zu bedürfen scheint. Suchen Sie hier, mein theurer Vater, so nenne ich Sie in Zukunft, einen Wirkungskreis, der Ihren Fähigkeiten angemessen ist; und dereinst, wenn Lucie selbstständig dasteht und es Ihnen dann in der Heimath nicht mehr gefällt, dann folge ich Ihnen, und wäre es wieder über das Weltmeer. Bis dahin hoffen Sie auf Gottes Erbarmen und Gnade, und der innere Frieden, der von Ihnen gewichen, wird seine segnenden Schwingen über Sie breiten und Sie werden noch glücklich werden im neu-erwachten Gottvertrauen, im neuerrungenen Seelenfrieden.“ „Amen!“ sagten bewegt Siegfried und Emma.

Tief in später Nacht wachte Helene noch vor dem Bilde der Großmutter, blickte hinauf zu ihr und murmelte mit gefalteten Händen: „Großmütterchen, mir ist Dein Gebet so herzlich erfüllt worden, welch ein reicher Wirkungskreis ist mir verliehen! Kann ich da noch trauern um ein vorangegangenes geliebtes Wesen, mit dem ich doch einst wieder vereint werde? O, ich schaute fast ängstlich in die Zukunft, jetzt, wo ich hätte eine Umgestaltung meines Schicksals erwarten können, und jetzt bin ich der Sorge überhoben, und Gott hat es so herrlich mit mir im Sinne gehalten, daß mir aus tiefem Leid eine reine Freude erblühen sollte. Großmütterchen, wenn Du lebstest, so würde ich Dir Deinen Lieblingsgesang singen müssen, und so will ich meinen, Du wärest noch lebend bei mir, und Dir den Gesang singen, wie an jenem Abend, da du mich auf meine Zukunft vorbereitest.“ Sie öffnete leise ihr Klavier und durch die Stille der Nacht zitterten die herrlichen Klänge ihrer gedämpften Stimme und die Worte des schönen erhebenden Liedes von Paul Gerbard:

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herz nur kränkt,
Der allertraus'ten Pflege
Deß, der den Weltkreis lenkt.
Der Wolken, Fluth und Winden
Bestimmte Zeit und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Die dein Fuß gehen kann.

[2306]

Stunden des Tages.

Des Tages holde Stunden,
Sie nah'n in heitern Reih'n,
Und führen, was da lebet,
Ins Reich des Lichts ein.

Sie ziehn mit Rosenfinger
Den Wolfenvorhang auf
Und rufen mit heller Stimme:
„O Menschheit, wache auf!“

Sie zeigen, hold entschleiert,
Die ahnungsvolle Welt,
Die noch das erste Träumen
Des Lenzes umfangen hält.

Sie gießen mit vollen Händen
Das Licht auf dämmernde Lu'n,
Und rufen mit milder Bitte:
„O Menschheit, lerne schaun!“

„Sieh dieses Werden und Reimen,
„Das Ahnen, den Hoffungsdrang,
„Das Frühlingaufstehen. . .
„O Menschheit, sei nicht bang!“

„Das Böglein trägt sein Freuen,
„Sein Sehnen himmelwärts —
„Lausch' seinem Lied — und thue
„Ein Gleiches, Menschenherz!“

Des Tages heitre Stunden,
Sie rufen uns mahnend zu
Im keimenden, wirkenden Leben:
„O Menschheit, wirke auch Du!“

„Greif' dieses Tages Arbeit
„Mit frohem Muth an;
„Bald kommt die Nacht — bedenke —
„Da Niemand wirken kann!“

Marie Harrer.

(„Stunden der Nacht“ in Nummer 25.)

Ein Spiel mit Rosen.

Wir nennen es „ein Spiel“, weil es, mit der strengen Natur kandelnd, ihre rauhen Gejehe spielend zu umgehen weiß, und ihr duftende Blüten abhört, wo sie nur Schneefelder und Eisblumen zu geben gewohnt ist.

Wir sprechen von dem Verfahren, wodurch es möglich wird, zu jeder Jahreszeit frische Rosen zu haben; gewiß eine Möglichkeit von unschätzbarem Werthe für Alle, welche die fröhliche Spende eines Bouquets auch im Winter ihren Lieben darbringen möchten, eines Bouquets, welches, sei es noch so schön, doch erst durch die Rose die rechte Vollendung und die zarteste Deutung erhält.

Im September oder October, wenn die Rosenbüsche mit ihren letzten Blüten prangen, schneide man die schönsten Knospen ab. Gleichzeitig lasse man eine eiserne Pfanne, welche starke Gluth getragen kann, mit Kochsalz, zugebeut in einen heißen Ofen, oder über Kohlen setzen. Bald wird das Salz trocken, knistert und wird zu einem sehr feinen Pulver, feiner, als man es durch bloßes Zerstampfen herstellen kann.

Nun läßt man das Salz erkalten, streut einen Theil desselben auf den Boden eines Gefäses, legt darauf so viel Rosenknospen, als ohne sich zu berühren Platz finden, bedeckt diese vollständig mit Salz, läßt eine zweite Schicht Rosenknospen folgen, alsdann eine Lage Salz und so fort, bis das Gefäß voll ist. Dann verschließt man es hermetisch und bewahrt es an einem trockenen Ort auf bis zum Augenblick des Gebrauchs.

Ist dieser gekommen, so nimmt man die Knospen aus ihrem Salzlager; erschreckt nicht, wenn sie zum Theil vertrocknet sind, das ist nur Scheintod. Sie werden wieder lebendig. Schneidet den unteren Theil des Stiels ab, stellt sie in ein Glas mit Wasser, und Ihr werdet die Rosen, wenn auch langsam — zum Leben erwachen, sie aufblühen sehen.

Will man die Farbe der Rosen verändern, z. B. eine grüne Rose hervorbringen, ein bisher von den Gartenkünstlern noch unerreichtes Phänomen, so bestreut man die Blume mit seinem, etwas feuchtem Tabak, schüttelt denselben nach Verlauf einiger Stunden ab — und die Rose ist grün. Mit der ursprünglichen Farbe zugleich hat sie auch ihren Duft verloren und dafür einen weniger angenehmen eingetauscht, woraus leicht abzunehmen ist, daß man den Scherz mit dieser Verwandlung sich nur gegen sehr genaue Bekannte erlauben darf.

Ein zarterer Scherz, welcher Niemanden verletzen kann, ist folgender:

Man überreicht Jemandem eine weiße Rose, und nach Verlauf einiger Stunden sieht die damit beschenkte Person mit Erstaunen, daß die Rose sich röthet.

Um dieses Wunder zu bewirken, nimmt man eine rothe Rose, steckt diese in eine Papierblüte, den Stiel nach der Spitze der Blüte und hält sie umgekehrt über ein Kohlenbecken, worin Schwefelsäure brennt. Die Rose verliert dadurch alsbald ihre Farbe, welche jedoch nach einigen Stunden zurückkehrt.

[2372]

Der Fuß.

Nicht allgemein ist man der Ueberzeugung, daß der Fuß, d. h. ein schöner Fuß, zu den wesentlichen Bestandtheilen menschlicher Schönheit gehöre; doch daß „gesunde Füße“ zum Wohlsein des Körpers, fast könnte man hinzufügen: der Seele — erforderlich sind, das leugnet gewiß Keiner, welcher die Dienste jener Träger der menschlichen Gestalt mit Schmerzen bezahlen mußte, oder auch nur durch kleine Leiden derselben an ihr Dasein gemahnt wird.

Jeder weiß, wie abhängig das körperliche Wohl, die heitere Seelenstimmung von der Gesundheit der Füße ist, und dennoch werden im Ganzen diese so wichtigen Gliedmaßen nicht mit jener Sorgfalt gepflegt, welche sie für ihre recht schweren Dienste beanspruchen dürften.

Weil die Füße zu den bedeckten Körpertheilen gehören, geschieht es oft, daß die Schönheit, welche durch Reinlichkeit und Sorgfalt ihnen gegeben werden könnte, verloren geht, oder erst gar nicht erstrebt wird; man tröstet sich über die Vernachlässigung der Füße mit dem Gedanken: „Niemand sieht es.“

Allerdings eine eben so unzureichende als unartige Entschuldigung für die Versäumnis einer Pflicht gegen uns selbst; denn wollten wir die Pflege des Körpers nur auf die Theile beschränken, durch deren sichtbare Schönheit wir zu gefallen hoffen, so hätte die sonst rühmliche Sorgfalt für unsern Körper allzu sehr den Beigeschmack der Koketterie, und unbedingt Lob zu verdienen, oder uns als Pflichterfüllung angerechnet zu werden.

Als häufige Entschuldigung unverzeihlicher Toilettenverschämnisse hört man die Klage: „es kostet so viel Zeit;“ doch diese Klage ist begründet nur da, wo durch Vernachlässigung die Arbeit ungewohnt und schwierig geworden. Auch die Pflege der Füße, sobald regelmäßig dabei verfahren wird, ist nicht zeitraubend, noch mühseliger als andere zur Erhaltung des Körpers nöthige Reinlichkeitsmaßregeln; denn Reinlichkeit ist für die Füße, wie für den ganzen Körper, Hauptbedingung der Gesundheit und Schönheit.

Das häufige Baden der Füße ist nicht heilsam; es genügt, alle vierzehn Tage ein lauwarmes Fußbad zu nehmen und allabendlich vor dem Schlafengehen die Füße mit einem feuchten Tuche abzuwischen. Bei dieser Gelegenheit hat man zu beachten, ob Hühneraugen oder harte Haut sich bilden. Letztere ist fast immer mit bloßen Händen leicht zu entfernen; wenn nicht, so nehme man eine etwas gekrümmte Scheere zu Hilfe, vermittelt welcher man die im Entstehen begriffenen Hühneraugen ebenfalls beseitigen kann.

Der Hühneraugenvertilgungsmittel giebt es unzählige, doch ist ihre Wirkung so zweifelhaft, daß wir zu ihrem Gebrauch nicht rathen mögen. Wer das Ausschneiden der Hühneraugen scheut und dieselben durch Erweichen entfernen will, bedient sich dazu am besten eines mit gelbem Wachs befruchteten Flechtens Leinwand, oder, wenn das Uebel weiter vorgerückt ist, des Diachylonpflasters.

Das Pflaster wird ziemlich dick auf ein rundes Stückchen Leinwand gestrichen, welches das Hühnerauge gerade bedecken muß. Um das Pflaster auf der Stelle festzuhalten, wickelt man ein feines Streifen Leinen darüber. Die hornartige Haut erweicht sich durch dieses Pflaster, dessen fortgesetzter Gebrauch die Hühneraugen gänzlich beseitigt.

Bei den sehr schmerzhaften Hühneraugen zwischen den Zehen rathen wir, sich des Wachstafetts oder eines Stückchens feiner Leinwand zu bedienen, welche man zwischen die Zehen legt, damit sie sich nicht berühren. Will man die Hühneraugen zwischen den Zehen ausschneiden, so darf das nur mit höchster Vorsicht geschehen, da eine Verwundung bei Entfernung des Uebels schlimmer sein würde, als das Uebel selbst.

Eine beklagenswerthe Unannehmlichkeit ist der überfließende Schweiß der Füße, welcher sich jedoch in den meisten Fällen durch Reinlichkeit beseitigen läßt. Damit behaftete Personen müssen wöchentlich einige laue Fußbäder nehmen, häufig die Strümpfe wechseln, bei Tage stets mit leicht bekleideten Füßen gehen, dagegen bei Nacht dieselben sehr warm halten, entweder durch wollene Strümpfe, oder durch Einwickeln in wollene Decken, um den Schweiß bei Nacht zu befördern; ein wirksames Mittel, dem Transpiriren der Füße bei Tage vorzubeugen.

Am Morgen müssen natürlicherweise die wollenen Strümpfe sogleich mit leichteren, am besten mit Zwirnstrümpfen vertauscht werden, wie überhaupt die Zwirnstrümpfe, namentlich im Sommer, den baumwollenen vorzuziehen sind.

Wollene Strümpfe sind nicht jeder Haut zusagend; als Surrogat derselben im Winter kann man dagegen die sogenannte Vigognewolle empfehlen, welche Weichheit mit Wärme vereinigt.

Häufiges Wechseln der Strümpfe ist Sache der Reinlichkeit und darf mithin nicht besonders empfohlen werden.

Sehr wesentlich für die Pflege der Füße ist die Behandlung der Nägel. Im Allgemeinen gelten dafür die bei den Fingernägeln gegebenen Regeln, doch wollen wir noch besonders erinnern, die Nägel der Zehen nicht zu kurz abzuschneiden und beim Verschneiden sie in den Ecken gut abzurunden, damit die Spitzen nicht in das Fleisch wachsen, was nicht nur an und für sich schmerzhaft ist, sondern häufig Geschwüre veranlaßt. Das Hinabdrücken der Haut an den Wurzeln der Nägel ist sehr vorthellhaft für ihre Form und ihre Gesundheit, und geschieht dies, wie auch alle vorhergenannten Operationen, stets am besten nach dem Fußbade, wo die Haut noch weich ist.

An den Nägeln selbst zu schaben und zu feilen, wäre dagegen ganz unweismäßig, da gerade die Zehennägel kräftig erhalten werden müssen, um nicht zu brechen oder zu zersplittern.

Die jetzt übliche Fußbekleidung der Damen, die leichten, anliegenden Zeugstiefeln, sind im Ganzen der Form, wie der Gesundheit der Füße sehr zuträglich, so bald sie nicht zu knapp, und in angemessener Länge getragen werden, um die Spitzen der Zehen nach vorn nicht zu beugen. Der Schuh dürfte zwar bei großer Hitze gesünder sein, doch der Stiefel giebt den Schritten größere Sicherheit, und verhindert, wenn er der Form des Fußes entsprechend gearbeitet ist, das unschöne Ausreten derselben.

Damit soll nicht gesagt sein, daß das in China übliche Einschüren der Füße mit unsern Begriffen von Schönheit derselben übereinstimme; im Gegentheil ist Nichts der partiellen Schönheit der Füße allein, sondern sogar der Schönheit im Allgemeinen nachtheiliger, als zu kurze und zu enge Fußbekleidung. Der Gang wird unsicher und ungraziös, die Züge des Gesichts verlieren die Unbefangenheit und nehmen jenen Ausdruck verhehlten Schmerzes an, der keineswegs schön, und in diesem Fall nicht einmal zu bemitleiden ist, zumal wenn das Leiden aus Eitelkeit entspringt.

Enge Fußbekleidung im Winter bei großer Kälte verursacht Frostbeulen, indem sie den Umlauf des Blutes hemmt; im Sommer peinigt sie durch Anschwellen der Füße, kurz sie ist nie und zu keiner Zeit zu rechtfertigen.

Die Erziehung und Pflege der Füße vom ästhetischen Standpunkt aus, d. h. in Bezug auf Anmuth und Leichtigkeit der Bewegungen, wäre freilich noch ein weites, ein schönes Feld der Besprechung, welches zu betreten jedoch hier nicht in unserer Absicht, und wer weiß, ob in unserer Macht liegt.

Gewiß werden alle Leserinnen mit uns die Ansicht theilen, daß es nicht nur darauf ankomme, daß der Fuß den Körper trage, sondern nicht minder, wie und auf welche Art er dieses sein Amt erfülle; ob als Sklave, der eine Last schleppt, oder mit der Anmuth, die das Bewußtsein der Kraft und der Freiheit verleiht, welches von keiner Last weiß, weil es sie spielend trägt.

O, es ist Charakter, es ist selbstständiges Leben im Fuß, oder, was richtiger zu sagen, der Fuß ist ein Dolmetscher sowohl der augenblicklichen Empfindungen, als auch entschiedener Charaktereigenschaften. Die Freude beschwingt den Fuß, wie der Schreck ihn lähmt; der Fuß des Herrschers tritt anders auf, als der Fuß des an Dienbarkeit gewöhnten Menschen; der Fuß des Intriganten anders, als der des Offenherzigen.

Der Fuß erzählt Lebens- und Leidensgeschichten, nicht minder als das Auge, dem, der sich auf seine Sprache versteht. Verbosamkeit liegt nicht allein in Maria Taglionis, in Lydia Tomion's ausdrucksvollen Füßen, aus deren Sprache uns die zur Wissenschaft gewordene Grazie entgegentritt. Ausdrucksvoll ist jeder menschliche Fuß, namentlich geben seine Form und seine Bewegungen, wie schon bemerkt, einen sichern Maßstab für das innere und äußere Wesen seines Besitzers. Des

Kindes rosiges Füßchen, des Gehens noch ungewohnt, verrieth die zwanglose Anmuth und geschonte Weichheit des frühen Lebensalters, wo vom Menschen noch Nichts gefordert, wo ihm nur gegeben wird.

Schüchtern, leise und ängstlich berührt den Boden der Fuß eines Menschen, dem sein Schicksal drückende Abhängigkeit zuertheilt; in den Bewegungen seiner Füße liegt das Bekenntniß: „Ich weiß nicht, ob ich diesen Schritt recht thue!“

Mit sicherem, leichtem und festem Fuß geht der vom Glück begünstigte, durch Selbstvertrauen gehobene, oder durch die Liebe und Werthschätzung seines Nächsten verwöhnte Mensch einher. Sein Gang spricht die Ueberzeugung aus: „Was ich thue, ist recht!“

Wie gesagt, die Sprache des Fußes bis in ihre feinsten Nuancen zu verfolgen, würde den Raum eines Buches fordern, und vielleicht (wer weiß, wohin Gründlichkeit führen könnte) mit einer „Geschichte der Völker“ endigen.

Der Himmel bewahre uns und unsere bescheidenen Toiletten-Artikel vor solchen Ausschweifungen und Uebergriffen! Es würde unsere Füße in schlechten Ruf bringen, wenn sie sich solcher „Uebertretungen“ schuldig machten. [2377]

Gedichte

von Leopold Schefer.

7.

Die Lieder des Lebens.

Die Menschenbrust ist eine Aeolsharfe,
Auf der die alten Himmelsgeister spiel'n
Die alten lieben Kinderlieder sind —
Das Lied der Ankunft in dem offenen Himmel;
Das Lied der Jugend; und das Lied der Schönheit;
Das Lied der Sehnsucht; und das Lied des Jindens;
Das Lied der Liebe und des ruhig Wohnens
Im Himmelreich. Darauf das bange Lied
Vom grauen Haar; das Lied des leiz Vergehens;
Verlierens; und des Schmerzes um Verlorne;
Darauf das hohe alte Lied vom Scheiden.
Und wenn sie auch dies Lied gesungen haben,
Dann ist die Brust entwei; die Aeolsharfe
Mit ihren nach und nach zerrißnen Saiten
Vermorcht, und wird zu Staube in der Erde.

Die Himmelsgeister aber bauen neue
Und schöne Aeolsharfen; sie besaiten
Sie frisch; sie stellen sie den Frühlingslüften
Auf Blüthenbäume hin . . . den Abendwinden . . .
Dem Herbstgestirn; ja selbst die Sonnenstrahlen
Und Mondenstrahlen regen sie — wie Blide
Aus Augen Lieber — zu klingen auf,
Und schwirren durch sie hin bei Tag und Nacht;
Sie klimpern, wie mit zarten Kinderfingern,
Den jungen Blumen Wiegenlieder drauf;
Den dürrn Häuptern aber Abschiedsklänge,
Nur Göttermelodien, ohne Worte.
Doch ewig spielen sie dasselbe Lied,
Mit sanftem Himmelshauch darenin gesäufelt,
Und wer es hört, der weint vor Seligkeit. [2225]

Garten-Arbeiten.

J u n i.

Der Lenz ist dem Sommer gewichen, das beweist das dunkler gefärbte Grün der Bäume, die voller wogende Saat, der heißer glühende Sonnenstrahl, welcher auf den Wiesen Tausende von Blüthen hervorlockt und die stolzeren Blumen des Gartens mit lebhaftern Tinten färbt, als die mildere Frühlingssonne zu geben vermochte.

Die Arbeiten im Garten häufen sich in dem Maß, als wir mit der Aussaat nicht larg gewesen sind und alle Beete wohl benutzt haben, denn das Räten, Befäufeln und Hacken der jungen Gemüse wird nothwendig, und sollen die Raupen da nicht ernten, wo wir säeten, so müssen sie von den frühen Kohlarten sorgfältig abgesehen werden.

Das Versehen der späten Kopfkohlarten und anderer Gemüsepflanzen muß in der ersten Hälfte des Monats vorgenommen, Salat, Gurken, Bohnen, Erbsen, Kohlrabi müssen gesät werden, damit nicht, wenn die Ernte der ersten Aussaat verzehrt ist, wir auf keine neue zu hoffen haben. Die Beschäftigung im Garten ist recht eigentlich eine stete Sorge für die Zukunft, wie am Ende Alles, was auf dem sich ewig wiederholenden Naturproceß des Werdens und Vergehens begründet ist.

Wer die Schönheit oder Nützlichkeit des Gartens zu seiner Aufgabe gemacht, darf nicht ruhen, muß unausgesetzt thätig sein, der Natur vorzuarbeiten, ihrem zu üppigen Wachsthum vorzubeugen, hier eine neue Schönheit anzubahnen, dort einen Schaden zu verhüten.

An den Obstbäumen giebt es im Juni auch zu thun; die überflüssigen Schößlinge werden entfernt, am Spalter die Zweige angebanden, und die zum Durchbruch bestimmten wilden Stämme verputzt. Die Erdbeeren haben nun schon Früchte angefest, und es ist gut, sie auf alle mögliche Weise, z. B. durch Belegen der Beete mit Hohlziegeln, vor Risse zu schützen.

Die Blumenbeete machen viel Freude und viel Arbeit im Juni. Hyacinthen, Tulpen und sonstige Blumenzwiebeln,

deren Blüthezeit vorüber, werden herausgenommen, Wurzeln, Blätter und Stiele abgeschritten, die Zwiebeln von Erde gereinigt und an einen luftigen, schattigen Ort zum Trocknen gelegt. Sind sie vollkommen trocken, so werden alle losen Häute und die Nebenruten abgelöst; von jeder Zwiebel wird nun die obere Spitze abgeschritten, wodurch ein abermaliges Trocknen dieser Schnittwunden bedingt wird, und erst, nachdem dieses geschehen, schüttet man die so getrockneten Blumenzwiebeln zusammen und bewahrt sie an einem nicht feuchten Ort bis zum October oder November auf.

Die nun leeren Hyacinthen- und Tulpenbeete werden darauf mit Asern, Chinesenellen, Balsaminen u. s. w. bepflanzt, die Nelken und Georginen werden an Stäbe gebunden, und gegen das Ende des Monats Nelkenableger gemacht.

Die Rosen, diese herrlichsten der Blumen, beginnen jetzt ihre duftenden Kelche zu öffnen, wenn man zu rechter Zeit Sorge trägt, sie von ihren Feinden, den Raupen und andern Insecten zu befreien, eine Arbeit, die nicht ohne Beschwerde ist, doch durch das unverklimmerte Gedeihen des geretteten Blüthenlebens hinreichend belohnt wird. [2376]

Ueber das Halten der Stubenvögel.

Hr. Chr. L. Brehm spricht in der „Naumannia“, dem Journal für Ornithologie, gerechten Tadel gegen die Menschen aus, die in übertriebener Sentimentalität das Halten von Singvögeln für unrecht erklären und wo möglich von der Obrigkeit verboten wissen wollen. Das Urtheil eines so Sachverständigen, wie Brehm ist, verdient in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, da es, wie wir überzeugt sind, diese Streitfrage erledigen wird. Aus diesem Grunde theilen wir in Nachstehendem die Hauptpunkte des Brehm'schen Raisonnements mit:

„Das große Mitleid mit den in Käfigen oder Gesellschaftsbauern (Volieren) befindlichen Vögeln ist um so auffallender, je weniger es sich in Bezug auf andere Geschöpfe an den Tag giebt. Man findet es ganz in der Ordnung, daß Pferde in den Trittmühlen ihr Leben lang gehen, oder schwere Lastwagen ziehen müssen, daß die Kühe bei der Stallfütterung den größten Theil ihres Lebens sich nur niederlegen und aufstehen, aber sich nicht zehn Schritte weit bewegen können, daß Hunde, bis an ihren Tod an der schweren Kette liegend, jeder Unbill der Witterung ausgesetzt bleiben, daß Schweine, in den engen Koben (Stall) gesperrt, ein trauriges Leben führen, um zum Lohne dafür geschlachtet zu werden, daß in der Schwebe aufgehängten Gänsen das Fressen durch Einsprossen von Klempfropfen (Gänsemüden, Gänsewülchern) zur Qual gemacht wird &c. Und warum sentimentalisirt man nicht bei solchen Einrichtungen? Weil bei diesen Schindereien der Eigennutz oder der am strengsten gebietende Herr, der theure Magen, theilhaftig ist. Gegen das Halten der Stubenvögel aber eifert man, obgleich diese sich sehr wohl befinden. Dies sieht man am deutlichsten an ihrem Gesange und Betragen. Der erstere ist ein Ausdruck ihres Wohlgefühls, denn er verstummt sogleich, wenn ihnen ein widriger Zufall begegnet. Und wie wohl thut den Stubenvögeln die Liebe ihres Herrn! Sie begrüßen ihn mit Gesang, wenn er nach der Abwesenheit von einem oder mehreren Tagen bei ihnen eintritt.“ Und weiter sagt Brehm:

„Die Last der Gefangenschaft empfinden die Vögel auch aus dem Grunde nicht schmerzhaft, weil sie in der Freiheit hauptsächlich der Nahrung wegen herumfliegen und gefättigt oft Stunden lang ruhig sitzen. Da sie nun in der Gefangenschaft reichliches Futter erhalten und sich durch Herumhüpfen hinlänglich bewegen können, haben sie zum Fliegen oft so wenig Lust, daß viele die Thüre ihres Käfigs offen sehen können, ohne daß es ihnen einfällt zu entfliehen. Für ihr Wohlfinden in der Gefangenschaft spricht auch der Umstand, daß sie in ihr mehrere Jahre leben. Ich habe manchen Kanarienvogel gesehen, welcher fünf- zehn oder sechzehn Jahre alt war; ja ich weiß ein Beispiel, daß einer drei und zwanzig Jahre gelebt hat. Wurde doch ein Papagei in Holland einige achtzig Jahre alt. Was also die Grausamkeit gegen die Vögel, welche in Käfigen gehalten werden, anlangt, so haben wir gesehen, daß es eben eine vermeintliche, aber keine wirkliche ist. Es bleibt nun noch übrig, die behauptete bedeutende Verminderung der Singvögel durch die Stubenvogel-liebhaberei zu beleuchten. Daß die Zahl der Singvögel in unsern Wäldern und auf unsern Fluren sich verringert hat, wird kein aufmerktsamer Beobachter in Abrede stellen; allein dies hat ganz andere Ursachen, als die Stubenvogelliebhaberei, welche in früheren Jahren weit größer war als jetzt. Jedermann weiß, wie viele Waldstrecken unseres Vaterlandes in neuerer Zeit in Feld umgewandelt und wie viele andere ihrer großen Bäume beraubt worden sind; daß aber auf diesen neuen Feldern keine Waldvögel wohnen und auf den jetzt dastehenden Christbäumchen weit weniger derselben, als auf den ehemals dort prägnenden Kloberbäumen (Bäume, die oft eine Elle im Durchmesser halten) leben können, ist sehr begreiflich. Ueberdies werden die Buschreihen ausgerottet, die Bäume beschritten, die hoblen Bäume gefällt und die Stümpfe ausgetrocknet, und man wundern sich, daß es in der Gegend weniger Singvögel als in früheren Jahren giebt! Dazu kommt, daß wir in der letzten Zeit mehrere harte Winter und ungünstige Frühjahre gehabt haben, welche manche Vögel umgebracht haben und ihrer Fortpflanzung hinderlich gewesen sind. Vergleicht man nun die wenigen Stubenvögel mit der zahllosen Menge derer, welche dem Magen geopfert, von Raubthieren und Raubvögeln gefangen, auf dem Zuge vernichtet und durch Zerstörung der Nester durch gottlose Knaben umgebracht werden, so kommen diese gegen jene in gar keinen Betracht. Und man will dem armen Schneider und Schuhmacher, dem Sieb- und Korbmacher, dem Weber und anderen an das Zimmer gefesselten Menschen, welche nur Sonntag die freie Natur genießen können, die Freude, einen Stubenvogel zu halten und sich durch ihn das Bittere ihrer Lage etwas zu versüßen, durch Beschwäg oder Geseg verkümmern! Man will dem Naturforscher die Beobachtung seiner lieben Vögel in der Stube unmöglich machen! Das ist eine alberne Weichherzigkeit gegen die Thiere und eine unverzeihliche Grausamkeit gegen die Menschen!“ [2380]

Murillo's kleiner Neger.

An einem schönen Sommermorgen des Jahres 1630 betreten mehrere Jünglinge fast gleichzeitig, von verschiedenen Seiten kommend, die Straße in Sevilla, wo der berühmte Maler Murillo wohnte.

Ihre Gesichtszüge waren heiter und offen; sie drückten einander herzlich die Hand und stiegen, nach einigen unter jungen Künstlern gebräuchlichen Scherzworten, ins Atelier hinauf. Murillo war noch nicht anwesend.

Die Schüler traten sogleich an ihre Staffeleien, sei es nun, um zu sehen, ob die Malerei trocken, oder auch um die Arbeit des vorigen Tages zu bewundern.

„Welcher von Euch, Ihr Herren, ist gestern hier im Atelier zurückgeblieben?“ rief Isturiz plötzlich im höchsten Zorn.

„Das ist eine sonderbare, um nicht zu sagen, abgeschmackte Frage,“ erwiderte Gordova; „erinnert Ihr Euch nicht, daß wir zusammen fortgingen wie immer? Hat uns die Liebe zur Kunst jemals das Abendbrod vergeffen lassen? Haben wir nicht oft schon den schönsten Engelskopf verlassen, um uns einer Olla podrida gegenüber zu setzen?“

„Viel Neben um Nichts,“ entgegnete Isturiz, „ich weiß doch, daß ich gestern alle meine Pinsel sorgfältig gereinigt habe, und heute finde ich sie so schmutzig, als wäre die ganze Nacht damit gemalt worden.“

„Halt!“ rief Carlos dazwischen, „hier sehe ich in der Ecke meiner Leinwand eine kleine Figur; nicht übel, wahrhaftig! Ich möchte doch wissen, wer sich jede Nacht damit amüsst, Skizzen zu entwerfen, bald auf die Leinwand, bald auf die Mauer. Hattet ihr nicht gestern eine auf Eurer Staffelei, Fernando?“

„Freilich,“ antwortete der Gefragte — „ich glaube, Isturiz hat mir den Streich gespielt.“

„Nein,“ rief Isturiz, „ich versichere Euch auf Ehre“ . . .

„Beruft Euch nicht auf Eure Ehre“ — erwiderte Carlos, „wir kennen nur zu gut Euer Talent, um Euch solch ein Meisterwerk beimeßen zu können, wie wir jetzt eben bewundern.“

„Benignst kann ich Euch sagen,“ fuhr Isturiz fort, „daß ich noch niemals eine so nachlässige Arbeit machte, als die dort auf der Staffelei. Wahrscheinlich hat Euer eigene Hand sie geschaffen, während der Geist anderswo umhergeschwärmte.“

„Auch meine Pinsel sind besudelt,“ rief Gonzalo, „es muß in der Nacht Jemand hier gewesen sein.“

„Da möchte man ja beinahe glauben, wie der Neger Gomez, der böse Geist Zombi sei hier gewesen, der Nachts arbeitet und reist, wenn Alles schläft,“ bemerkte Isturiz mit einem leichten Schauer.

„Wahrlich!“ begann Mendez, der bisher geschwiegen und bewundernd vor mehreren Bildern und Skizzen seines Meisters gestanden — „wenn der Zombi, von dem der Neger erzählt, so gut zeichnen kann — möchte er nun so schwarz sein, als er will — ich würde ihn ganz charmant finden, ganz charmant, wenn er mir in meine „Kreuzesabnahme“ eine schöne Jungfrau Maria zeichnete.“

Mit diesen Worten näherte sich Mendez zögernd seiner Staffelei — doch plötzlich erscholl ein Laut des Entsetzens von seinen Lippen, denn auf dem Bilde befand sich skizziert der herrlichste Kopf einer Jungfrau, welchen je die Phantasie eines Künstlers geträumt. Der Ausdruck des Gesichts war so schön, die Linien so rein, die Contouren so anmuthsvoll, daß diese Jungfrau unter den sie umgebenden Gestalten in Wahrheit als eine Himmelsheilige unter Sterblichen erschien.

„Nun, was soll das heißen? Was ist das für Unordnung, warum ist man noch nicht an seinem Platz?“ rief unvermuthet eine wohlbekannte Stimme, welche die Schüler zittern machte. Sie wendeten sich um und begrüßten ihren großen Meister.

„Seht, Sennor Murillo, seht nur!“ antworteten endlich die Jünglinge, auf Mendez' Staffelei zeigend.

„Wer hat das gemalt, Ihr Herren?“ fragte Murillo überrascht. „Wer mit diesem Werk begonnen, wird einst unser Aller Meister werden. Ich würde stolz sein auf dieses Werk! Mendez, mein Lieber, ist das Euer Werk?“

„D nein, Herr,“ war des Gefragten bescheidene Antwort, „unglücklicher Weise verrathen die Figuren in der Umgebung der Jungfrau nur zu deutlich, was ich zu leisten vermag.“

„Seid Ihr es, Isturiz? Ihr, Fernando? oder Carlos?“ . . . Alle antworteten verneinend, wie Mendez.

„Nun, die Arbeit kann sich doch nicht selbst gemacht haben!“ war Murillo's ungeduldrige Bemerkung.

„Ich glaube, Sennor,“ sagte Gordova, der jüngste der Schüler, „daß es bei diesen Zeichnungen mit Wundern, wenn nicht mit Zauberei zugeht; wir haben in letzter Zeit wirklich Dinge erlebt, denen Ihr schwerlich Glauben schenken würdet, und doch —“

„Was hat's denn gegeben?“ sprach Murillo endlich, seinen glühenden Blick von dem Meisterwerk des unbekannten Malers abwendend.

„Nach Eurem Befehl, Herr,“ begann Fernando, „verlassen wir nie das Atelier, ohne jede Sache an ihren Ort zu legen, die Pinsel zu reinigen, die Paletten abzuwaschen und unsere Staffelei in Ordnung zu bringen. Und wenn wir Morgens hierher zurückkehren, ist Alles wieder in Unordnung, die Pinsel besudelt, die Paletten voll Farbe, und Skizzen liegen umher, die meiner Treu! nicht schlecht sind; bald ist es ein Engelskopf, bald das Profil eines jungen Mädchens, bald das Gesicht eines Greises, und Alles in bewundernswerth schöner Ausführung, wie Ihr selbst gesehen habt, Herr!“

„Ein Geheimniß muß jedenfalls hier obwalten,“ bemerkte Murillo; „wir werden bald den nächsten Besucher kennen lernen. — Sebastian!“ rief er, und ein junger Neger im Alter von ungefähr 14 Jahren erschien. „Hast Du nicht um Erlaubniß gebeten, die Nacht im Atelier schlafen zu dürfen?“

„Ja, Herr!“ erwiderte schüchtern der Knabe.

„Schläfst Du jede Nacht hier?“

„Ja, Herr!“

„So wirst Du mir sagen können, wer in der letzten Nacht und diesen Morgen noch hier gewesen vor Ankunft dieser Herren. . . Wirst Du reden, Sklave?“ rief Murillo zornig dem Knaben zu, welcher stumm da stand und an den Schnüren seines Rockes zupfte.

„Niemand, Herr,“ antwortete endlich der arme Sebastian.

„Du lägst!“ rief Murillo.

„Niemand als ich; ich schwöre es Euch, Herr,“ sagte der Negerknabe, mit gefalteten Händen und so flehender Geberde dem Meister sich zu Füßen werfend, daß dieser vor der stummen Ansprache seinen Zorn weichen fühlte.

„Höre,“ fuhr er etwas befänstigt fort; „ich wünsche zu wissen, wer den Kopf der Jungfrau und all die Bilder skizziert hat, welche meine Schüler jeden Morgen hier finden; statt diesen Abend schlafen zu gehen, wirst Du also wachen, und wenn Du morgen den Schuldigen nicht entdeckt hast, so sollen fünf- unddreißig Peitschenhiebe Dich für die künftige Nacht hellsehender machen. Hast Du mich verstanden? — Jetzt geh' und reibe Farbe — und nun, Ihr Herren, an die Arbeit!“

So lange Murillo zugegen war, beobachteten seine Schüler, denen jedes von ihrer Beschäftigung abweichende Wort unterlag, das tiefste Schweigen; doch als der Meister das Atelier verlassen, entschädigten sie sich vollständig für den erlittenen Zwang, und heute natürlich war der unbekannte Maler, welcher alle Köpfe beschäftigte, der Gegenstand ihres Gesprächs.

„Nimm Dich vor der Peitsche in Acht, Sebastian!“ sagte Mendez, „hab' ein wachsames Auge auf den Uebelthäter — . . . Aber jetzt gib mir neapolitanisches Gelb!“

„Ihr braucht keines mehr, Sennor Mendez,“ antwortete der kleine Farberreiber, „Ihr habt schon genug solches Gelb im Bilde . . . und übrigens: der Geist, der das Alles da gezeichnet hat — ist kein anderer als der Zombi, ich hab' es Euch schon gesagt.“

„Was die Neger für einfältige Narren sind mit ihrem Zombi,“ lachte Gonzalo; „wer ist denn eigentlich dieser Zombi?“

„D,“ entgegnete Sebastian Gomez, „das ist ein unsichtbares Wesen, das überall umherreist und mit einem Schlage seines Zauberstabes die merkwürdigsten Dinge vollendet. Sehet einmal hier, Sennor Gonzalo,“ fuhr der kleine Schwarze mit einem etwas spöttischen Blick auf das Bild des genannten Kunstjägers fort; „genüß ist's der Zombi gewesen, der den linken Arm Eures heiligen Johannes zu lang gemacht hat; wenn der rechte eben so lang ist, kann der Apostel, ohne sich zu bücken, die Schnüre seiner Sandalen lösen.“

„Wißt, Ihr Herren, Sebastian hat Recht,“ bemerkte Isturiz, nach Gonzalo's Bild hinübersehend.

„Man sagt, die Neger haben vom Affen das Gesicht und vom Papagei die Zunge,“ ergänzte Gonzalo mit affectirter Gleichgültigkeit.

„Mit dem Unterschiede,“ erwiderte Fernando, „daß der Papagei die Worte ohne Sinn und Verstand herplappert, während Sebastian's Bemerkungen von richtigem Urtheil zeugen.“

„Das begegnet auch den Papageien mitunter zufällig,“ spottete Gonzalo.

„Vielleicht,“ sagte Mendez, welcher das „neapolitanische Gelb“ noch nicht vergessen hatte, „wird Sebastian uns einst zeigen, daß er eine Farbe von der andern unterscheiden kann.“

„Es ist noch ein großer Unterschied, die Farben zu kennen, und sie zu gebrauchen wissen,“ bemerkte Sebastian, dem die Freiheit des Ateliers gestattete, sich in die Unterhaltung der jungen Maler zu mischen.

Ueberdies waren seine Bemerkungen so richtig, sein Geschmaack so gebildet, daß die Schüler, obgleich sie seine Worte zu misachten schienen, dennoch Nutzen daraus zogen, ohne es sich gegenseitig, ja ohne es sich selbst zu gestehen.

Es ist wahr, die Schüler trieben oft mit dem jungen Neger ihre grausamen Scherze, dennoch war er Aller Liebling, und so gaben sie auch heute, beim Verlassen des Ateliers, trotz der vorhergegangenen Sticheleien, ihm einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter und den guten Rath, hübsch wach und nüchtern den Zombi zu erwarten, um den Peitschenhieben zu entgehen.

Es war Nacht geworden, und Murillo's am Tage so belebtes Atelier war still wie das Grab. Eine einzige, auf einem Marmorisch stehende Lampe ließ ein bleiches Licht auf die Gegenstände fallen.

Ein Knabe, dessen schwarze Hautfarbe mit dem Halbdunkel des Ortes vollkommen übereinstimmte, stand in Nachdenken versunken, unbeweglich an eine Staffelei gelehnt. Er mochte sich ersten Betrachtungen gänzlich hingeeben haben, denn er hörte nicht, wie die Thüre des Ateliers sich öffnete und dann wieder schloß, er hörte nicht, daß Jemand drei Mal seinen Namen rief, und fehrte nicht eher aus der Welt seiner Träume, die ihn gefangen hielt, in die Wirklichkeit zurück, bis eine große Hand sich auf seine Schulter legte. Er erhob seine Augen zu dem, der vor ihm stand — es war ein schöner Neger von herculischem Körperbau — und sagte dann zu ihm:

„Warum kommst Du her, Vater?“

„Um Dir Gesellschaft zu leisten, Sebastian.“

„Ich danke, Vater, ich werde allein wachen.“

„Nicht doch, mein Kind; — wenn Zombi käme!“

„Ich fürchte mich nicht vor ihm,“ erwiderte der Knabe mit einem ruhigen Lächeln.

„Er könnte Dich mitnehmen, mein Sohn, und dann hätte der arme Neger Gomez keinen Menschen mehr, der ihn tröstete in seiner Knechtschaft.“

„Ja, es ist schrecklich, ein Sklave zu sein!“ rief Sebastian und weinte bitterlich.

„Es ist Gottes Wille, daß wir's sind,“ entgegnete der Neger mit Ergebung.

Sebastian hob den noch thränenbeuchten Blick zu der Glaskuppel des Ateliers empor, durch welche das Licht der Sterne schimmerte. „Ich bete täglich und stündlich zu Gott um unsere Befreiung und er wird, er muß mich erhören, ich weiß es. O Vater, dann werden wir frei den Erdboden betreten, den Gott allen Menschen gegeben hat. Nicht Gott, der Allgerechte, kann die Standesunterschiede geschaffen haben; gab er nicht dem Neger, wie dem Weißen, Gefühl und Leidenschaft, gab er ihm nicht das Genie? O Vater, das Genie ist etwas Großes, das Genie allein sollte Herrscher auf Erden sein . . . und es wird es einst werden, Vater, ich fühle das,“ sagte Sebastian, indem er eine Hand auf's Herz, und die andere an seine breimende Stirn legte. „Aber geh' zu Bett, Vater; auch ich werde mich niederlegen und im Schlaf alles Gend vergessen.“

„Fürchtest Du Dich wirklich nicht vor Zombi, Sebastian?“

„Nein, Vater, den Zombi hat die glühende Einbildungskraft unserer Landsleute geschaffen; ich weiß, daß Gott es übermenschlichen Wesen nicht gestattet, auf die Erde zu kommen.“

„Aber warum thust Du dann, als glaubtest Du an Zombi, wenn die Schüler unseres Herrn zugegen sind?“

„Um ihnen etwas zu lachen zu geben.“

„Nun denn, gute Nacht, mein Sohn!“ Mit diesen Worten umarmte der Neger den Knaben und verließ das Atelier.

Als Sebastian sich allein befand, brach er in einen lauten Ruf der Freude aus; doch sich besinnend, sagte er, wie in Ueberlegung einer wichtigen Sache: „Fünfunddreißig Peit-

schenhiebe, wenn ich nicht sage, wer diese Figuren gezeichnet hat, und wie viel erst, wenn ich es sage! . . .

Und der junge Neger kniete nieder, bat in brünstigem Gebet den Herrn um seinen Beistand, legte sich dann auf seinen Strohsack und schlief bald ein.

Er erwachte bei Tagesanbruch, noch war es nicht drei Uhr und jeder Andere hätte weiter geschlafen, aber der junge Sklave fand, daß es Zeit sei aufzustehen.

„Muthig ans Werk, Sebastian!“ rief er, den Schlaf gewaltsam abschüttelnd; „du hast drei Stunden vor dir, o, das ist wenig, die Stunden der Freiheit verfliegen allzu rasch. Doch benutze diese Zeit, Sklave, die übrige gehört deinem Herrn!“ Zuerst muß ich alle diese Figuren wieder auslöschen,“ sagte er, ergriff einen Pinsel und näherte sich der Jungfrau, welche im Strahl der Morgenröthe noch schöner erschien.

„Auslöschen!“ rief er, „auslöschen! O nein, lieber sterben; Niemand würde sie auslöschen wagen, auch ich nicht. Dieser Kopf lebt, er atmet; das Blut würde fließen, wenn ich diese Jungfrau mit mörderscher Hand berührte! Nein, ich kann ihr Mörder nicht sein! Wäre es nicht besser, ich vollendete, was ich so glücklich begonnen?! — Gedacht, gethan! Er ergriff eine Palette und bald schmückte sein fleißiger Pinsel das geliebte Haupt mit neuen Reizen.

Sebastian zählte die Stunden nicht; er war zu sehr in die heilige Schöpfung seiner Hände vertieft, um den Flug der Zeit zu gewahren. „Noch einen Pinselstrich,“ rief er, „noch einen sanften Schatten an diese Seite, und nun dieser Mund, jetzt kann er reden — und die Augen! sie öffnen sie! O, wie sie mich bezaubern! — Wie zart, wie rein die Stirn. O, meine Götin!“ . . .

Und Sebastian vergaß die Stunde, vergaß, daß er Sklave war, vergaß seine harte Strafe. — Aber wer beschreibt seine Bestürzung, als er bei einer Wendung des Kopfes alle Schüler, ihren Meister an der Spitze, hinter sich stehen sah! Sebastian wagte nicht, sich zu verteidigen; die Palette in der einen, die Pinsel in der andern Hand, stand er gesenkten Hauptes da, ruhig die Strafe erwartend, welche er wohl verdient zu haben meinte.

Einige Augenblicke beharrten Alle im Schweigen; denn wenn Sebastian starr und stumm geworden vor Schrecken, bei einem so großen Verbrechen ertappt zu sein, so waren Murillo und seine Schüler nicht minder erstaunt über diese Entdeckung.

Endlich näherte der Meister sich Sebastian, und sprach, mit Gewalt seine Mithrung bekämpfend, ruhig und streng, indem er bald den Kopf der Jungfrau, bald den erschrocken Sklaven betrachtete:

„Wer ist Dein Lehrer, Sebastian?“

„Ihr, Herr!“ antwortete das Kind mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Ich meine, Dein Lehrer im Zeichnen?“ sagte Murillo.

„Ihr, Herr!“ wiederholte der zitternde Sklave.

„Das kann nicht sein, ich gab Dir niemals Unterricht,“ sprach der erstaunte Meister.

„Aber Ihr gabt ihn Andern und ich hörte,“ erwiderte der Sklave, ermutigt durch die gültige Miene seines Herrn.

„Und Du thatest mehr als hören, Du lerntest,“ war Murillo's Antwort, welcher nicht länger seine Bewunderung zurückhalten konnte. „Meine Herren, was verdient Sebastian, eine Strafe oder eine Belohnung?“

Bei dem Worte „Strafe“ begann Sebastian's Herz heftiger zu schlagen, das Wort „Belohnung“ gab ihm ein wenig Muth, so daß er den Blick schüchtern und bittend zu seinem Herrn aufzuschlagen wagte.

„Eine Belohnung,“ riefen alle Schüler einstimmig.

„Nun wohl — aber welche?“

„Wenigstens zehn Dukaten,“ sagte Isturiz.

„Fünfzehn!“ rief Fernando.

„Nein,“ verbesserte Gonzalo, „einen neuen Anzug zum nächsten Fest.“

„Sprich,“ sagte Murillo gütig zu seinem Sklaven, den alle in Aussicht gestellten Belohnungen nicht zu erfreuen schienen, „sind die Dinge nicht nach Deinem Geschmack? Sage ohne Furcht, was Du wünschst, ich bin so zufrieden mit Dir, daß ich Dir Nichts verweigern könnte!“

„O Herr, wenn ich wagen dürfte . . .“ flüsterte Sebastian, mit gefalteten Händen vor dem Meister auf die Knie sitzend. Es war leicht, in dem unbeweglichen Blick des Sklaven, auf seinen halb geöffneten Lippen zu lesen, daß irgend ein mächtiger Gedanke ihn ganz erfüllte, welchem Worte zu geben nur die Schüchternheit ihn zurückhielt.

In der Absicht, ihn zu ermutigen, flüsterten die Schüler ihm ihre Rathschläge ins Ohr.

„Fordre Geld, Sebastian!“

„Fordre schöne Kleider, Sebastian!“

„Fordre, daß er Dich als Schüler annimmt, Sebastian!“

Ein mattes Lächeln glitt bei Anhörung dieser letzten Worte über die Züge des jungen Sklaven, doch blieb er gebeugten Hauptes und stumm vor seinem Herrn.

„Fordre den besten Platz im Atelier,“ rief Gonzalo, welcher, als der zuletzt Gekommene, das schlechteste Licht auf seiner Staffelei hatte.

„Fasse Muth!“ sagte Murillo.

„Der Meister ist heut so gut,“ flüsterte Fernando dem Neger ins Ohr, „daß ich etwas wagen würde: Ich würde meine Freiheit verlangen, Sebastian!“

Bei diesen Worten stieß Sebastian einen lauten Schrei aus, erhob den Blick zu Meister Murillo und sprach mit von Schluchzen erschütterter Stimme:

„Die Freiheit meines Vaters!“

„Und die Deine!“ sagte Murillo, welcher unfähig, länger seine Mithrung zu beherrschen, die Arme um den Hals des Knaben schlang und ihn ans Herz drückte. — „Dein Bild,“ fuhr er fort, „beweist, daß Du Talent hast; Deine Bitte beweist, daß Du ein großes Herz hast, und somit bist Du ein Künstler. Betrachte Dich von heute an nicht nur als meinen Schüler, sondern als meinen Sohn! Glücklicher Murillo! Ich habe nicht nur Gemälde, ich habe einen Maler geschaffen!“

Murillo hielt sein Versprechen und Sebastian Gomez, bekannt unter dem Namen: Murillo's kleiner Neger, ward einer der ersten und berühmtesten Maler Spaniens. Es existiren von ihm außer anderen werthvollen Gemälden eine heilige Anna, ein heiliger Joseph, und in der Kirche zu Sevilla sieht man noch heut das Bild, bei dessen Ausführung sein Herr ihn überraschte.

[2378]



Erdbeeren.

Gätten die Erdbeeren auch kein anderes Verdienst, als die Vorboten aller Reichthümer des Jahres, die ersten Früchte zu sein, so würden sie schon deshalb zu schätzen; doch sie bedürften dieses Vorzuges nicht, um geschätzt zu werden; ihre liebliche Form, ihr würziger Duft, ihr herrlicher Geschmack stellt sie in die Reihe der werthvollsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs.

Zu den ersten Frühlingstagen, wenn die Beete und Rabatten in unsern Gärten noch kahl sind, die andern Pflanzen kaum beginnen, als grüne Spitzen der Erde zu entsprossen, blühet die Erdbeerstaude schon ihre hellgrünen, schön gezackten Blättchen aus, und es bedarf nur einiger warmer Maitage, so entfaltet sie die zarte weiße Blüthe, die einfache Tochter des Waldes, welche wir, ihren Werth erkennend, nicht zu einfaches Handeln, in unsere Gärten sie zu verpflanzen, damit ihre süßen Früchte unsere Augen erfreuen und unsern Gaumen ergötzen.

Doch nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt allein ist die Erdbeere uns ein herrlicher Genuß, eine köstliche Labung; die Kochkunst bedient sich ihres Aroms auf die verschiedenartigste Weise: zu Confituren, Saucen, Gelée's u. s. w. Hier einige Proben ihrer Nützlichkeit:

Ananas-Erdbeeren in Zucker einzumachen.

Man pflückt schöne, halbreife Ananasbeeren, wiegt sie, nimmt dann dasselbe Gewicht geschlagenen Zucker, thut denselben in ein Casserol mit Wasser (1 Pfund Wasser auf 2 Pfund Zucker). Ist Wasser und Zucker durch starkes Kochen gehörig verbunden und geklärt, so thut man die Erdbeeren hinein, nimmt sie nach mehrmaligem Aufkochen mit dem Schaumlöffel wieder heraus, und füllt mit ihnen die dazu bestimmten Töpfe oder Gläser zur Hälfte an. Der Syrop wird wieder über das Feuer gesetzt, und muß noch einigemal aufkochen. Dann füllt man damit die Töpfe vollständig, indem man die darin befindlichen Erdbeeren behutsam mit dem Löffel etwas in die Höhe hebt, damit der Zuckersaft sie von allen Seiten durchdringe. Nach dem Erkalten bindet man die Töpfe zu und verwahrt sie an trocknen, kühlen Orten.

Erdbeersaft.

Man nimmt dazu vollkommen reife Waldbeeren. Nachdem sie gereinigt, gießt man heißes Wasser (40 Grad) darüber, im Verhältnis von 12 Pfund Wasser zu 10 Pfund Erdbeeren, rührt das Ganze gehörig durcheinander, bis die Früchte völlig zerdrückt sind, umgiebt das Gefäß, welches die Masse enthält, mit Eis und läßt es an einem kühlen Orte 24 Stunden stehen. Dann wird der Erbeersaft 2-3 Mal durch ein reines Tuch gegossen, bis er völlig klar ist. Ist dies geschehen, so nimmt man harten Zucker, an Gewicht dem Saft gleich, läßt ihn darin kalt sich auflösen, rührt den Saft um und füllt ihn in Flaschen, die man sorgfältig zupropft, zubindet, und auf eine Unterlage von Heu in einen mit Wasser gefüllten Kessel legt. Nun stellt man den Kessel über das Feuer, nimmt nach 2- oder 3maligem Aufkochen die Flaschen heraus, läßt sie langsam erkalten und bewahrt sie an einem kühlen Orte auf.

Dieser Saft ist eben so vorzüglich zu Saucen zu verwenden, als er für Kranke eine wahrhafte Erquickung darbietet.

Erdbeerwasser.

Man nimmt dazu gleichfalls sehr reife Erdbeeren, reinigt sie und zerreibt sie dann, indem man etwas Wasser dazu gießt, mit einem reinen hölzernen Löffel oder mit einer Reibekeule. Nachdem die zerriebenen Erdbeeren 2 Stunden gestanden, brückt man sie durch ein Tuch oder ein Haarsieb, füllt den Saft in eine Flasche, und stellt diese, gut zugestopft, in die Sonne, oder noch besser in eine warme Feueröhre. Daraus gießt man den so destillirten Saft in ein Porzellangefäß (aus 13 Loth Saft 2 Pfund Wasser nebst 6 Loth Zucker), vermischt das Ganze, indem man die Flüssigkeit mehrmals aus einem Gefäß in das andere und wieder zurückgießt, und läßt sie an einem kühlen Orte erkalten. Dieses sehr angenehme Getränk hält sich mehrere Tage.

Erdbeermarzipan.

Man reibt ein Pfund süße Mandeln, läßt 16 Loth Zucker über gelindem Feuer kochen mit 12 Loth filtrirten Erbeersaftes und thut dann den Mandelteil hinzu, rührt das Ganze gehörig durch und setzt es wieder über das Feuer, wo es unter beständigem Rühren nochmals kochen muß. Sobald der Teig sich abkühlt, ist er gut; man legt ihn nun auf ein mit Zucker bestreutes Bret, läßt ihn erkalten, breitet ihn dann auseinander und formt daraus allerlei Figuren, die man mit Zuckerguß überzieht und in einem nicht sehr warmen Ofen baden läßt.

Erdbeerliqueur.

Der Saft der Früchte wird ausgepresst; auf 4 Pfund Saft nimmt man 1 Quentchen Zimmt, 1/2 Quentchen Gewürnelken, gießt 4 Quart feinen Branntwein hinzu und läßt diese Mischung einen Monat lang destilliren. Nach Verlauf dieser Zeit klärt man sie ab, läßt 4 Pfund gestohlenen Zucker in Wasser sich auflösen, thut ihn in den Liqueur, läßt ihn abermals einige Zeit stehen, filtrirt ihn, füllt ihn in Flaschen und verschließt dieselben luftdicht.

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 21.

Viele Köche verderben den Brei. (Biel - Et - Egge - Pferd - er b - Enten - Brei.)

Die Auflösung des zweiten Rebus soll die nächste Nummer bringen, da, wie es uns scheinen will, bis jetzt die Lösung nur Wenigen gelungen ist.

Auflösung des Räthfels in Nr. 21.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe in Nr. 21.

Der Ruhe Glück, es feimt nur aus Gefahren, Und Freuden kennt nur, wer mit Leiden rang; Wo der Herfürung Donner nahe waren, Da ruft ein Lichtblick auf 're Lieb' und Dank, Und jagend erst muß auf're Brust erbeben, Soll Andachtgluth und Glauben sie erheben.

[2347]



Doppelworträthsel.

Zwei Antipoden hab' ich im Sinn — Sind gar verschieden, die beiden Gesellen, Und mögt Ihr ihnen auch immerhin Mir's Haupt die nämlichen Sylben stellen; Bis Ihr sie werdet genauer kennen, Laßt mich mit 1 und 2 sie benennen. 2 war von jeher auf Erden hier Der Selbstsucht vielbeliebtes Pannier, 1 aber ward — aus der Schrift ist's erwiesen — Von heil'gen Lippen einst selig gepriesen. Nun seht, wie durch wenig ganz gleiche Zeichen Die beiden aus ihren Bahnen weichen, Doch, recht wie mit bitterem Feindesinn, Ein Jedes nach anderer Richtung hin. Mit „ab“ seht Ihr 1 gar mildiglich handeln, Und 2 sich aus Großem in Kleines verwandeln. Mit „aus“ wird 2 gar leicht erlosch; 1 greift dabei in denbeutel tief. Mit „an“ seht Ihr 1 zum Vertath sich neigen; 2 macht sich, was ihm geboten, zu eigen. Mit „vor“ sinnt 1 auf Lüge und Schein; 2 faßt Entschlüsse, geht Handlungen ein. „Der“ zeigt Dir an 1 so Verbrechen als Tugend, Und dient mit 2 der gelehrigen Jugend. Mit „auf“ läßt 2 eine gastliche Pflicht; 1 geht mit dem Sünder in strenges Gericht. Noch kommt' ich Euch Manches erzählen von Weiden, Wie selbst man sie jede Gemeinschaft vermeiden. Doch laßt' ich Euch nicht bei Zeiten in Ruh', So hört Ihr ein ander Mal nimmer mir zu; Und fehlt's Euch noch an den feindlichen Zweien, So sucht sie auf in des Zeitwortes Reihen.

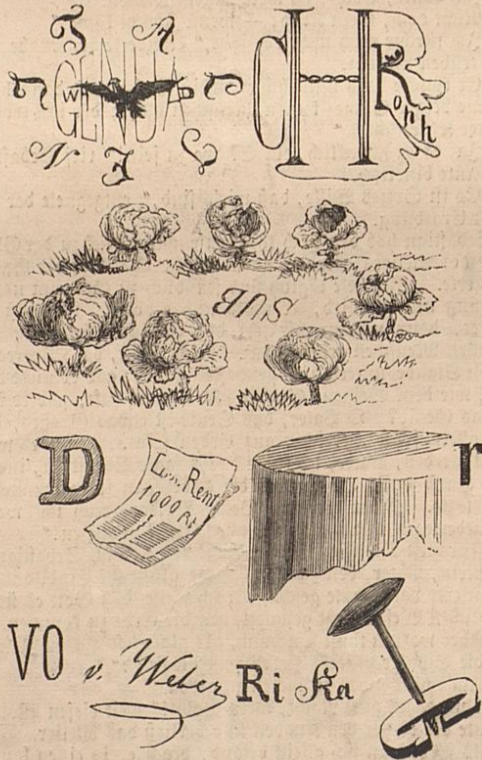
[2383]

Pauline Ullsch.

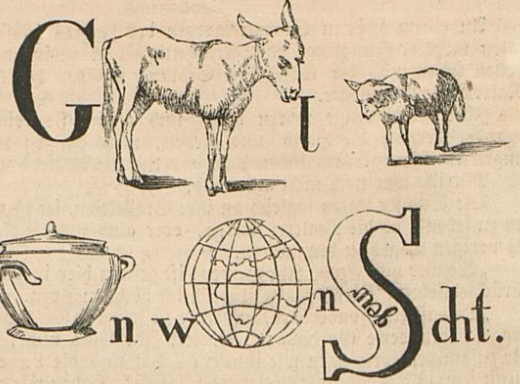
Aufgabe.

Wie zeichnet man drei Kaninchen und drei Kaninchen-Ohren so, daß jedes der Kaninchen seine zwei Ohren erhält, trotzdem im Ganzen nur drei gezeichnet sind. (Auflösung [mit Bild] in nächster Nummer.)

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



Derjenige, welcher das Mecht beugt, in dem Herzen einer Person einen Hauptplatz einzunehmen, bedacht denselben mit weniger Eiferlichkeit als der, welcher sich durch Kunstgriffe an einen solchen Platz gedrängt hat.

Versteh ist ein Edelstein, der am schönsten glänzt, wenn er in Demuth eingefaßt ist.

Wir haben keine größeren Feinde, als geschriebene Briefe.

Man muß nicht im Groll scheiden. Es ist gar bald um einen Menschen gethan.

Verächtlich ist eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn sie Kinder hat.

Eine einzelne Thräne, welche unbewußt über die Wangen rinnt, zeugt mehr von Gefühl als ein mit Ekstasation vergossener Thränenstrom.

Wer mit wenig Kenntnissen und Talenten prahlt, macht sich lächerlich; wer aber keine besitzt und das Gegentheil will glauben machen, der ist nicht einmal werth, daß man über ihn lacht.



Dr. v. Sch. in Za w - s. Wenn Ihnen unsere letzten Modenberichte nicht genügenden Bescheid gegeben haben, so wird es jedenfalls die nächste Nummer des Bazar thun; diese bringt eine Auswahl der neuesten Kleiderfassen in Abbildung und Beschreibung. S. O. in L - b - n. Avar nicht ein Strickmuster, aber ein Häkelmuster zu Gardinen liefert eine der nächsten Nummern. Ist es möglich, Ihren Wunsch früher noch zu erfüllen, so geschieht es. A. B. in F - h - n. Für Kinder von einem Jahr — ob Knaben oder Mädchen macht wohl in diesem Alter keinen Unterschied — fertigt man die Kleider mit einem ganz breiten Gurt um die Taille, welcher die Beine bis unter den Arm reicht und hinten zugeschnitten wird. — Die Mode heißt hier gut, was bequem und zweckmäßig. — Der Name folgt nächsten. Dr. v. S. auf C. in M - b - g. Auf dem Supplement des Bazar Nr. 6 ist der Schnitt nebst Stiderei, Dessin und Beschreibung zu einem Taufsachen gegeben; eine so baldige Wiederholung wäre bei dem reichlichen Stoff, der uns vorliegt, nicht möglich. In Betreff des andern von Ihnen ausgesprochenen Wunsches mühen wir Sie ebenfalls auf den Bazar zu verweisen, und schlagen Ihnen für Ihren Zweck unter Andern ein den erst kürzlich erschienenen Volume nro 7 vor — Sie werden es den nicht bezweifeln. Auch haben wir unsere Abonnentinnen schon mehrfach mit der Neuenplattstickerie bekannt gemacht; sie gehört zu den besten, reizendsten Arbeiten. Bazar Nr. 20 brachte ein Dessin, welches Sie auf diese Weise zu Lambrequins benutzen können. Sie finden die Anweisung dazu auf Seite 153. — Ich glaube, eine ganz kurze Entdeckungsreise im Bazar würde von sehr gutem Erfolg sein. Fr. H. S. in C. Die von Ihnen gewünschten Schnittmuster werden später im Bazar erscheinen; diese werden weniger von der Mode berührt, richten sich auch nicht nach der Jahreszeit; wir müssen sie daher vorläufig für weniger wichtig nehmen, als das, was jetzt unsere Schnittbogen enthalten. C. S. in A. — Ein weißes Gashirtmännchen, vorn herunter und um die Bellerie mit blauer Seide gestickt, nach dem im Bazar Nr. 20, Seite 153 enthaltenen Dessin. Mademoiselle Ant - R - f - a - Pr. in Ga - ion. Wir bedauern; der gewünschte Schnitt fehlt uns nicht mehr zu Gebote. An Fr. M. F. in D. Ob Sie eine gebrauchte Mantille zum Ueberziehen Ihrer Marquise verwenden können? Allerdings; nur muß der Stoff noch fest und dicht sein, sonst ist Ihre Arbeit vergebens. Nirgends ist morscher, abgetragenener Seidentoff weniger an seinem Plage, als am Sonnenlicht. Was jedoch das Ueberziehen selbst betrifft, so gebüden Sie sich bis zu nächster Nummer; da sollen Sie eine ausführliche Anleitung dazu finden, nebst Abbildung und Schnitt einer hübschen Volantgarantur, welche Ihrer Marquise und gewiß noch mancher andern zur eleganten Fierde gereichen wird. Fr. M. P. in B. Wir können Nichts, als unsere früher gegebene Erklärung wiederholen. Fr. M. S. in G. Eggers, 6 plattdeutsche Fieder aus Groth's Duidborn; — ferner: „6 hochdeutsche Fieder“ und „2 Variton-Fieder“, sämmtlich bei Jowien in Hamburg. J. G. in Gr. G. Zu leicht. Fr. H. in Gr. G. — Fr. K. in T. Der beschränkte Raum gestattet den Abdruck Ihrer Einwendungen nicht. Fr. T. C. in P. — L. S. in A - g. — v. D. in B. Das Gewünschte soll folgen.

Fig. 9.

Fig. 12.

N^o I. Schnitt einer Taille für Mädchen von 3-4 Jahren.
(Abbildung und Scherzung im Querschnitt.)
Fig. 1. Teil Vordertheil. Fig. 2. Teil Hintertheil. Fig. 3. Teil Hals.
Fig. 4. 5. Teil Hüften. Fig. 6. Teil Kniehöhlen. Fig. 7. Teil Schenkelhöhlen.
Gesamtlänge 7 Zölle mit dem Gürtel.

N^o II. Schnitt eines Mäntelchens für Mädchen von 4-6 Jahren.
(Abbildung und Scherzung im Querschnitt.)
Fig. 8. Die Hälfte der Vordertheil. - - - - -
Fig. 9. Teil Hintertheil. - - - - -
Fig. 10. Die Hälfte der Schultertheil. - - - - -
Fig. 11. Die Hälfte der oberen Brusttheil. - - - - -

N^o III. Fig. 12. Kinder-Käsechen.

N^o IV. Schnitt einer Basquine für Mädchen von 8-10 Jahren.
(Abbildung und Scherzung im Querschnitt.)
Fig. 13. Teil Vordertheil. - - - - -
Fig. 14. Teil Hintertheil. - - - - -
Fig. 15. Die Hälfte der Hüftenhöhlen. - - - - -
Fig. 16. Teil Hüftenhöhlen. - - - - -
Fig. 17. Die Hälfte der Brusttheil. - - - - -
Fig. 18. Die Hälfte der Schenkelhöhlen. - - - - -
Fig. 19. Teil Hüftenhöhlen. - - - - -

Fig. 7.

Fig. 15.

Fig. 14.

Fig. 15.

Fig. 10.

Fig. 16.

Fig. 5.

Fig. 13.

Fig. 13.

Fig. 11.

Fig. 2.

Fig. 19.

Fig. 3.

Fig. 6.

Fig. 4.

Fig. 1.

Fig. 8.

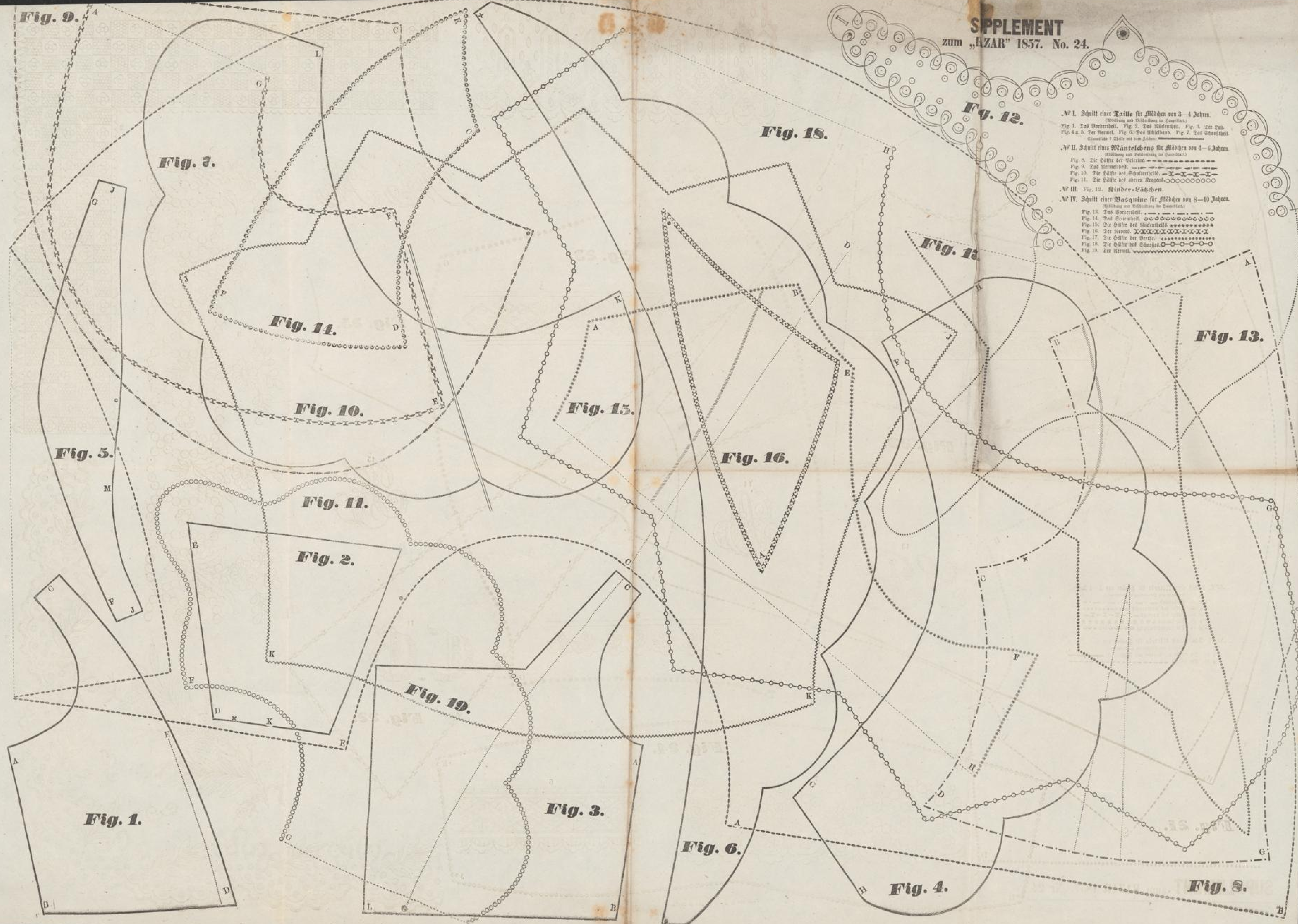


Fig. 26.

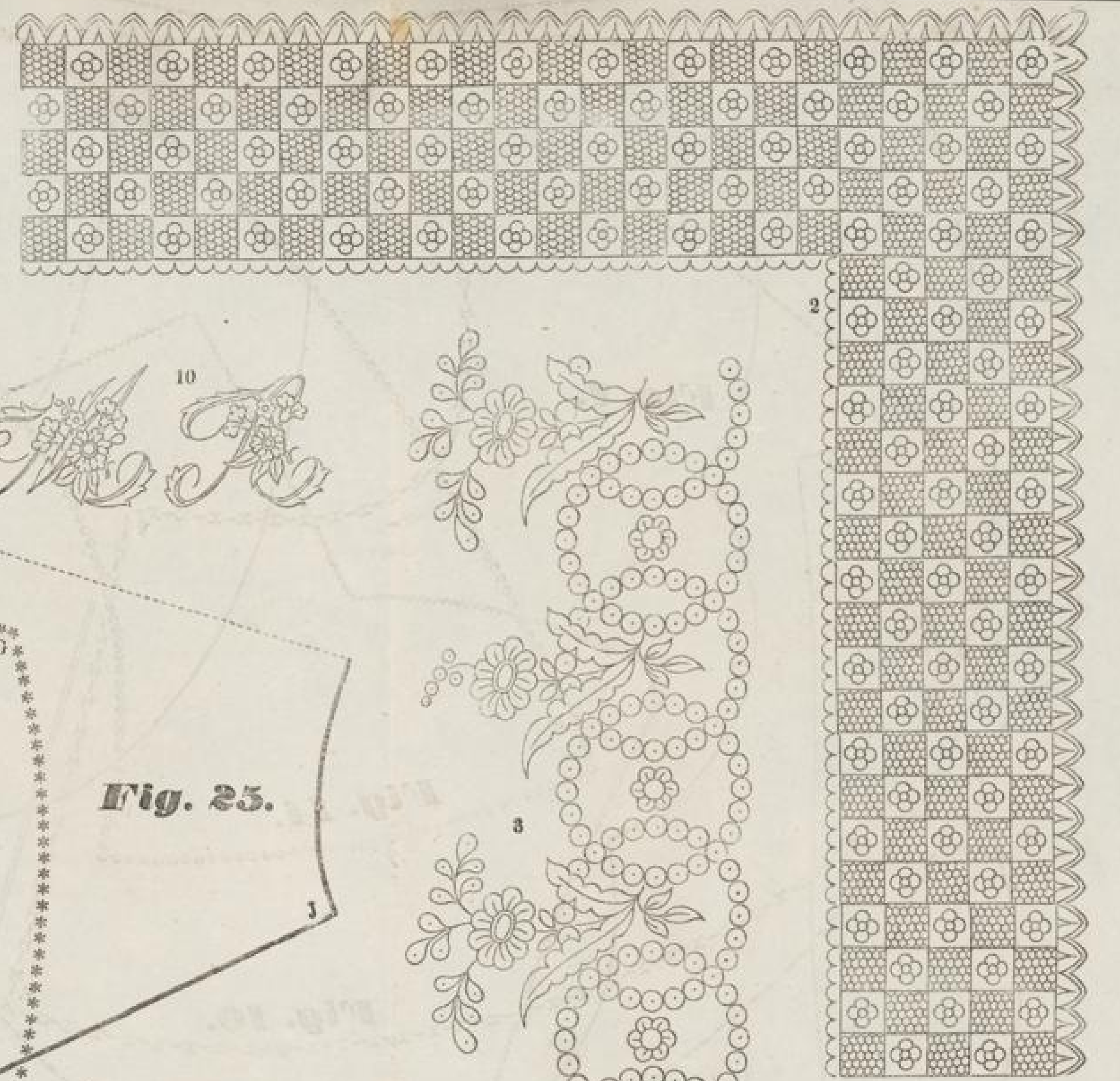


Fig. 23.

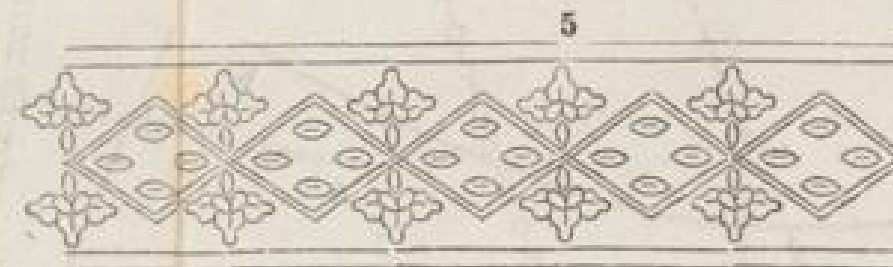


Fig. 25.



Fig. 20.



Fig. 22.

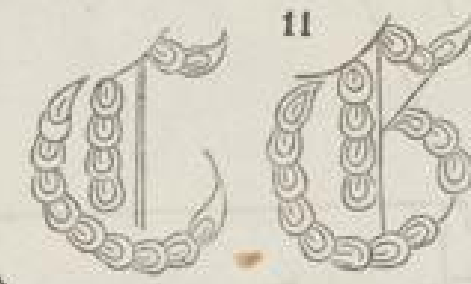


Fig. 24.

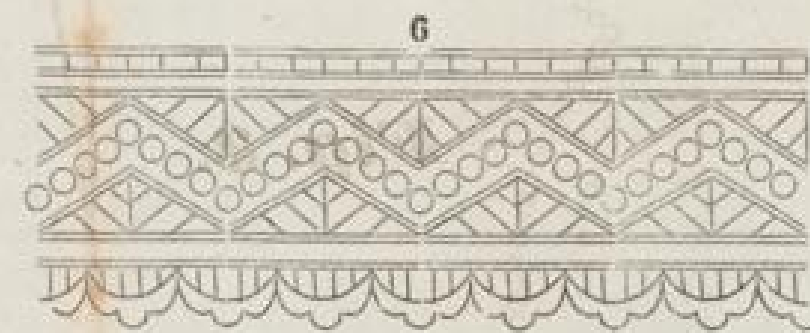
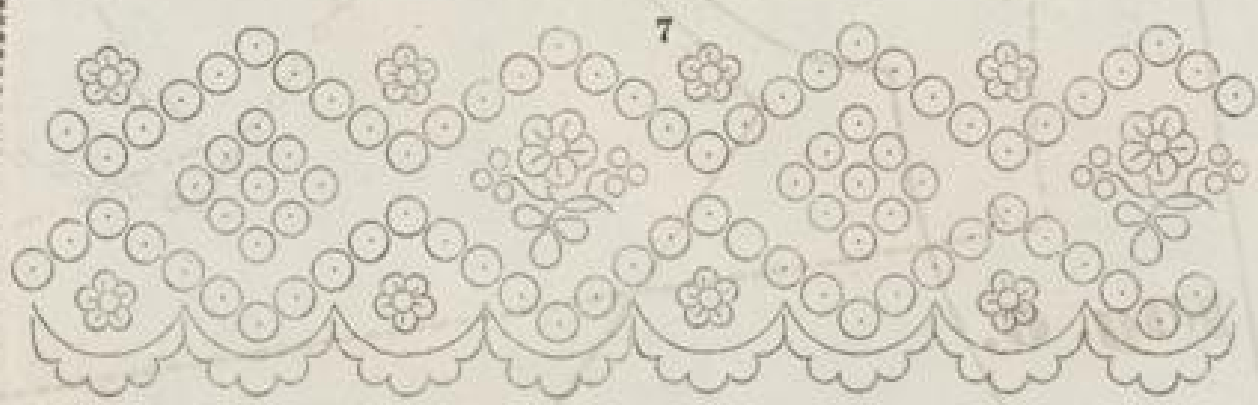


Fig. 21.



N V. Schnitt eines Mittels für Kinder von 3-4 Jahren.
 (Erklärung zur Abbildung im Querformat.)
 Fig. 20. Vordertheil. — — — — —
 Fig. 21. Gürtel des Rückentheils. — — — — —
 Fig. 22. Gürtel des Brusttheils. — — — — —
 Fig. 23. Der Brusttheil. — — — — —
 Fig. 24. Der Rückentheil. — — — — —

N VI. Schnitt eines Mittels für Kinder von 6-7 Jahren.
 (Erklärung zur Abbildung im Querformat.)
 Fig. 25. Die Gürtel des Brust- und Rückentheils.
 Fig. 26. Der Brusttheil. — — — — —